This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

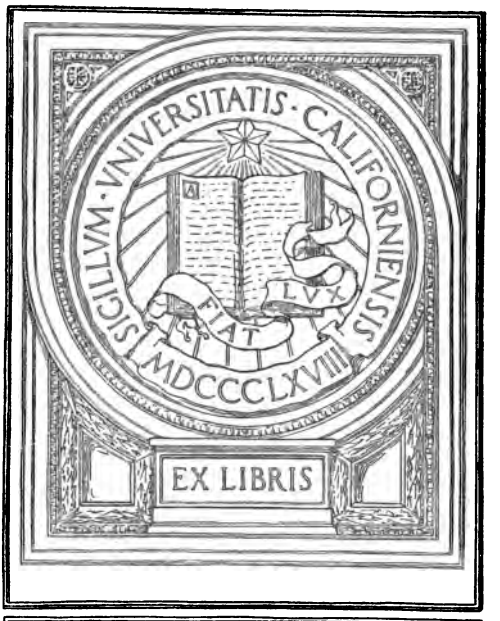
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 156 186

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·



· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·

B. Auerbach:

Schrift und Volk.

Schrift und Volk.

Grundzüge

der

volksthümlichen Literatur,

angeschlossen an eine

Charakteristik J. P. Hebel's.

Von

Berthold Auerbach.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1846.

Inhalt.

Seite

Ein Kranz auf Hebel's Haupt 1

Die Dichtung aus dem Volke, mit beſonderer Beziehung auf Hebel.

Der Begriff Volk in ſeiner Beziehung zur Literatur. Das Volksthum. Die Naturdichter 15

Die dichteriſche und philoſophiſche Ferne. Der rechte Mittelpunkt 22

Entzweiung und Vereinung. Die Erinnerung in ihrer doppelten Bedeutung 26

Das Dorfkind und ſeine dichteriſche Welt 31

Die Heimkehr 38

Wirklichkeit und Wahrheit 42

Fremde Stoffe und heimiſche Anſchauung. Die Schönheit und Heiligkeit des modernen Lebens . 47

Seite

Der Volksgeist und der allgemeine Menschengeist. Das Besondere und das Allgemeine 52

Der Selbstzweck 61

Einwirkungen der Zeit. Anregungen und Zufälle. Genetische und anekdotische Auffassung der Geschichte 64

Die volksthümlichen Stoffe und ihr Publikum . . 71

Das Volksthümliche und die romantische Schule. Hebel und die Romantik 78

Die mährchenhafte Gestaltung, das zauberisch Dämonische und das Volksthümliche. Das Mißliche der Nutzanwendungen 99

Schiller's Ideal eines Volksdichters. Idealistische und realistische Dichtungsart 113

Die tragische Schlußwendung der Volksgeschichten. 127

Das Volksthum gegenüber dem Polizeistaat und der Kirchenpolizei 134

Die volksthümliche Sprache überhaupt und die Mundart insbesondere. Die Dichtung in der Mundart. Ein Wort über das Volksdrama . . . 142

Die volksthümliche Dichtung und die praktische Humanität 162

Die Dichtung für das Volk, mit besonderer Beziehung auf Hebel.

Flüchtiger Abriß der höheren und volksthümlichen Bildungsgeschichte 182

Seite

Ueber allgemeine Zweckmäßigkeit der Volksschriften und ihren Inhalt 190

Die volksthümliche Sprache nur bei freien Völkern und durch die freie mündliche Rede 205

Einzelnes über die volksthümliche Sprache, ihre Hindernisse und ihre Förderung 214

Die deutsche Volksschrift muß dichterisch sein. Eine Maaßgabe der volksthümlichen Musik 228

Der einheitliche und persönliche Charakter in der Volksschrift 235

Die örtliche und landsmännische Volksschrift . . . 242

Hebel's volksthümlicher Styl 253

Das Pikante und Interessante in seinem Verhältniß zur Volksschrift. Der Skandal und das Aufsehenerregende 261

Der Humor in der Volksschrift, die pure Lustigkeit, die Poesie der Dummheit, der Spaß und Schwank 272

Die Gaunergeschichten und die Lügenpoesie. . . . 285

Das Religiöse in der Volksschrift. Ein Wort über die Volkspredigt. Das Subjektive in der Religion. Positives und Oppositionelles. . . . 296

Die Bibel als deutsches Volksbuch. Der Bibelton in der Volksschrift 319

Die Verhöhnung und Verzweiflung und ein frisches Herz. 327

Volksschrift und Kinderschrift 336

Die volksthümliche Auffassung der Geschichte. Eine Versündigung 344

Seite

Der Patriarchalismus und der freie Staat. . . . 352

Einzelnes zur Charakteristik Hebel's. Deutsche Herrenfurcht. Nachwirkungen des Jugendlebens. Das Nachgiebige. Staatsdienst und Schriftstellerei 370

Die Lebensfrage der Civilisation. Der Pauperismus und die Volksschrift. Die freien Vereine 386

Ein frommer Wunsch 405

Ein Kranz auf Hebel's Haupt.

Es war ein ſchöner, linder Maiabend, es zog mich nach dem friſchen, heitern Grün; ich ging in den Schloßgarten zu Karlsruhe. Die Nachtigallen ſchmetterten mächtig ringsum, die Finken und Amſeln ſchlugen drein und von fernher ſchickte der Kukuk ſeinen Ruf. Ja, guck! guck! ruft's, wenn alles Leben neu erwacht. Laß von dem Vogel dich ermahnen, ſchau um dich, blick aus den Kämpfen und Nöthen der Zeit auf die ſich neu offenbarende Herrlichkeit der Natur!

Ohne daß ich's wollte, ſtand ich jetzt vor dem Denkmal Hebel's. Ein Kranz auf Hebel's Haupt! Was ſoll das bedeuten? Ich las die Inſchrift

auf dem schwarzen Sockel des Denkmals: J. P. Hebel, geboren den 10. Mai 1760.

Treue Freundeshände, vielleicht vor Alter zitternd, haben in stiller Morgenstunde dem geschiedenen heitern Genossen an seinem gestrigen Geburtstage den Kranz auf die Stirne gedrückt. Kein Gesang von Menschenstimmen ertönte zu deinem Lobe. Dort von dem Kastanienbaume, mit seinen Blüthenkerzen geschmückt wie ein Weihnachtsbaum, aus den Büschen und Zweigen jubelten die Vögel so hell, wie in den Tagen, als du im einsamen Wiesenthale ihnen barfuß nachkletterteſt.

Warum trägst du deinen Kranz so einsam, du Mann des Volkes? Warum schauen uns nicht die tausend Dankesblicke derer daraus entgegen, die du mit deinen lieblichen Gebilden erquickteſt? Finden sie den Weg nicht her in den Schloßgarten, wo man dein goldglänzendes Haupt so verlassen aufgestellt? Sind die Augen der Menschen so

gefangen von dem Frühling der Natur oder dem Frühling einer neuen Zeit? Oder liegt in der Erinnerung an dich ein Etwas, das die warme, nachhaltige Theilnahme hindert?

Wie bald sind die Todten vergessen!

Da drinnen, in jenem Eckhause der Ritterstraße, haben heute die Volksvertreter in großer Mehrheit die Acht und Aberacht über die Censur ausgesprochen. *) Dem deutschen Volke, das an Biedersinn und Einsicht keinem nachsteht, muß doch endlich der volle freie Gebrauch seiner Geisteskräfte werden. Aufgeschlossen sei der reiche Schacht des Wissens und der Kraft, und alles Volk soll seiner inne werden.

Auch dein harmloser Weg, rheinländischer Hausfreund, wurde unterbrochen, da du an die Schranken der Censur anprallteſt, du zogſt dich verdrossen zurück. Das ist eine der traurigsten

*) S. die Landtagszeitung vom 11. Mai 1844.

Folgen der geistigen Bevormundung, daß sie auch die harmlosesten Naturen verscheucht oder zu verbitterten umwandelt.

Wenn wir noch heute — unter den Schranken der Gewalt, der überkommenen und der erneuten Knechtschaft und der Ueberfluthung durch die Ausländerei — den Frohmuth und den unverwüstlichen Kern des Volkes wach zu rufen und zu heiligem Glanze zu entfalten trachten, dürfen wir auch der Altvorderen nicht vergessen, die in ihrer Weise, mitten unter Kriegsnoth, wie in den darauf folgenden Zeiten der Schlaffheit und Enttäuschung, in Scherz und Ernst zu dem Volke sich stellten.

Und hier steht Hebel mit oben an.

Wollen wir die Altvorderen für unsere Zeit neu begreifen, müssen wir sie aber auch, um gerecht zu sein, aus ihrer Zeit fassen.

* * *

Mit dieſen Worten habe ich vor nun mehr als zwei Jahren den Entwurf zu einer Charakteriſtik Hebel's niedergeſchrieben; ich laſſe ſie als ſolche ſtehen, nicht blos weil ſie die Atmoſphäre bekunden mögen, in welcher der Keim dieſer Schrift aufging, ſondern auch aus allgemeineren Gründen. In dieſem Augenblicke erneuen ſich die Kämpfe um das gute Recht in jenem Eckhauſe der Ritterſtraße mit gehobener Tapferkeit; der Frühling iſt wieder da, ſo herrlich und ſchön wie in jenen Tagen; die Cenſur und alle Schmach und Noth iſt auch noch da und immer kläglicher, weil Jahre vergebenen Kampfes dahin Das iſt unſere neuere Geſchichte....

Man muß ſich bemühen, darüber hinweg in eine beſſere Zukunft zu ſchauen, um nicht in thatenloſen Ingrimm zu verſinken.

All unſer literariſches Thun erſcheint uns ſo erbärmlich und nichtig, wenn wir den Bann und Druck, der auf unſeren Geſammtzuſtänden laſtet,

wenn wir die gewaltige Noth im großen Ganzen ins Auge faſſen. Und doch muß jeder dichten und trachten, von ſeiner Stelle aus im Kleinen zu wirken und vorzubereiten, was er vermag.

Ich wage hier den Verſuch, mich theoretiſch über ein Literaturgebiet auszuſprechen, in deſſen Verwirklichung ich nach Kräften bemüht bin. Ich weiß wohl, welchen Verunglimpfungen ich mich ausſetze, bin aber auch der Zuverſicht, daß ein ehrlich Wort noch immer einen guten Ort findet.

Die allgemeine Begründung einer Richtung, in der man ſelber ſteht, kann leicht als bloße Anwaltſchaft für die eigenen Beſtrebungen mißdeutet werden. Uebelwollende werden durch eine gegentheilige Verſicherung, daß es ſich ums Allgemeine handelt, keine andere Anſicht gewinnen; vertrauende Leſer werden erkennen, daß man an der abgeſchloſſenen Bildung einer Zeit oder Perſon ſich am Beſten zur Klarheit hindurcharbeitet. Und warum ſollte denn zu theoretiſcher Begrün-

dung einer erneuten Richtung ein Solcher unberechtigt sein, der mit in derselben begriffen ist?

Die erneute volksthümliche und volksmäßige Richtung der Literatur wurde auch bereits als vergängliche Tagdienerei bezeichnet. Ich glaube, daß dies auf einem Mißverstande beruht. Das stets fortquillende Leben wird auch immer verwandte Blüthen in der Poesie treiben. Und wäre diese Richtung auch eine vorübergehende — was ich nicht glaube — so könnten doch die Vertreter derselben sie nicht als solche fassen. Kein Individuum, keine Nation, keine Zeit kann etwas Lebendiges zu Stande bringen, wenn sie ihr gegenwärtiges Streben von vorn herein blos als Stimmung, als relatives Leben betrachtet. Das ist der Wurm, der so viele frische Blüthen tödtet. Mag die fortschreitende Zeit das in Wissenschaft, Kunst und Leben als absolut Betrachtete blos in einer relativen Geltung aufnehmen und einrei-

hen; das Gegenwärtige bedarf der ungetheilten abſoluten Hingebung.

Niemand kann über ſeinen Schatten ſpringen; will er ihn los ſein, muß er warten, bis die Sonne über ſeinem Scheitel ſteht, den Schatten in ſich aufhebt, dann aber auch ſich ſelber zum Untergange neigt.

Dabei ſollte es kaum der Erwähnung bedürfen, daß die volksthümliche Literatur nur den ihr gebührenden Raum neben anderen, höhere und allgemeinere Denk- und Lebenskreiſe in ſich ſchließenden Strebungen einzunehmen hat.

Bei der Ausarbeitung vorliegender Schrift erweiterte ſich der anfänglich beabſichtigte Beitrag zur Charakteriſtik Hebel's zu allgemeinen Erörterungen und Beſtimmungen. Ich wollte ſie nicht zurückhalten, weil ſie vielleicht manchem Gleichſtrebenden von Nutzen ſein und manchen Fernſtehenden über eine Richtung der Gegenwart verſtändigen mögen. Vieles, was hier zur Sprache

kommt, mag beim erſten Anſchein befremden, aber es gibt keine Frage von Welt und Zeit, die nicht in beſonderer Faſſung in den Bereich der Volksſchrift gehört. Ich habe meine Anſichten offen ausgeſprochen, weil ich das Recht und die Pflicht erkenne, auch meine Anſchauung offen darzulegen und meine Stimme abzugeben. Ich verkenne die Lücken- und Mangelhaftigkeit meiner Anſichten nicht. Tritt aber Jeder offen heraus, ſo werden wir Alle gemeinſam die Wahrheit finden.

An die Betrachtung der zwei Erſcheinungsarten ein und deſſelben Weſens (Dichtung aus dem Volke und für das Volk), wie ſie in einer abgeſchloſſenen geſchichtlichen Perſönlichkeit heraustraten, ergaben ſich allgemeine Geſetze. An einem concreten Leben war hier manches Abſtracte leicht anſchaulich zu machen. Was bei anderen Gelegenheiten langer Erörterung und Einleitung bedurft hätte, war hier mit wenigen Strichen ins Licht zu ſtellen.

Wenn ich an einem, in vielem Betracht ſo vortrefflichen Vorgänger wie Hebel Mängel erkenne, ſo bin ich weit entfernt, mich mit ähnlichem Streben überheben zu wollen. Die Erkenntniß der Mängel Anderer ſetzt noch lange nicht den Beſitz ihrer Vorzüge voraus, ja, man iſt durch Einſicht der Mängel noch nicht einmal ſicher, ſolche zu vermeiden. Wie ſchwer iſt es, in allen Dingen, Erkenntniß und That zu einen.

Von Hebel ausgehend und auf ihn zurückkehrend, ſtellen ſich hier einige Grundzüge der volksthümlichen Literatur heraus, die weder auf ein geſchloſſenes Syſtem, noch auf geſchichtliche Vollſtändigkeit Anſpruch machen wollen.

Leipzig, den 30. Mai 1846.

Die Dichtung aus dem Volke, mit besonderer Beziehung auf Hebel.

Der Begriff Volk in seiner Beziehung zur Literatur. — Das Volksthum. — Die Naturdichter.

Wenn wir nach der Seite des Geistes und dessen Erscheinung in der Literatur den Begriff Volk abmarken wollen, so mögen wir darunter diejenige große Zahl der Menschen verstehen, die ihre Lebens- und Weltanschauung vorherrschend aus selbständiger Erfahrung und der unmittelbaren Gegenwart zieht. Einzelne geschichtliche Ueberlieferungen, aus dem Privatleben wie aus öffentlichen Schicksalen, ragen da und dort herein, ordnen sich aber nicht zu einem nothwendigen übersichtlichen Zusammenhange. Die Grundsätze und Ansichten verknüpfen sich nicht zu einem Systeme, mit innerer Folgerichtigkeit und einem obersten Satze, sondern stellen sich als Volksweisheit lose

neben einander als Sprüche, die innere Wahrheit aus sich und nicht aus einem Princip erweisend. Die abstracten, allgemeinen Gesetze und Regeln sind hier nicht maßgebend, das Erfahrungsmäßige, sowie das in den verhüllenden Formen des Symbols überkommene Allgemeine herrscht vor. Eine Vermittlung und Entwicklung durch fremde Einsicht und namentlich durch Bücher ist hier wenig ersichtlich. In sich selbst gefestigt entfaltet sich hier der urthümliche Menschengeist nach seinem innern organischen Triebe, gehemmt oder gefördert von außen durch jeweiligen äußern Einfluß.

Dieser Besonderheit des aufnehmenden Geistes entspricht auch andererseits die hervorbringende Kraft desselben. Wie die Weltweisheit sich als Spruch gestaltet, so auch das Gefühl in seiner reinen Subjectivität als Stimmungslied. Die ursprünglichste Poesie als lyrischer Empfindungserguß findet daher im Volksliede den reinsten Ausdruck, zu dem selbst die höchsten Genien aus allem Kunstbewußtsein wieder zurückkehren. Je zuversichtlicher in sich die Zeiten waren, um so

mehr blühte das Volkslied; es gibt eine momentane Empfindung, keine geschlossene Weltanschauung in allseitiger Breite und Ausführung, und doch, wenn diese Lieder aus verschiedenen Jahrhunderten und Gauen neben einander stehen, sind es die Klänge ein und derselben Seele. Dies ist, was wir hier als das Herz des Volksthums bezeichnen dürfen. Das ureigene Gemüthsleben eines Volkes prägt sich in Spruch und Lied, in Bräuchen und Sitten, sowie in der Sagenbildung aus, die mehr eine Beherrschung und Deutung der Außenwelt anstrebt.

Zu diesen flüchtigen Andeutungen bringt die Gegenwart das neue Moment, daß die heutige Weltbildung eine so unfertige, daß die Pädagogik so viel fremde Elemente hereingetragen, die den rein lyrischen unmittelbaren Erguß verdrängt haben und noch keine allgemeine Bewältigung und Umkehr zur reinen Naivetät zu Stande kommen ließen.

Das Volksthum ist die innerste Lebensbedingung in allen Kreisen eines Nationalkörpers, dennoch aber findet es sich in seiner eigenthüm-

lich besondern Ausprägung wesentlich in dem sogenannten gemeinen Mann. In dieser Beziehung läßt sich von einer volksthümlichen Literatur reden, die nicht sowol ein Gegensatz zur nationalen, als vielmehr ihr ursprünglicher Ausgangspunkt ist.

Alles das, was nun im Volke blos Leben ist, rein im Geiste aufzufassen, abspiegelnd und frei gestaltend in die Literatur überzutragen, dazu erheischt es, daß man äußerlich, oder mindestens zeitweise innerlich aus jenem Leben herausgetreten sei.

„Wer nicht hinauskommt, kommt nicht heim", sagt das Sprüchwort; ich möchte dies auch in geistiger Beziehung geltend machen. Die still in sich ruhende Naivetät hat ihre eigene Welt noch nicht überwunden, sie beherrscht sie nicht; sie steht in sich fest wie ein reines Naturerzeugniß. Erst wenn man sich entäußert, an die Außenwelt hingegeben oder verloren, kehrt man bewußten Geistes wieder zur eigenen Welt zurück, wie man die Muttersprache eindringlicher versteht und gebraucht, nachdem

man fremde Sprache und Ausdrucksweise erforscht hat. — Wer nicht hinauskommt, kommt nicht heim.

Bei aller Schriftfähigkeit wird daher ein Mann, der ganz und unmittelbar im Volke steht, sich selten gedrungen noch geeignet finden, die eigenen Zustände anschaulich zu schildern oder frei zu gestalten. Es ist auch thatsächlich, daß, trotz der allgemeinen Schulbildung, die Interessen und Zustände des Volkslebens fast ausschließlich von sogenannten Höherstehenden, von Gelehrten u. s. w. vertreten und dichterisch dargestellt werden.

Die Hervorbringungen der sogenannten Naturdichter (eine Bezeichnung, die bei der heutigen allgemeinen Schulbildung alles wesentliche Merkmal verloren hat) neigen sich vorherrschend auf andere als ihre unmittelbaren Lebenskreise, namentlich in Deutschland; sie zeigen uns weit mehr, wie sich die fremde Welt in dem Auge dessen spiegelt, der aus seiner engumgrenzten Lebensstellung heraustritt. Dies wäre, wie in alten Zeiten, ein Gewinn für die volksthümliche Poe-

ſie, wenn eine urſprüngliche Empfindung dabei zu Tage gefördert würde; aber meiſt verlieren ſie ſich in das Traditionelle, Herkömmliche, was wir von anderer Seite übergenug haben. Die heutigen Naturdichter vertiefen ſich minder in ihr eigenes Sein, ſondern ſchweifen gerne in ausgetretenen Geleiſen in fremdes Leben; darum legen ſie auch weit mehr Nachdruck und Bedeutung auf das eroberte Allgemeine, als auf das urſprünglich gegebene Beſondere. Die Gelehrſamkeit, die Breite fremder Anſchauung imponirt ihnen, ſie geben dafür die Urſprünglichkeit ihrer Empfindung und ihres Ausdrucks, all die großen Vortheile eines ſcharfkantigen Naturells für den feinen Schliff der conventionellen Bildung hin.

Und doch liegt auch hierin wieder eine Verſöhnung und wir mögen darin bereits einen weſentlichen Grundzug im Dichten und Trachten des Volksgeiſtes erkennen: aus ſich herausrettend, drängt er ſich fremden Welten zu und ſtrebt ſie mit ſich zu vereinbaren. Im Verlaufe dieſer Schrift wird uns dies noch be-

ſtimmter entgegentreten, hier mag es uns nur auf den wunderſamen Zuſammenhang des Menſchenlebens hinweiſen. Jegliches ſtrebt aus ſich und ſeiner gegebenen Umgrenzung hinaus und verſenkt ſich in ein anderes, herauf und herab zieht ſich ein tiefes Verlangen und macht alles Menſchenleben zur Einheit.

Die dichteriſche und philoſophiſche Ferne. — Der rechte Mittelpunkt.

Alles nach Raum und Zeit Ferngerückte wird von einem Dufte überhaucht, der die ſcharfen Sonderungen bis zu einem gewiſſen Grade verſchmilzt und uns ein Geſammtbild gewinnen läßt. Hat aber euer Fuß jene blauen Höhenzüge in langſamen Schritten durchwandert, ſo wird das, was ihr nun mit Einem Blicke überſchaut, noch viel mehr als blos einen allgemeinen Eindruck erzeugen.

Wie für die Anſchauung, ſo iſt auch für die Erkenntniß die Ferne von beſonderer Bedeutung. Erſt durch ſie erſcheint das Vereinzelte als großes Ganzes und Einheitliches und offenbart uns ſo den ihm innewohnenden allgemeinen Gedanken.

In der Nähe verwirren oft die tausend Einzelheiten den Blick und halten ihn an Untergeordnetem fest; die Schönheit, die über dem Ganzen ausgebreitet ist, wird durch vieles Widrige, was uns nahe rückt, verdeckt und verdrängt, der innewohnende Gottesgedanke, wie man es nennt von tausend kleinen Menschlichkeiten zersplittert, man gelangt nicht zum Gemeinbegriffe, weil sich alles in Einzelheiten auflöst, und, wie der tiefdeutige Volksausdruck sagt: Man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Gleicherweise erhebt sich auch die Phantasie in der fernenden Stellung aus dem Pathologischen des unmittelbaren Eindruckes in das frei Lebendige, in das bewältigend Schöpferische. Darum werden Dichter und Philosophen oft rückwärts gekehrte Propheten. Sie sprechen den ewigen Gedanken aus, der das Vergangene belebte und jetzt, aus der geschichtlichen Ferne, unbehinderter erfaßt werden kann.

Nur die größten Geister vermögen es, sich so in sich zu vertiefen, daß sie in sich selber den Gesammtgehalt ihrer Epoche fassen und harmo-

niſch geſtaltet heraustreten laſſen. Mitten in der Gegenwart ſchwingen ſie ſich auf eine weit über ihr ſtehende Höhe, ſie ſtehen auf der Höhe ihres eigenen Seins, das ſcheinbar weit über die Gegenwart hinausragt, in der That aber nur im wirklichen Mittelpunkte derſelben ſteht, während Andere ihre vereinzelte Stellung für den wirklichen Mittelpunkt anſehen. Die beherrſchende Kraft und Allgemeinerkenntniß beſteht nicht darin, daß man außerhalb der Welt und Zeit, ſondern daß man in ihrem innerſten Kern ſtehe, wie ja auch Gott ſelber inwohnender Mittelpunkt und Kern des Alls und jeder Einzelerſcheinung iſt.

Der rechte Mittelpunkt läßt Philoſophen und Dichter eine Fern- und Ueberſicht gewinnen, von der aus ſie das Gegenwärtige wie ein Vergangenes und Fernes ſchauen; unbehindert von den tauſend Einzelheiten, den allgemeinen ihnen inwohnenden Gedanken offenbaren, Träger deſſelben aufſtellen, die, mit individuellem Leben ausgeſtattet, das allgemeine Zeitbewußtſein in ſich darſtellen. Von dieſer Höhe der Offenbarung aus werden ſie dann Propheten in der eigentlich-

ſten Bedeutung des Worts, ſie ſchauen auf dem Boden der Phantaſie ſtehend das innerſte Leben der Wirklichkeit, werden Verkündiger des Ewigen in ſeiner endlichen Erſcheinung, in der Zeit; ſie erlöſen den dunkel und zerſtreut in der Bruſt der Einzelnen wohnenden Geiſt, indem ſie ihn klären und zuſammenfaſſen, ſie werden Verkündiger deſſen, was aus den wirren Kämpfen der Einzelkräfte ſich harmoniſch entwickeln wird und ſoll.

Das iſt nur Wenigen verliehen. Der ſchaffende und erkennende Geiſt wendet ſich daher meiſt zu dem wirklich Vergangenen, zu dem im fremden oder eigenen Leben Verſchwundenen, oder ſchafft aus der Vollkraft der ſelbſtherrſchenden Phantaſie willkürliche Gebilde.

Entzweiung und Vereinung. — Die Erinnerung in ihrer doppelten Bedeutung.

Der bewußte Menſchengeiſt ſieht ſich in die Welt verſetzt, die ihm der Räthſel ſo manche aufwirft; er ſucht die Welt zu beherrſchen, indem er ihren Geſetzen nachgeht, ſie mit ihrem eigenen und ſeinem Weſen in Einklang erkennt. Die Vergangenheit des Menſchengeſchlechtes, ſeine Geſchicke und Wendungen leben neu auf in ſeiner Bruſt und er tritt durch ſie das reiche Erbe der Gegenwart an.

Das Leben des Einzelmenſchen, der auf der bewußten Höhe der Gegenwart ſteht, iſt aber ſchon in ſich ein Abbild vom Leben des Menſchengeſchlechts, und vermag er es, ſeine Vorgeſchichte ſo in ſich aufzunehmen, daß auch kein Moment

daraus verloren gegangen ist, so erhebt er sich zu einem harmonischen Ganzen.

Zieht es ihn nun hinan zu einem Jenseits, das in seinem eigenen Leben lag, zu Gestalten und Bildern, die an seinem eigenen, kindlich hellen Auge vorüberzogen, zu Regungen, die in träumerischen Keimen die kindlich stille Brust bewegten — vermag er es sie fest zu halten und in ihr Recht einzusetzen, so feiert Vergangenheit und Gegenwart eine wehmüthig frohe Versöhnung; Friede ist zwischen der Welt da draußen und in ihm, ein Friede, der es vergessen macht, daß je Kampf, Entfernung und Entzweiung war. Er hat eine selbständige, mystische und doch zugleich vernunftklare Wiedergeburt gefeiert.

Wie der Baum sein Wurzelgeäste tief in den dunkeln Schoos der Erde senkt, Wärme und Saft aufsaugt, so breitet er hoch oben seine Zweige aus, Licht und Luft trinkend, Blüthe und Frucht treibend. Fest steht er mit prangender Krone im freien lichten Raume und mit reichem Wurzelgeäste im gebundenen dunkeln Grund. —

Ich habe es versucht, einen Blick in die geheimnißvolle Werkstätte des schaffenden Geistes zu öffnen, um daraus erkennen zu lassen, welche allgemeinen Grundgesetze einen Mann aus dem Volke dahin führten, seine Vergangenheit dichterisch aufzuerwecken, und wie der Friede, der in den meisten solcher Gebilde sich kund gibt, noch ein anderer ist als der, den der idyllische Stoff mit sich führt.

Nach Raum und Zeit waren dem Dichter Hebel die von ihm geschilderten Zustände entschwunden, sie hatten aber in einer stillen Bucht seiner Seele stets in ihm geruht, und jetzt erschlossen sie ihm von neuem ihre Schönheit und ihren allgemeinen Gedanken.

Die Sehnsucht war es, die zuerst sein inneres Leben dichterisch heraustreten ließ; seine Dichtung war eine Heimkehr zu den Seinen und eine Einkehr in sich selber. Sie war eine Erinnerung sowohl in dem Sinne, daß die verschwundenen Gestalten und Gemüthsregungen wieder neu vor dem Geistesblicke auflebten, als auch in dem höheren Sinne, daß das Alte, halb Erloschene und

Verwischte freier, reiner und tiefer wieder in die Seele, in das Innere hereingenommen, in dieselbe verwebt, er-innert wurden.

Liegt hierin eine Folgerichtigkeit, daß dem schaffenden Geiste gewissermaßen sein eigenes Selbst und die lieblichsten Gebilde der Außenwelt abhanden gekommen sein müssen, damit er sich selbst und seine Welt wieder neu gewinne und auferbaue und sich nun frei darein versenke und verliere?

Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen, sagt ein tiefbedeutsamer Spruch der Bibel, der auch hier seine Anwendung finden mag. Wer sein Dasein in reiner Unmittelbarkeit, in Liebe hingegeben, der findet es reicher wieder.

Nach der Deutung eines alten Denkers sollen Philosophie und Religion ihren verborgensten Quellsprung in dem Sehnen der Seele nach einem verlorenen Urzustande haben, der diesem Erdendasein vorausging. In anderer Weise mögen wir dies weit eher von dem dichterischen Schaffen und Sehnen annehmen, minder von

dem, das eine äußerlich nie erschaute Welt aus der Machtvollkommenheit der Phantasie schafft, als hauptsächlich von dem, das eine Wiederschöpfung des geschichtlich Dagewesenen ist.

Die schwierigste und geheimnißreichste Besonderheit des dichtenden Geistes ist, sich dem Gegenwärtigen, seinen Eindrücken und Einflüssen vollkommen hinzugeben, sich an dasselbe zu entäußern und doch wiederum sich selbst und die empfangenen Eindrücke heraus zu retten, frei zu schaffen und zu gestalten.

Wie leicht erklärt sich da ein Rückgang auf Jugendeindrücke, in der noch die naivste und fortgesetzte Hingebung war.

Das Dorfkind und ſeine dichteriſche Welt.

Hebel war ein Dorfkind. Hiermit iſt die Kernwurzel ſeines Lebens und Dichtens bezeichnet.

Die Idylle kehrt vorzugsweiſe auf das Jugendleben der Menſchheit, oder auf das eigene Kinderleben zurück, dort verliert ſie ſich leicht in Idealismus, hier gewinnt ſie einen realen Boden.

Ein Dorfkind erwächſt noch unter urthümlichen und naturgemäßen Zuſtänden. Ueber das Kindesalter hinaus ragt das Naturgemäße des Dorflebens als Ganzes nicht, hier brechen ſofort die Zwieſpältigkeiten eines unfertigen Culturlebens um ſo ſchneidender hervor, weil es nicht wie in höheren Bildungskreiſen zu einem gewiſſen Abſchluſſe gebracht wird. Naturwidrigkei-

ten mannigfacher Art erſcheinen deshalb. Die ſtaatlichen, kirchlichen und doktrinären Elemente im weiteſten Sinne, die auf fremden Gebieten erzeugt wurden, können ſelten bis zu dem Endpunkte verarbeitet werden, wo ſie kein fremdes mehr ſind und als ſelbſteignes Erzeugniß daſtehen.

Das Kindesleben dagegen befindet ſich noch weſentlich in naturgemäßen Zuſtänden. Das Kindesalter wird hier noch nicht blos als eine Uebergangsſtufe betrachtet und in ſeinem Selbſtzwecke getödtet durch Vorbereitung für den einſtigen Beruf.

Wenn wir den Satz im Auge behalten, daß der erfüllte Menſchengeiſt individuell den Bildungsgang der geſammten Menſchheit durchlaufen und deſſen Ergebniſſe in ſich verarbeitet haben muß, ſo mögen wir im Leben des Dorfkindes ein lebendiges Abbild der erſten Stufe menſchlicher und menſchheitlicher Entwicklung erkennen. Wir können es als die in jedem Einzelnen wiederkehrende Stufe des Patriarchenthums bezeichnen. Hier iſt noch der unmittelbare Zuſammenhang

mit der Natur, mit Bäumen, Pflanzen und Thieren. Der noch unentwickelte Menschengeist fühlt sich ihnen nahe und verwandt, er lebt mit ihnen, Baum und Strauch sind seine Genossen, er gedeiht still wie sie. Besonders hingezogen fühlt er sich zu den Thieren, die ihm mit ihrem individuellen Leben näher stehen; er trägt seine eigenen Empfindungen auf sie über und dichtet ihnen wie den stummen Umgebungen die Menschennatur an. An dem Pflanzen- und Thierleben, an dem Eingehen in dasselbe und an dessen harmloser Betrachtung als eines ihm ähnlichen, erwacht nach und nach das Menschenleben in seiner Besonderheit. Es löst sich so zu sagen allmälig ab von dem tellurischen Zusammenhange und wird ein freies, eigenthümliches. Im Hintergrunde der Seele aber bleibt das innige Verständniß der belebten und leblosen Natur, die Vertrautheit mit ihren Wandlungen und die Liebe zu ihr, der Mutter Aller, denn man ruhte einst still genährt und getragen in ihrem Schooße.

Was als Anforderung des Menschlichen, in seinem Verhältnisse zu sich und zur Gemeinschaft,

auf dieſer Stufe ſich geltend macht, erſcheint in der Form des Gebots auf der einen und des Gehorſams auf der andern Seite. Weiter hinauf iſt es das Orakel von Weiſen und Verehrten. Der Gehorſam als ſolcher greift nicht in die Seele hinein, ſie aufrüttelnd und umgeſtaltend, ſondern verlangt nur momentane äußere Unterordnung. Das „du ſollſt" und „du ſollſt nicht" entſpricht der erſten Entwickelungsſtufe des Menſchengeſchlechts und des Menſchen.

Was ſich als höhere, allbeherrſchende Macht aufdrängt, erſcheint auf dieſer Stufe in dem Schauern der Ahnung als Myſtiſches, Mährchenhaftes und Zauberiſches.

Wie die Natur hier, ſo weit ſie offenbar iſt, ſich frei darſtellt, nicht gedeutet und gedeutelt von fremdem Bewußtſein, ſo liegt auch das umgebende Menſchenleben ſelbſt der Kindesſeele erſchloſſen da. Wie es auf dem Lande keine weſentlich verſchiedenen Kindertrachten gibt, ſo iſt auch der Dorfknabe in ſeinem Thun und Schauen ein Bauer in verkleinertem Maßſtabe. Hier iſt eine kleine Welt, die leicht vom Geiſte bewältigt wer-

den kann. Man kennt die Menſchen alle bei Namen und ſelbſt in ihren Verhältniſſen. Wie man ſich beim Begegnen grüßt und anſpricht, ſo hat jeder ein Wort für den andern, eine Beziehung zu ihm. Selbſt das kleine Kind iſt hievon nicht ausgeſchloſſen. Die junge Seele gewöhnt ſich nicht daran, ſtündlich an Menſchen vorüberzugehen, die man nicht kennt, zu denen man keine Beziehung hat, die uns ſo fremd ſind wie ferne Weltkörper. Dadurch bildet ſich im Geiſte des Dorfkindes eine Gemeinſamkeit des Lebens aus, ein familienhafter Zuſammenhang. Wer auf einem Dorfe oder in einem kleinen Städtchen geboren und aufgewachſen iſt, erinnert ſich oft wunderbarerweiſe der verſchiedenſten eigenthümlichen Menſchen und Schickſale, die leibhaftig vor ſeine Seele treten, ohne daß ſie in längerer oder näherer Verbindung zu ihm geſtanden.

In ſpäteren Jahren läßt ſich dieſe kleine Welt nicht mehr ſo als ganze erfaſſen, ſie deutet den Beſchauer ſtets auf die größere hin und erſcheint als Bruchſtück. Der betrachtende Geiſt, aus entferntem Lebenskreiſe herzutretend, ruht nicht

mehr ſo ſein ſelbſt vergeſſen auf den Dingen. Man iſt zu ſehr mit Allgemeinem oder mit perſönlichen Schickſalen und Beſtrebungen erfüllt und muß nothwendig, während ſolches die Bruſt bewegt, gleichgültig an tauſend Dingen vorübergehen, ohne die Seele von ihnen gefangen nehmen zu laſſen.

Darum können auch Lehrer, Pfarrer und Beamte ſelten ſo in das Dorfleben eindringen, wie ein Kind, das von Jugend auf in ſolches verſenkt war. Vermögen ſie es auch — was ſelten geſchieht — durch die Häßlichkeiten und Verkehrtheiten hindurch zur Hoheit des ewig Menſchlichen zu dringen und ſich dieſen Kern rein heraus zu ſchälen, ſo haben ſie meiſt zu vielerlei fremde Gedanken und Reflexionen, während ſie dieſes Leben betrachten; dies Leben wird nicht ihnen eigen, weil ſie nicht ſein eigen waren.

Ich möchte daher behaupten, daß nur ein Eingeborner das Volksleben in ſeiner Innerlichkeit erfaßt.

Der Knabe, beſonders im jugendlichſten Alter, gehört ganz dem an, was ſich gerade vor ſein Auge rückt; er bleibt überall ſtehen, verliert ſich

ganz in das Begegnende und seine Interessen und nimmt es ganz in sich auf. Von keinem fremden hofmeisternden Bewußtsein belauscht, berichtigt oder in einen entsprechenderen Sehwinkel gestellt, nimmt er die Dinge mit ihren oft verwirrenden, dabei aber auch charakteristischen Eigenthümlichkeiten in sich auf. Er hegt eine Welt in sich, von der Niemand, er selber kaum etwas weiß. Staunend mag er dann später diese Gestaltungen in sich auftauchen sehen und freiwillig erwecken *).

*) In dem wunderſam ſchönen Geſpräche, „Die Baumzucht" betitelt, läßt ſich Hebel in der Rede und Gegenrede zwiſchen ihm und dem Adjunkt in folgender Weiſe aus: „Man denkt doch am längſten daran, was einem in der Jugend begegnet iſt," bemerkt der Adjunkt. „Das geht natürlich zu," ſagt der Hausfreund, „man hat am längſten Zeit, daran zu denken." In ſolch kurzer knapper Weiſe liebt es Hebel, den unverſiegbaren Quell der Jugendeindrücke kaum zu bezeichnen.

Die Heimkehr.

Erſt nach langer Entfremdung und Iſolirung kehrte Hebel wieder zum Volksgeiſte zurück und ward deſſen Erlöſer durch dichteriſche Kraft.

Ich möchte hier wiederum ein allgemeines in weltgeſchichtlichen Epochen und Perſönlichkeiten ſich kundgebendes Geſetz an der kleineren Erſcheinung nachweiſen.

Die größten Befreier und Erlöſer der Menſchheit mußten ſich eine Weile von ihrer Volksgenoſſenſchaft iſoliren und auf ſich allein zurückziehen. Die Ueberlieferung berichtet von ihrer zeitweiſen Vereinſamung in der Wüſte, wo ſie ſich in ſich vertieften und mit Gott unterredeten. Zurückgekehrt zu ihren Genoſſen, ging ein Glorien-

glanz von ihnen aus und ſie verkündeten ihrem Volke und der Menſchheit, was ſie in ſich hegten und hegen ſollen.

Läßt ſich dieſe große uralte Wiederkehr eines Geſetzes nicht auch in kleineren und modernen Erſcheinungen erkennen?

Ich habe ſchon oben darauf hingewieſen, wie die Ferne zu Geſammtbegriffen führt. Der moderne Menſch zieht ſich nicht in die Einſamkeit der Wüſte zurück, um ſich in ſich zu vertiefen; es genügt ihm nicht, den reinen Menſchen allein in ſich zu faſſen, er will den geſchichtlich entwickelten Menſchengeiſt in ſich wieder ſchaffen; aus dem bunten lärmenden Leben zieht er ſich in die weltenſtille Wiſſenſchaft zurück. Tauſende beharren durch ihr ganzes Daſein auf der Uebergangsſtufe der Iſolirung, ſie kehren nie mehr zum Leben zurück, werden und bleiben Gelehrte.

Wer aber aus der Abſtraktion der Wiſſenſchaft wieder zum Leben zurückkehrt, dem offenbart ſich die Welt in ihm und um ihn her aufs Neue, und er mag dieſe Offenbarung in äußerlichen Thaten oder in Worten feſt geſtalten.

Hier füge ich wiederum an Hebel an, der als concretes Beiſpiel dienen kann.

Hebel war aus dem Volke hervorgegangen.

Ein gelehrter Beruf iſolirte ihn von der unmittelbaren Volksgenoſſenſchaft, führte ihn auf fremde Bahnen des Geiſtes und fern vom heimiſchen Dichten und Trachten hinweg. Durch ſein ganzes Leben zieht ſich die Sehnſucht nach der Wiederkehr in die Mitte des Volkes. Schwankende Nachgiebigkeit ließ den liebſten Wunſch unerfüllt, ſodaß ſich ſein Leben nicht zu einem Kreiſe geſtaltete, der, nach weit gezogener Bahn wieder in den Anfang zurückkehrt.

Da ſchuf er als gereifter Mann die „Allemanniſchen Gedichte“ und feierte in ihnen ein Feſt der Verſöhnung, der Erlöſung ſeiner ſelbſt und des in ihm ruhenden Volksgeiſtes.

In den Kanzleien und auf den Kathedern war ihm das unmittelbare Leben des Volkes mit ſeinen vielfachen, aufgedrungenen und ſelbſtverſchuldeten Störungen fern gerückt. Von der Sehnſucht angezogen, ſchwebte der Genius des Volkes zu ihm heran, lugte ihn an mit dem

hellen Kindesauge und erweckte in ihm die lieblichſten Weiſen, halb der Erinnerung nachgeſungen, halb aus der liederreichen Bruſt entquollen, beides in einander verſchmolzen, untrennbar.

Sind dieſe Gebilde und Empfindungen darum minder wahr, weil ihr ſie nicht alsbald findet, wenn ihr hinaustretet unter die Bauern?

Vor Allem iſt es nicht ſo leicht, unterzutauchen und die Pſyche eines Volksſtammes heraufzuholen. Dieſe Pſyche kann oft anders, zarter und großartiger erſcheinen, als die wirklichen Lebensäußerungen vermuthen laſſen. Sind ja auch die ſogenannten gebildeten Stände oft viel beſſer, als ſie erſcheinen. Die Momente, in denen man durch glückliche Anregung und Befreiung wirklich *das beſte iſt, was man ſein kann*; die Momente, in denen die reine, unſchuldige Natur ſich ganz kundgibt, und von denen man

mit den Worten der Bibel sinnbildlich sagen kann, die Seele nicht weiß, daß sie nackt ist und sich schämt und verbirgt — alles das ist sehr selten und zeigt sich oft nur in leisen Andeutungen dem Auge, das es innerlich vorher in sich erschaut hat.

Der allerfassende Menschengeist mit seinem Dichten und Trachten nimmt die stumme Natur um ihn her in sich auf, er erlöst sie — für sich mindestens — indem er sie von neuem offenbart in menschlicher Fassung. Stumm ragt der Berg mit seinen starren Felsen, seinen stillen Blumen und rauschenden Wäldern in die Luft hinein. Der Mensch läßt sich fassen von dem Geiste, der das All hält, und erkennt wieder in ihm Geist von seinem Geiste. In leisen Accorden wie in rauschenden Klängen verkündet er dann, wie hochbegnadigt die stumme Natur um uns her ist.

Und die Menschen? Sie hegen die Blüthen zarter Gefühle im Busen, es umrauschen sie die Stürme der Leidenschaften wie Waldesbrausen, ein Strahl des ewigen Lichtes dringt aus ihren Augen — Tausende und aber Tau-

ſende wiſſen das ſelber nicht und verwiſchen es bald wieder.

Der Dichter, der ihr Leben in ſich hegt, hält es mit allen ſeinen Wandlungen feſt, er führt ſolche ihnen nochmals vor die Seele und ſie kennen ſich ſelbſt nicht mehr, denn ſie wußten kaum davon, als dieſe Regungen ſie durchzogen; ſie erſtaunen vor ſich ſelber in Freude oder Schmerz. Nur das Dichtergemüth, das ohne Selbſtſucht, ſein vergeſſend in ſie aufgegangen war, hat ihr eigenes Leben gewahrt und führt es ihnen in harmoniſcher Vollendung vor.

In der ſogenannten höhern und niedern Menſchengeſellſchaft bewährt ſich dies.

Wer kann hier ſcheidekünſtleriſch beſtimmen, was bei den Darſtellungen der Natur wie des Menſchenlebens von außen empfangen und was von innen gegeben wurde?

Als Maßſtab kann hier nur gelten, ob die Urſprünge und Grundlagen von der wirklichen Welt ausgehen konnten. Dies allein beſtimmt ihre höhere Wahrheit. Der Dichter kann und ſoll ein Leben und einen Seelenzuſtand bis zu

seiner gesetzmäßigen Vollendung führen, zu der sie in der baren Wirklichkeit vielleicht nicht gelangt waren, oder nicht gelingen können.

Dem Lyriker vor Allem — und ein solcher war Hebel — ist es gestattet, die Blüthen des Seelenlebens zu fassen und festzuhalten. Er bindet die Blumen von der Au in einen Strauß und hat nicht nöthig zu sagen, daß auch viel blüthenloses einfaches Gras dazwischenstand, aus dem er sie herausgelesen. Weiter schreitend zur epischen und dramatischen Darstellung, kann er die auseinanderliegenden Momente zusammendrängen, bei den Hochpunkten der Leidenschaft oder des Friedens länger verweilen und das farblose Zwischenreich der Alltäglichkeit mit eiligen Worten bezeichnen *).

*) „Ein Geßnerscher Hirt," sagt Schiller, „kann uns nicht als Natur entzücken, dazu ist er ein zu idealles Wesen und zum Ideal ein zu dürftiges Geschöpf. Diese Halbheit erstreckt sich bis auf die Sprache, die zwischen Prosa und Poesie schwankt. Besser haben daher die gethan, die hier zwischen Idealität und Individualität eine entschiedene Wahl getroffen, wie Voß" — und Hebel dürfen wir hinzusetzen.

Welche Momente hervorgehoben werden, dafür kann die äußere Wirklichkeit keine Richtschnur geben. Die Imponderabilien, mit denen die strenge Realistik nichts anfangen kann, können von der Philosophie und Poesie gerade am meisten in Betracht gezogen und die feinsten Beziehungen durch sie vermittelt werden. Es kann in der äußern Wirklichkeit sich etwas breit machen, dem diese Berechtigung vor dem Geiste nicht zukommt oder das vom Dichtergeiste als untergeordnet betrachtet wird, wogegen sich ein Moment zum wesentlich Bestimmenden erheben läßt, das sich kaum in flüchtigem Aufblitzen kundgibt. Die Individualität und der gesunde schöpferische Takt des Dichters ist hiebei allein maßgebend.

Fremde Stoffe und heimiſche Anſchauung. — Die Schönheit und Heiligkeit des modernen Lebens.

Die allemanniſchen Gedichte ſind aus dem Herzen des Volkes heraus empfunden; viele enthalten dabei aber doch auf fremden Gebieten Gewonnenes. Dies iſt eine Seite, die eine nähere Betrachtung erfordert und durch ein Beiſpiel in helleres Licht geſetzt werden mag.

Man denke ſich einen Miſſionär, der aus den ſogenannten unteren Volksklaſſen entſprungen, einen Wanderburſchen oder Schweizerſoldaten, der fremde Länder geſehen und Manches erfahren. Der Schweizer ſitzt zu Hauſe unter den Seinen und erzählt ihnen die Schickſale, ſchildert ihnen die Gegenſtände in der Fremde. Er hat das Ferne ganz mit heimiſchem Auge geſehen,

weiß es den Seinen so lebendig vor die Seele zu führen, daß sie es mit ihm sehen, denn es ist ihr eigener Blick, der darauf geruht, es ist ihr eigener Standpunkt, von dem aus es betrachtet, es ist ihre eigene Empfindung, die dadurch erweckt wurde. Und nun tritt er hinaus, schaut die Pracht der Alpen, hört den Bergstrom rauschen und die Lieder klingen; er sieht das Heimische fast mit fremdem Auge, mit einem Blick, der auf Entferntem geruht und dem sich das Heimische neu erschließt, er empfindet seine Schönheit und Eigenthümlichkeit selbständiger, er war aus sich hinausgerissen, seine eigenthümlichste Seele an Fremdes hingegeben, er war zum Gegensatze, zur Entzweiung und so zur Vermittlung gelangt; er war in der Fremde zu Hause und ist nun in der Heimat fremd und doch wieder heimisch. Fremde und Heimat verschlingen sich in ihm zu einer neuen Heimat. Und hat ein Genius seine Lippen berührt, so feiert das Alte und das Neue in ihm eine Auferstehung, die er in wohltönenden Worten verkünden mag.

Aehnlich ist Hebel von weiten Gedankenfahr-

ten im klaſſiſchen und bibliſchen Alterthum, aus den Allgemeinheiten der Naturwiſſenſchaften, aus Staats- und Lehrgeſchäften zurückgekehrt zur Heimat, und was er Fremdes mitbringt, hat ſich in ihm zum Heimiſchen ausgebildet und wird als ſolches von den Seinigen empfangen *). Das

*) Die weit ausgeführten Allegorien und Perſonifikationen Hebel's ſind aus dem alten Griechenland herübergeholt, Anderes ſogar der thatſächlichen Grundlage nach aus dem bibliſchen Alterthume, wie z. B. „Der Statthalter von Schopfheim" durchaus die Geſchichte von David und Abigail iſt; aber alles dies iſt mit allemanniſcher Seele aufgegriffen und durchempfunden. Dagegen iſt z. B. das Gedicht „Die Feldhüter" (in ſpäterer Periode verfaßt) meiner Anſicht nach, trotz ſchöner Einzelheiten, als Ganzes verfehlt. Hier ſtammen die Motive offenbar aus Theokrit, ſo z. B. aus der achten Idylle. Hat Hebel auch Alles ganz heimiſch gemacht, ſo fehlt hier doch das eigentlich Beſondere, namentlich ſind ſchon die Epitheta eine durchaus fremde Störung, ſo wenn die Burſchen ſagen: „Mer wen in lieblige Wechſel ſinge," und wenn vom Heiner mit ſeiner „lockigen Stirn" die Rede iſt u. ſ. w.

In dem Ausſpruche Göthe's, daß „Hebel auf die naivſte und anmuthigſte Weiſe durchaus das Univerſum verbaure," liegt das oben Ausgeführte kurz angegeben, wenngleich durch den gewählten Ausdruck mit ironiſcher

Heimiſche aber erſteht in ihm und um ihn her in neuer Glorie. Er ſieht und verkündet auch in dem Allemanniſchen ſowol die Schönheit der klaſſiſchen als auch die religiöſe Weiſe des bibliſchen Alterthums. Und warum ſollten dem allemanniſchen Bauernleben dieſe beiden Momente weniger innewohnen als dem Bauern- und Hirtenleben der Juden und Griechen?

Alle höhere Auffaſſung der Wirklichkeit muß bis zur Schönheit und Heiligkeit vordringen, ohne welche nur flüchtige Abbilder entſtehen, die vom Ewigen im Wandel der Dinge kein Zeugniß geben. Im Kunſtwerke vor Allem müſſen jene beiden frei hervorleuchten.

Beim Beginn der rationaliſtiſchen Auffaſſung entſprach es dem negativen Standpunkte, die

---

Beimiſchung. Allerdings verbauert Hebel das Univerſum, er macht ſogar die Käfer zu Bauern. Ich erinnere hier nur an das Gedicht „Der Käfer.“ Wie fein weiß aber Hebel das Naturgeſetz von der Befruchtung der Blumen dadurch plaſtiſch zu machen! Gelingt es auf dieſe Weiſe einen lebendigen Mikrokosmus darzuſtellen, ſo rechtfertigt ſich eben damit das Unternehmen, die große Welt als die kleine aufzufaſſen.

bibliſchen Geſtalten ihrer Glorie zu entkleiden und in die Alltäglichkeit hinabzuzerren. Der poſitive Standpunkt der modernen Philoſophie und Dichtung hat im Gegentheile das Augenmerk, auch in der ſogenannten Alltäglichkeit, in dem Gewohnten, den höhern und allgemeinen Gedanken, das Fortwirken des heiligen Geiſtes zu erkennen und darzuſtellen.

Der Volksgeist und der allgemeine Menschengeist. — Das Besondere und das Allgemeine.

Das Verhältniß des wissenschaftlich gebildeten Mannes zu seinem urthümlichen Volksgeiste entspricht dem des Volksgeistes zu der Menschheit überhaupt. Der wissenschaftlich Gebildete sucht alle Wahrheit, die vor und außer ihm errungen wurde, sich eigen zu machen; das Leben der Menschheit ist seine Schule. Aehnlich der moderne Volksgeist. Wenn die alten Völker das Fremde von sich abhielten oder ihm den Stempel ihrer Nationalität aufdrückten, wenn sie sich in starrer Abgeschlossenheit aus sich entwickelten, so ist das bei den neueren Völkern anders. Die neueren Völker haben fremde Pflanzen, die zu

Hauptnahrungszweigen geworden ſind, in ihre Heimaterde übergeſiedelt, fremde Waldbäume und Vögel bei ſich heimiſch gemacht, die nun ohne Pflege wie ein urſprüngliches Erzeugniß fortkommen.

So auch iſt auf dem Boden des Geiſtes vieles Fremde ganz heimiſch geworden.

Preſſe und Religion haben hier eine unberechenbare Wechſelwirkung eröffnet. Die Thatſache, daß viele gebildete Völker in Anerkennung einander gegenüberſtehen, zeigt den durchaus veränderten Standpunkt der modernen Welt. Der Volksgeiſt hat ſeine Abgeſchloſſenheit und Ausſchließlichkeit aufgegeben. Dadurch, daß die Nationalreligionen weſentlich aufgehört haben, daß die neueren Völker ihr religiöſes Bewußtſein nicht mehr aus beſonderen, mit Natur und Stamm verbundenen Zuſtänden heraus entwickeln, ſondern die Religion der Menſchheit in ſich aufzunehmen und aus ſich herauszubilden trachten, iſt der abgeſchloſſene Volksgeiſt nach der tiefſten Seite hin allgemeinen Einflüſſen eröffnet.

Aber nicht nur das allen Zuſtänden und

Geistern Gemeinsame, das allgemein Menschliche in abstrakter Weise, wurde aus den Volksgeistern herausentwickelt und in sie hineingebracht, auch fremde geschichtliche und volkstümliche Zustände müssen von den neuern Völkern begriffen werden, und zwar durch alle Schichten der Volksgemeinschaft. Die Religion Christi, als deren höchste Aufgabe sich herausstellt, Klärung und Befreiung des Menschentums zu sein, sie hat die Bibel zu ihrer Grundlage, in welcher, neben und mit dem allgemein Menschlichen und in dem es beherrschenden Göttlichen, zugleich auch fremde Zustände und Empfindungsweisen begriffen und aufgenommen werden müssen.

Es wird sich uns dieses Moment noch näher darlegen, hier muß nur darauf hingewiesen werden, wie die allgemeinen und ewigen Wahrheiten sich in der besondern und endlichen Erscheinung eines fremden Nationallebens darstellen; sie können nicht abstrakt aufgefaßt, von ihrer Besonderheit losgeschält werden, sondern jenes Nationalleben muß zugleich mit begriffen sein.

So iſt das neuere Volksthum keineswegs ſo abgemarkt und blos organiſch in ſich gehalten, wie wir uns etwa das antike denken mögen. Die Völkergemeinſchaft in die Vergangenheit zurück und weit hinaus in die Breite der Gegenwart gehört mit zu ſeinem Principe. In das neuere Volksthum muß das über ihm ſtehende Allgemeine und das außer ihm ſtehende national Fremde friedlich aufgenommen werden.

Aufgabe der religiöſen Bildung iſt: das Allgemeine, über allen Völkerſchaften ſtehende, zu entwickeln; Aufgabe der nationalen Bildung: die Beſonderheit in ihrer Berechtigung zu erhalten und ihrem Endziele entgegenzuführen. Beide können und ſollen vereint ſein, denn die neueren Völker und ihre Zuſtände können ſich ebenfalls zu heiligen erheben, zu jener Heiligkeit, die die Uebereinſtimmung von Natur und Geſetz iſt.

Die Nationalitäten ſind kein Hinderniß für die Einheit der Menſchheit unter ſich: die Einheit in der Mannichfaltigkeit gilt auch hier als höchſtes Geſetz der Harmonie.

Wie nun ganze Völkerschaften Allgemeines und Fremdes in sich aufnehmen und dennoch in der Urthümlichkeit ihres besondern und organischen Lebens bestehen, wie sie das von außen Kommende zum Innerlichen verarbeiten, eine erfüllte Einheit werden, so auch einzelne Menschen, die wir als Vertreter eines ganzen Volksstammes betrachten können.

Fassen wir von diesem Gesichtspunkte aus Hebel ins Auge. Durch die allgemeine Bildung hindurch hatte er sich seine ursprüngliche Besonderheit gewahrt und Alles ward in ihm zur Einheit.

Darum sind viele seiner Dichtungen wieder ins Volk aufgegangen. Sind ja auch so oft viele Volkslieder nicht unmittelbar im Volke entstanden. Immer aber muß etwas darin sein, was auf einen verwandten geheimen Zug stößt; es muß eine Bildung sein, die durch das Bewußtsein vermittelt, wieder ihrem Ausgangspunkte entspricht, nur daß dieser reicher und voller: die wahre erlöste Natur, aber nicht die an Kindesstatt angenommene Naivetät.

Bewußtsein und unmittelbarer Naturtrieb haben hier gleiche Betheiligung und stehen in ursprünglicher oder wieder gewonnener Harmonie.

Betrachten wir nun weiter das Verhältniß des Einzelmenschen zur Darstellung des Volksthums, so muß diese für den Dichter ein Cultus sein. Gehalten in seiner endlichen Individualität, erhebt er sich da zur unendlichen Individualität eines Volksstammes. Das erheischt eine Demuth und Hingebung, ähnlich der religiösen. Es darf nicht in die Dichtung hineingetragen werden, was dem Individuum in den Sinn kommt; es muß seine Sendung nach den Gesetzen des Volksgeistes erfüllen, die in ihm individuell sich gestalteten, aber auch als allgemeine außer ihm stehen und über dasselbe herrschen.

Das Volksthum ist nirgends greifbar in der Wirklichkeit der Einzelmenschen, das Volk ist in Stände und Besonderheiten aller Art gespalten; das Volksthum ist in keinem Einzelnen ganz, aber in Allen, es ist die Gemeinseele.

Wir können hier das Verhältniß des Indi-

viduums zum Allgemeingeiſte erkennen. Jeder einzelne Menſch iſt als Individuum frei, unabhängig, ſchafft und handelt ſelbſtändig, rein aus ſich heraus; er trägt aber in und mit dem individuellen Geiſte auch den allgemeinen Geiſt in ſich. Dieſer allgemeine Geiſt iſt in keinem Individuum abſolut dargeſtellt, der Volksgeiſt, der Geiſt der Menſchheit, der Geiſt Gottes ſteht in und außer ihm.

Je reiner ſich das Individuum entwickelt, um ſo mehr wird der allgemeine Geiſt in ihm erlöſt, um ſo mehr wird es in ihn hineingehoben, eins mit ihm.

Hier iſt der Punkt, wo ſich die religiöſe Weihe in allem Thun, beſonders aber im dichteriſchen Schaffen und Geſtalten offenbart. Hier treten die poſitiven und negativen Pole des Geiſteslebens hervor: Selbſtbewußtſein, Freiheit und Unabhängigkeit auf der einen Seite, und auf der andern Seite Demuth, Unterordnung unter den allgemeinen Geiſt.

Sichtbarlich tritt der allgemeine Geiſt als Genius der Nationen im allgemeinen Charakter

ihres Volksthums und in ihren Thaten auf. Spekulativ erkennen wir diesen allgemeinen Geist als das Walten Gottes, das die Individuen zu Thaten führt, die in ihrer ganzen Consequenz nicht aus ihnen kamen.

Aus diesem Gesichtspunkte bezeichnete ich das dichterische Schaffen und besonders das volksthümliche als einen Cultus.

Wenn irgend, so hat der Darsteller des Volksthümlichen das Recht und die Pflicht, die Ehre und Anerkennung von sich ab und auf die Sache zu lenken, der Wahrheit die Ehre zu geben und nicht sich, dem weiter nichts zukommt, als daß er mit frommem Auge den Regungen des Volksgemüthes nachging und sie in Worten festhielt.

Hebel erhielt sich auch in dem größten Theile seiner Dichtungen auf diesem Standpunkte. Er erkannte, daß er etwas darzustellen habe, was mehr ist als er selber, was in und doch wieder außer und über ihm steht.

So stand auch Hebel unter dem Einflusse des Volksgeistes, aus dem er sich aber zunächst or-

ganiſch im Selbſtgenüge entwickelte. Die allgemeinen Gebote ſeiner Sendung konnten ſich ihm nicht alsbald beim erſten Schaffen aufdrängen, vielmehr entwickelte ſich dies wie alles Leben zuerſt zum Selbſtgenüge.

Der Selbſtzweck.

Zunächſt waren natürlich die Dichtungen Hebel's (und dies iſt uns auch geſchichtlich aufbewahrt) für Niemanden abgefaßt als für ihn ſelber: er wollte ſich ſelber genug thun.

Alle Einzelweſen im großen Weltganzen erſcheinen zuvörderſt als Selbſtzweck. Auf dem Grunde der Selbſterhaltung, des allgemeinſten Triebes, gelangt Jegliches zur Selbſtentfaltung; aber wie Rückert ſich ausdrückt:

Wenn die Roſe ſelbſt ſich ſchmückt,
Schmückt ſie auch den Garten;

ſo wird jede, im eigenen Genüge hingeſtellte Selbſtentfaltung in das große Ganze aufgenommen; ihre Harmonie mit ſich ſelbſt wird zur Har-

monie mit der Welt. Es kann dem Einzelwesen bis zu dem Menschen hinan verhüllt bleiben, wie sein Dasein und Thun eingereiht wird in das All. Ja selbst der Bewußte kann nicht bestimmen, noch viel weniger ermessen, welche Wirkungen und wie weit solche von ihm und seinen Thaten ausgehen; er hat frei aus sich geschaffen, aber doch zugleich gehalten von dem Allgemeingesetz.

Die Selbstentfaltung geht in ihrer Vollendung an sich schon über den Grundtrieb der Selbsterhaltung hinaus. In der ganzen organischen Welt wirkt jedes Wesen zu seiner eigenen Vollendung hin, aber diese Vollendung seines eigenen Seins gebiert den Keim eines neuen Daseins, der für sich selbständig wird, und wenn wir dieses ins Auge fassen, so erscheint die vorangegangene Selbstvollendung als Mittel.

Die Rose, die sich selbst und den Garten geschmückt hat, wird zum Keim für eine neue Pflanzung.

Der Dichtergeist nun, der, an kein Publikum denkend, blos seiner innern Nöthigung gehorcht, gelangt so am naturgemäßesten zu seinem Ziele,

zunächst für sich, dann aber auch für Andere. Aus seiner individuellen Isolirung heraustretend, mit dem Abschlusse seiner persönlichen Abspiegelung, erkennt er, daß er etwas Allgemeines ausgebildet, das sich in ihm zum persönlichen Leben gestaltet hatte. Je größer die Zahl derer ist, denen er so zu sagen das Wort aus dem Munde genommen, je mehr sich das Allgemeine in ihm zum besondern Leben gestaltete, um so mehr wird er verstanden und begrüßt werden, während er doch ursprünglich zum Selbstgenügen sich entfaltete.

So Hebel. Die für ihn selber abgefaßten und im Freundeskreise mitgetheilten Gedichte wurden auf vieles Zureden zuerst anonym gedruckt. Der ethische Gehalt und die allgemeine Bedeutung dieser Gedichte ergab sich in den ersten naturgemäß aus der Persönlichkeit des Dichters.

So entſchieden nun jeder Organismus ſich aus ſich entwickelt, ſo ſteht er doch auch unter den allgemeinen Einflüſſen des Geſammtlebens; der individuelle Geiſt alſo unter dem Einfluſſe des Zeitgeiſtes.

Thatenloſe, matte, in nüchternem Einerlei ſich hindehnende Zeiten erregen die Dichterphantaſie leicht zu ſtürmiſch bewegten, leidenſchaftlich ſich überſtürzenden Gebilden. Bei einer Nachgiebigkeit ſteigert ſich die Wechſelwirkung des Publikums hierin, indem man das Energiſche, ja ſogar das Kraſſeſte und Abenteuerlichſte eher liebt als das ſtill ſich Entfaltende, geräuſchlos Eingefriedete.

Dagegen wenden ſich Zeiten, die im Sturm und Drang gewaltiger Thaten leben, mit Vorliebe der Idylle zu.

Man flüchtet ſich hier wie dort oft „ins Land der Poeſie.“ Dort will der Geiſt mächtige Erſchütterungen und Aufregungen, hier zieht er ſich aus dem Wirrwarr der beunruhigten und geängſteten Gegenwart in das umfriedete Stillleben.

So drängen ſich die Gegenſätze und es iſt ſchwer, ſich ihnen zu entziehen.

Nur wenige kriegeriſche Naturen ſchmettern, vom Dichtergeiſte beſeelt, ihre Lieder im Marſchtakte der kämpfenden Schaaren, als ihre Herolde und Bannerträger.

Hebel gehörte aber keineswegs zu den kriegeriſchen Naturen, ja nicht einmal zu denen, die zu Kampf und Streit für Erfüllung friedlicher Wünſche der Geſammtheit ſich gedrungen fühlen.

Nicht lange nachdem Voß ſeine plattdeutſchen Gedichte herausgegeben, veröffentlichte Hebel die allemanniſchen. Die Biographie berichtet die Thatſache, daß neben den alten Claſſikern Voß mit ſeinen Idyllen und plattdeutſchen Gedichten

von entschiedenem Einflusse auf Hebel's Dichtung war und daß sein „Beispiel den Gedanken der Gedichte in allemannischer Mundart weckte."

Es ist mit diesen Anregungen, wenn sie auch geschichtlich noch so fest stehen, eine eigenthümliche Sache; sie bestehen meist nur darin — wenn in deren Folge etwas wirklich Eigenthümliches heraustritt — daß sie Veranlassung waren, längst in der Seele Gehegtes offen darzulegen, indem man durch den Vorgang Anderer die Empfänglichkeit dafür voraussetzen darf.

Es ist neuerdings in der Philosophie und Poesie Mode geworden, die scharf zugespitzten Anekdoten zu wesentlichen Handhaben geschichtlicher Entwicklung zu machen. Das bringt allerdings concretes Leben in die Geschichte statt der blutleeren Schatten, in denen sich die Schönrednerei von Allgemeinheiten gefiel.

Man war in der Unterlegung allgemeiner Grundgesetze zu weit gegangen, die Nothwendigkeit der genetischen Auffassung legte so logisch schnurgerade Schienen, daß der Freiheit des Geistes gar keine Abweichung, keine Biegung mehr mög-

lich schien — und doch zeigte es sich ganz anders; das frisch quillende Leben läßt sich nicht an Schema's und Kategorien auf- und wieder abhaspeln. Man versuchte daher den andern Weg, indem man der genialen unberechenbaren Entfaltung alles Lebens seine Berechtigung einräumte; die stutzig machenden Wunderlichkeiten, die unerwarteten Verknüpfungen wurden an die Spitze gestellt und von ihnen abhängig gemacht, ob eine Epoche im Leben der Einzelmenschen oder in dem ganzer Völker sich so oder so wendete.

Die streng genetische, wie die blos anekdotische Auffassung erscheinen aber für sich allein als unberechtigte Extreme.

In jedem Einzelmomente herrscht das Allgemeine wie das Besondere, das Unendliche wie das Endliche vereint; nur unser erkennender Geist trennt sie in seiner Betrachtung, weil er ihre geheimnißvolle Verbindung nicht fassen kann.

Wer in dem Leben eines Menschen dem leitenden Grundgedanken nachgeht, muß bis zum Gesetze des Wachsthums vordringen. Es ist frei, weil es unabhängig von außen aus sich selber

seine Bestimmung erhält; es ist aber auch nothwendig, weil gewisse Voraussetzungen durch Natur und Geschick gegeben sind. So wird man nun in der Entwicklungsgeschichte eines Menschen hervorstechende Thaten finden, die durch eine als zufällig erscheinende äußere Bestimmung oder Veranlassung ins Leben traten. Diese zufälligen Einflüsse sind aber nichts weniger und nichts mehr als der letzte Sonnenstrahl, der die Hülle der entfaltungsreifen Knospe sprengte.

Dies muß die Philosophie der Geschichte in den Charakterentwicklungen der Einzelmenschen wie in den allgemeinen Ereignissen, die als Marksteine der Epochen dastehen, erkennen.

Wollte man sich hier überkluger Weise diesen oder jenen Umstand wegdenken, so fände der Spruch seine Anwendung:

Ihr füttert das Pferd mit gutem Haber,
Ihr füttert es mit Wenn und Aber.

Betrachtete man die sogenannten zufälligen Ereignisse und nicht die vorhergegangene stetige Entwicklung als das Entscheidende, so würde

die Geſchichte der Menſchen und der Menſchheit in zuſammenhangsloſe Anekdoten aufgelöſt, die vom Zufall an einander gereiht ſind: der ewige Gedanke, das innere Geſetz, das alles-Leben hält und bewegt, wäre nirgends zu finden — die Welt wäre gottverlaſſen.

In jedem kleinen, noch ſo vereinzelten Menſchenleben können wir aber ein ſtilles Wachsthum, eine Entwicklung erkennen, deren Entfaltung von überraſchenden, ſcheinbar äußerlichen und zufälligen Momenten begleitet ſein kann, ohne darum ihr innerſtes Weſen aus denſelben zu empfangen.

Welch eine eigenthümliche Lebensführung hatte dem Herzen Hebel's der Volksgeiſt eingepflanzt, wie lange hegte er ihn in ſich, bevor er ihn dichteriſch wiederſchuf. Er trat mit und durch Voß auf. Wer darf aber hier ein überkluges Wenn anbringen und ſagen: wenn Voß nicht zur Zeit ſeine plattdeutſchen Gedichte veröffentlicht, hätte Hebel vielleicht nie ſeine allemanniſchen verfaßt und herausgegeben?

Schon ein flüchtiger Ueberblick zeigt uns, wie

grundverſchieden Stoff und Dichtungsart bei Voß und Hebel iſt. Während bei Voß in der Darſtellung des Bauern- und Naturlebens der gehobene Ton, der ſtarke Schritt vorherrſcht, iſt bei Hebel alles friedſamer, ſüdlich behaglich. Beide bekunden darin ihren landſchaftlichen und landsmänniſchen Charakter.

Es wäre ein ungerechtes, der Geſchichte widerſprechendes Verfahren, wenn man eine Rückkehr zur Natur im Göttinger Hainbunde vergeſſen, wenn man Voß das Verdienſt beſtreiten wollte, die Rückkehr der volksthümlichen Poeſie mächtig begründet und die Idylle auf ihre Naivetät zurückgeführt zu haben, dies darf aber nicht abhalten, einem Dichter wie Hebel ſeine Eigenthümlichkeit und weſentliche Selbſtbeſtimmung ungeſchmälert zu laſſen.

Hebel tritt in ſeinen Gedichten, namentlich in den erzählenden, als ein älterer Bauer auf, der mit reicher Erfahrung und weiſer Mäßigung ausgeſtattet, Schickſale und Leben darſtellt. Der Zuſatz, den der Titel der allemanniſchen Gedichte hat: „Für Freunde ländlicher Natur und Sitte“ entſpricht nicht ganz ihrem Leſerkreiſe; denn dieſer Zuſatz bezeichnet nur Menſchen, die außerhalb des Volkslebens ſtehen und ſich ihm wohlwollend zuneigen. Kein Schriftſteller kann ſein Publikum genau bezeichnen; das fertige Kunſtwerk, ſeine Aufnahme und Auffaſſung iſt nicht mehr von ihm abhängig, es iſt ein ſelbſtändiges Leben. Jener Zuſatz war aber weſentlich vom Geſchmacke der Zeit bedingt.

Hebel selbst hat weitere Linien gezogen, denn er sagt in der Vorrede zur ersten Auflage: „Wenn Leser von höherer Bildung sie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen, und dem Volk das Wahre, Gute und Schöne mit den heimischen und vertrauten Bildern lebendiger und wirksamer in die Seele geht, so ist der Wunsch des Verfassers erreicht.“ Wir ersehen hieraus erstlich den ethischen Gesichtspunkt des Dichters, sodann aber auch, daß erst in zweiter Reihe an eine Rückwirkung auf das Volksleben gedacht wurde.

Das Volk liebt es nicht, sich seine eigenen Zustände wieder vorgeführt zu sehen; seine Neugierde ist nach Fremdem, Fernem gerichtet, wie sich das auch in anderen Bildungskreisen zeigt. Erst wenn sich die Ueberzeugung aufthut, daß man in sich selber neue Bekanntschaften genug machen kann, wenn höhere Beziehungen in dem alltäglich Gewohnten aufgeschlossen werden, lernt man das Alte und Heimische neu lieben *).

*) Daß Hebel bei dem Leserkreise, den er sich dachte,

Welch eine bevorzugte Rolle ſpielen wunderſame Abenteuer und Fahrten, Könige und Grafen, Prinzeſſinnen und Schlöſſer in den Geſchichten, die in dem Munde des Volkes leben. Der Zug nach Außergewöhnlichem gibt dieſe Richtung. Aus der Alltagswelt verliert ſich die träumende und phantaſirende Seele in ein ihr höher dünkendes Daſein und ſchmückt es mit aller Pracht, allem Glanze und allen Seltſamkeiten. So aus ſich herausgetreten, findet der Geiſt ein wohliges Behagen in den freien Spielen der Einbildungskraft; er durchſchweift fremde Welten und glaubt ſie zu durchdringen.

---

die „höher Gebildeten" voranſtellte, dazu mochte ihn auch das Bewußtſein einer von ihm mehrfach gebrauchten fremden Form führen, die dem deutſchen Volksthümlichen entgegen iſt. Es iſt dies der Hexameter, welcher bei den größeren Schilderungen und Erzählungen angewendet iſt.

Einer meiner Freunde, der früher Pfarrer im Wieſenthal war, wurde einſt von einem Bauern daſelbſt gefragt: ob das auch Verſe ſeien. „Freilich," ſagte der Pfarrer. „Ei, man hört's doch aber nicht," entgegnete der Bauer, der keinen andern Vers kennt, als den mit Schlußreimen und Aſſonanzen.

Hier möchte ich im Voraus bemerklich machen, daß man sehr irrt, wenn man solche Darstellungen für gute und zweckmäßige Volksbücher hält, deren Stoffe treu und wahr aus den Kreisen des Volkslebens genommen sind.

Ich habe in der Einleitung bereits darauf hingewiesen, daß man die Ergötzlichkeiten des Geistes sich gern aus fremden Gebieten holt. Das unmittelbare Leben gibt uns hierfür eine Thatsache an die Hand.

Will sich der Städter eine ausnehmende Sonntagsfreude machen, verläßt er all den bunten Trödel um sich her, setzt eine leichte Mütze auf und wandert hinaus auf das Land, verkostet einmal wieder gestandene Milch und Schwarzbrod, oder macht sich, wie im Urzustande, im Walde gelagert, dort ein Feuer an. Mit einem grünen Zweig auf der Mütze, frische Feldluft in der Brust, kehrt er singend heimwärts. Der Bauer, der Landmann andererseits freut sich schon oft Wochen voraus auf den Sonntag, da er „nach der Stadt gehen" wird. Er gönnt und gesteht sich nicht leicht eine Freude als solche, sondern

beredet ſich, daß er dort gar viel abzumachen habe. Wohl ihm, wenn er ſich's nicht blos einredet, wenn er nicht zu „zinſen" hat, oder demüthig um Stundung der Friſt bitten muß. In ſeinem beſten Sonntagsſtaate ſchreitet er nun dahin, betrachtet ſich dann ſtaunend die hochſtockigen Gebäude, die ſich immer weiter an einander reihen, verliert ſich in das bunte Treiben der Straßen, ſetzt ſich als blinder Paſſagier, aber nur in Gedanken, in die raſſelnden Caroſſen, betrachtet wieder verwundert und verlangend das ſeltſame und bunte Tauſenderlei hinter den Glasſcheiben der Kaufläden und ſucht ſich die ganze fremde Welt ſo gut es geht zuſammenzureimen, oder vergißt bald alles beim Glas in der Schenke. Holt er ſich auch einen kleinen Stich, ſo iſt nur zu wünſchen, daß er von geſundem, unverfälſchtem Getränke käme. Er zieht endlich heimwärts, mit ſich ſelber redend und ſeine Gedanken taumeln oft noch mehr von den wunderlichen Anſchauungen als von dem genoſſenen Getränke. Zu Hauſe kramt er aus, was er eingekauft, geſehen und gehört, und das auf dem Tiſch liegende

mitgebrachte Weißbrod will oft so wenig zu dem gewohnten Leben passen, als die fremden Gedanken, die jetzt in der Stube laut werden, bis am andern Morgen die Gewohnheit des Lebens wieder angeht.

Dieses Auf- und Abwogen zu leiblicher Bewegung und Ergötzlichkeit können wir auch bei den geistigen Sonntagsfreuden wahrnehmen; überall ein Hinausstreben aus dem gewohnten Lebenskreise.

Derselbe Widerstreit, der sich in manchen städtischen Bürgerkreisen gegen die Aufnahme des sogenannten bürgerlichen Dramas zeigt, macht sich in seiner Weise beim Landvolke geltend. Man verlangt von der Poesie, daß sie nicht ein Spiegel des Alltagslebens sei, man verlangt Fremdes, Anderes, man will, daß sie große, die Gesammtheit bewältigende Charaktere und Verhältnisse darstelle.

Würde die Kunst der Porträtirung auch ganz allgemein, man würde in den getäferten Bauernstuben doch nicht leicht Porträts finden. Man erscheint sich hier nicht als so wichtig, um für

ſich und Andere das Bild der Perſönlichkeit feſtzuhalten. Heiligenbilder mit dem Glorienſcheine um das Haupt, oder bisweilen geſchichtliche Figuren zieren die Stubenwände.

Erſt wenn es gelänge, in den untergeordneten Geſtalten aus der wirklichen und gewohnten Welt den Widerſchein des allbeherrſchenden ewigen Geiſtes heraustreten zu machen, erſt dann mögen ſie in ihrer Verklärung wieder in das Volk zurückkehren.

Erſt wenn man die große Welt überwunden und in der Erkenntniß erfaßt hat, lernt man in der kleinen ſie wiederfinden, in jedem Strauch und in jedem Grashalme die Majeſtät und Fülle des Geſetzes beachten, in dem das All gehalten iſt.

Das Volksthümliche und die romantische Schule. — Hebel und die Romantik.

Es war gegen Ende des vorigen und zu Anfang unsers Jahrhunderts, als die romantische Schule das Volksthümliche wieder aufzuerwecken trachtete. Man tauchte in die Vergangenheit unter, in welcher noch eine in sich geschlossene Weltanschauung die Gesammtheit beherrschte, in welcher das Individuum sich noch nicht so frei ablöste, sondern sein wesentliches Gepräge noch von Gemeinzuständen empfing. Mit überschwänglicher Phantasie wurden bunt glänzende Bilder des Volksthümlichen dargestellt, daneben mit sprudelndem Witz der Stolz der theoretischen Vernunft gegeißelt, die die Welt nach ihrem dürren Schema umzumodeln trachtete, die, aus der Abstrac-

tion heraus, alles Natürliche, organisch nach eigenen Gesetzen Erwachsene, als unberechtigt umstoßen wollte.

So vollkommen berechtigt — geschichtlich und rein vernünftig — dieser Gegenkampf der Romantiker erscheint, eben so verkehrt ist jene Sehnsucht nach einer Vergangenheit, jenes Zurückschrauben auf dieselbe, wenn es mehr sein will als bloße momentane Stimmung.

Es geht im Leben der Völker wie in dem einzelner Menschen. Viele sehnen sich nach der entschwundenen Jugendzeit, da sie noch einig waren mit der Welt, noch glaubten, hoffnungsreich schwärmten. Aber vergebens. Jedes Leben hat seinen nothwendigen Fortschritt. Die schöne Blüthe muß zur Frucht werden, die in ihrer Vollendung noch die Blüthe in sich hegt.

Jene romantische Sehnsucht nach der Blüthenzeit — im Einzelnen wie in ganzen Zeitepochen — muß daher vor der klaren Erkenntniß zurücktreten. Die romantische Schule wollte und konnte das nicht. Auf ihren Gebilden liegt daher eine fliegende Hitze der Sehnsucht, ein jugendlich

zauberiſcher Duft, den man anerkennen kann, aber ohne ihn für etwas mehr gelten zu laſſen.

Von nationaler Seite betrachtet erſchien die Romantik nicht als eine natürliche Blüthe des Volkslebens, ja nicht einmal in ihren Vertretern zeigt ſie ſich als eine Forderung des in ihnen verkörperten Nationalgeiſtes. Im Gegentheil, man ging in leckerhafter Kunſtgenießerei bei allen Nationalitäten zu Gaſte. Was anfänglich nur behäbiges und behagliches Gelüſte war, wurde nach und nach zum theoretiſchen Grundſatze ausgebildet; es ſollte keine Beſonderheiten mehr geben, man ſollte überall zu Hauſe ſein.

Die kernhafteren Erſcheinungen und Geſtaltungen des deutſchen Volkslebens wurden nicht deshalb heraufbeſchworen, weil ſie ein nationales Ureigenthum waren, weil das allgemein Menſchliche in ihnen ein eigenthümliches Leben gewonnen hatte; man fand Wohlgefallen an dieſen Zuſtänden, weil ſie zeitlich fremd waren, wie man ſich an dem örtlich Fremden ergötzte.

Menſchen, die kein Herz für das Volk hatten, für ſeine niedergetretenen Rechte, ſeine ver-

lorene Größe, ſeine Jahrhunderte lange Knechtung, ſein Leiden und Hoffen — ſie trieben ein ergötzliches Spiel mit willkürlichen Gebilden, die ſie in die Kreiſe des Volkslebens verſetzten.

Warum iſt nichts davon ins Volk übergegangen?

Weil ſich nirgends der Pulsſchlag der Gegenwart herausfühlen läßt. Weil ſich in den Romantikern die übermüthigſte Subjectivität hervordrängt, während gerade das Volksthümliche eine getreue Hingebung erheiſcht, bei der man weder rechts noch links ſchauen darf, um für geiſt- oder phantaſiereich zu gelten.

Das Volksthümliche verträgt, ja erheiſcht oft die ſeltſamſten Abſchweifungen, aber dieſe dürfen nicht blos zum Selbſtgenügen des Autors in überraſchenden Antitheſen ſich erweitern, um zu bekunden, wie man außer und über ſeinem Gegenſtande ſtehe; ſie ſind nur jene muthwilligen Sprünge des Geiſtes, der, wie der Volksausdruck ſagt, nicht immer bei der Stange bleibt.

Die Romantiker hielten wol auch den Grundſatz feſt, daß die Dichtung Selbſtzweck ſei, daß

sie nichts will und soll als die freie Entfaltung ihrer selbst. Aber dieser Grundsatz stand vor und in dem Schaffen immer vor Augen und ließ nicht zu einer unbefangenen Selbstentäußerung kommen. Weil und indem sie sich immer vornahmen, keine Tendenz zu haben, hatten sie eben damit eine und zwar die sich selbst negirende: das immerwährende Draufhinarbeiten, ja keinerlei Tendenz aufkommen zu lassen; auch hierin zeigt sich das Negative der romantischen Dichtung, in sich und nach außen. Man war aber auch gereizt, sowol gegen die Theorien mit ihrer Alles nach der Schnur stutzenden Zaunscheere, wie auch gegen das Philisterthum mit seinen bürgerlichen Anforderungen und dem Streben, Alles platt zu treten. Aus dieser Gereiztheit entstand die Ungerechtigkeit, sowohl gegen sich selber, als gegen den Feind. Man wollte die Majestät der genialen Subjectivität wahren und steifte und stemmte sich auf untergeordnete Absonderlichkeiten, alle schrullenhafte Bizarrerie wurde zur unveräußerlichen Wesenheit erhoben.

Das Volksthümliche verträgt, ja erfordert

oft die seltsamsten Absonderlichkeiten, aber diese dürfen nicht gewaltsam herbeigeführt und aufgeheftet sein.

Aus einer innern, wohl selbstbewußten Nothwendigkeit konnten darum auch die Romantiker nur äußerst selten Menschen mit alltäglichen Lebensbeschäftigungen zu Helden wählen, um an ihnen die Höhen und Tiefen von Leid und Freud aufzuzeigen, im Gegentheil, sie hielten sich am liebsten an ganz subjective Naturen, oder wenn sie darüber hinausgingen vorzugsweise ja fast ausschließlich an Musikanten, Schnurranten ꝛc. Mit diesen konnte man schon leichter umspringen, die Menschen und die Natur sich possirlich vor ihren Augen drehen lassen und allerlei seltsamen Spuk treiben.

Auch andererseits blieben die Romantiker subjectiv und konnten darum die Gestalten, die ihnen vorschwebten, nicht emancipiren, nicht dramatisch frei für sich auftreten lassen. Der Unterbau ihrer Werke ist meist so luftig und kunstreich durchbrochen, daß sie nicht in sich ruhen könnten, sondern von außen gehalten werden müssen, dabei

aber selten einen wirklichen Ausbau zu tragen vermögen. Sie haben aus ihrer reichen Phantasie so viel Glanz und Wunderlichkeit um ihre Figuren gewoben, daß sie dieselben fast nur schildern, nicht für sich gebaren lassen können. Solch ein Held, der aufträte und spräche, wie es seine Verhältnisse und seine Bildungsstufe erfordern, würde oft die ganze um ihn gebaute Ueberschwänglichkeit über den Haufen werfen. Darum bleibt er an den Autor gebunden, der für ihn auftritt. Wir sehen die Welt nur spärlich auf eine neue eigenthümliche Weise mit den Augen des Helden, sondern fast immer mit denen des Dichters und der Held selber muß sich oft ironisiren lassen. Ja, der ironische Standpunkt der Auffassung ist — wo man nicht Altes auffrischte — bei neuen Schöpfungen der vorherrschende; es ist, als ob der Autor sagen wollte: ich bin noch viel gescheiter, ich weiß noch viel mehr u. s. w. als diese meine Gestalten; ich begnade sie nur mit meinem Wohlwollen. Da fehlt dann die Liebe, die eins wird mit ihrem Gegenstande.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen der Romantik und der volksthümlichen Dichtung besteht sonach auch darin, daß man in letzterer die sogenannten niederen Zustände alles Ernstes schildert und sie für wichtig genug erachtet, mehr als bloße Liebhaberei zu beanspruchen.

Aus jener subjectiven und ironischen Haltung der Romantik erklärt es sich auch, warum wir aus ihr keine neuen Lebensgestalten haben, die aus der Literatur heraustreten und uns so in der Erinnerung begleiten, als ob wir mit ihnen gelebt hätten. Es ist meist wundersam schöne Traumpoesie, schillernd, funkensprühend, aber auch verflogen wie ein schöner Traum.

Das Volksthümliche verlangt ein völliges Zurücktreten des Autors und es ist nicht ohne Bedeutung, daß wir oft von den besten Gebilden in diesen Kreisen die Namen der Urheber nicht mehr kennen.

Die romantische Schule konnte sich nicht zur Selbstentäußerung bringen.

Wo sich in der Romantik ein politischer Grundsatz bildete, der noch heutigen Tages in

manchen hochgetragenen Köpfen ſpuk, da möchte man gerne das zeitgenöſſiſche Leben auf einen willkürlich auserſehenen feudalen Punkt zurückführen. Weder die Gegenwart mit ihren Forderungen, noch diejenige Vergangenheit findet eine Anerkennung, wo das gegliederte Staatsleben ſeine feſten unentwendbaren Rechte hatte. Man möchte jetzt gerne eine büreaukratiſche Monarchie und dabei doch ein gegliedertes Staatsleben, gerade wie die äſthetiſchen Genußmenſchen in der Romantik für ſich die ungebundenſte Subjectivität beanſpruchen, vom Volke aber eine völlige Unterordnung und Hingebung an Autoritäten verlangen.

Der Romantiker findet es ſchön, wenn das Volk allerlei alten Aberglauben nachſchleppt, er ſelber kümmert ſich um alles das nicht und buhlt mit allen Göttern, findet aber an den poetiſchen Vorurtheilen des Volkes einen äſthetiſchen Genuß.

Statt die neuen Ideen poetiſch zu verklären und zu einem Abſchluſſe zu führen, wird nur das alte ſchon an ſich Abgeſchloſſene hervorgeſucht, das ſich leicht fügt und unterordnet.

So ſehr nun auch die Romantik ſich von dem Volksthümlichen entfernte, iſt es doch wiederum der von ihr ausgehende poetiſche Hauch, der uns vor dem ſchmutzigen Realismus der Nachbarvölker bewahrt.

Durch die Romantik haben wir gelernt bei den poetiſcheren Momenten der Erſcheinungswelt zu verweilen, dies müſſen wir feſthalten, ohne dabei die trüben Seiten zu verbergen oder zu übertünchen.

Unbeſtritten bleibt zugleich auch den Romantikern das Verdienſt, das alte Volksthümliche wieder erweckt zu haben.

Wir bedürfen aber nicht des Dämmerlichtes durch gemalte Scheiben, um ein poetiſches Farbenſpiel zu gewinnen, die Klarheit der Erkenntniß muß zur Poeſie werden.

Der Kampf der Romantiker gegen die abſtrakten Theorien, die alles Leben nach ihren Programmen abſchnurren laſſen wollen, dieſer Kampf ſetzt ſich noch fort in dem modernen Dichten und Trachten.

Wir wollen Geſtalt und Gehalt der Gegen-

wart nicht zurückschrauben in die politischen, kirchlichen und socialen Zustände der Vergangenheit — so bequem und anziehend sie auch erscheinen mögen, eben weil sie in sich abgeschlossen und fertig sind — wir wollen aber, daß die Kanzlei- und Schulweisheit das heilig halte, was der Volksgeist aus sich selber erzeugt hat, daß die Staatsmaschine vor dem organischen Leben zurücktrete.

Mit der Berufung auf das geschichtliche Volksgemüth und seine unantastbaren Wahrzeichen in Sitten und Bräuchen treten wir der mit Ordonanzen gerüsteten Büreaukratie, wie dem nagelneuen in der Brust Einzelner ausgeheckten Radikalismus entgegen, denn beide treffen von entgegengesetzten Seiten in der Despotie zusammen.

Der Jahrtausende alte Volksgeist bequemt sich nicht nach den Theorien, die einzelne Hochweise aushecken. Wenn der durch eine lange Geschichte sich entwickelnde Geist eines ganzen Volkes nicht größer wäre, nicht mehr vermöchte, als was ein noch so hoch begabtes Individuum in seinem kurzen Leben aus sich

entwickelt, so wäre die Weltgeschichte ein Narrenspiel.

Man kann es bisweilen in drängendem Unmuthe beklagen, daß der spröde Volksgeist sich nicht von den guten Absichten Mancher packen und zu seinem Ziele führen läßt. Eine weitere Einsicht muß aber zu der Beruhigung führen, daß hierin ein tiefes Gesetz liegt. Was wäre aus den Völkern geworden, wo läge ihr unverwüstlicher Kern, wenn es den sogenannten geistlichen und weltlichen Machthabern gelingen könnte, ihn in seinem innersten Wesen umzugestalten? Die Geschichte der Völker wäre nichts als die Geschichte einzelner Menschen, die ihnen das Gepräge ihres individuellen Lebens aufdrückten.

Zu diesem geschichtlich nothwendigen kommt auch noch ein psychologisches Moment. Der wissenschaftlich und theoretisch Gebildete kann durch Erörterung leicht eine Ansicht aufgeben oder sich berichtigen lassen, er ist es gewohnt, verschiedene Seiten der Anschauung zu erkennen, er verliert mit der einen Anschauung noch nicht die Sache an sich, und geschähe es auch, so ergänzt er sie

leicht. Der Mann der Erfahrung, der Mann aus dem Volke verliert aber leicht durch das Aufgeben seiner gewohnten Anschauung auch die Sache an sich; aus einem oft unbewußten naturtrieblichen Zuge sträubt er sich daher gegen das Neue, er muß von Natur spröde gegen Neues und Fremdes sein.

In der Darstellung des Volksthümlichen muß man bis zu jenem Punkte vorzudringen suchen, der die innerste Eigenthümlichkeit in sich schließt. Je mehr dieser erkannt und herausgebildet wird, um so mehr wird er auch die ihm genehmen Lebensformen gewinnen.

Sollen dem Volke seine natürlichen und geschichtlichen Denkmale nicht nach der neuen Denk- und Sprachlehre corrigirt werden, sondern aus sich heraus neue Formen gewinnen, so muß mit dieser Anerkennung des vergangenen Geschichtlichen auch die des Zeitgeschichtlichen sich verknüpfen. Die Freiheit des Individuums ist der vorherrschende Charakter unserer Zeit. Es läßt sich nicht mehr Alles im Gemeinbegriffe zusammenfassen und halten, jeder schafft sich mehr oder

minder ſeine innere und äußere Welt. Daß das freie Individuum Formen und Einrichtungen finde, in denen es ſich ſelbſtändig mit dem Geſammtwillen zuſammenſchließe und von ihm getragen fühle, das iſt Aufgabe des modernen ſtaatlichen und religiöſen Lebens.

Selbſterkenntniß des Volkes iſt hiezu der erſte Schritt und dies die erſte Aufgabe der volksthümlichen Literatur. —

Im Gegenſatze zur Romantik und Weltliteratur ſteht die volksthümliche Poeſie nach außen auf dem rein nationalen Standpunkte.

Gerade jetzt, da die Nationen in eine geiſtige und perſönliche Wechſelbeziehung getreten ſind wie noch nie, gerade jetzt zeigt ſich wieder überall eine vorherrſchende nationale Beſonderheit, zumal in den Dichtungen. Es mag ſein, daß wie bei einem ſtarken Individuum, je größer die geſellſchaftliche Einwirkung zu werden droht, man um ſo behutſamer ſeine Beſonderheit vor Verſchleifung zu wahren trachtet und ſich dabei ſogar auf Untergeordnetes und Unweſentliches ſteift; es mag ſein, daß gerade beim Verſchwin-

den einer Besonderheit diese sich nochmals um so entschiedener aufthut; gewiß liegt auch die Erkenntniß des höheren Gesetzes zu Grunde, daß der Beginn eines geistigen, wie der eines materiellen Weltreiches der Tod der Civilisation wäre.

Das Princip der Individualität macht sich auch in den Nationen und ihren Offenbarungen geltend; die Mannigfaltigkeit soll auch hier zur höheren Einheit führen, nicht zur Einerleiheit werden. Ein Sammeln und Vervollkommnen in sich führt zur Sammlung und Vervollkommnung der Menschheit.

Auch von diesem Standpunkte aus hat Hebel einen wenn auch kleinen doch nicht unwichtigen Beitrag zur innern Volkskunde geliefert. Er hat nicht zeitlich und räumlich Fernes erschlossen, sondern ein in uns selber Verborgenes zu Tage geschürft.

Gerade während man in ästhetischer Leckerhaftigkeit bei allen Nationen und Zeiten zu Gaste war, schuf er eine heimische, ja sogar lokale Poesie. War er hierbei auch fern von Absicht und

Tendenz, ſo können wir doch ein Entwicklungsgeſetz darin erkennen.

Wir Deutſchen haben keinen nationalen Mittelpunkt, wir haben keine Typen des Nationallebens. Wir ſind auch darin das Weltvolk, daß wir nicht nur das Fremde leicht in uns aufnehmen, ſondern auch in uns ſelber die größte Mannichfaltigkeit darſtellen. Seit lange nur auf die innere Freiheit des Individuums hingewieſen, die nicht zu feſſeln und zu binden iſt von äußeren Gewalten, hat ſich das individuelle Leben, losgetrennt von aller Gemeinſamkeit, bei uns am unfügſamſten ausgebildet. So bei einzelnen Menſchen, ſo bei den Volksſtämmen. Der Schritt über die ſubjektive Poeſie hinaus zur provinzialen bezeichnet ſchon ein Eingehen in eine Gemeinſamkeit. Iſt es nun wol eine zu hoch getriebene Erwartung, wenn wir von der provinzialen Poeſie aus den Gang zu einer erneuten volksthümlichen und nationalen erwarten?

Hebel's Dichtungskreis war zu klein, ſeine Perſönlichkeit zu beſcheiden und ſelbſtgenügend, als daß er ſich an die Spitze einer Wendung ſtel-

len, oder von anderen dahin verſetzt werden konnte. Ein Ausgangspunkt der volksthümlichen Poeſie läßt ſich aber in ihm finden.

Es war kein blos äſthetiſches, es war ein Herzensintereſſe, was ihn zur Darſtellung des Volksthümlichen drängte. Er wendete ſich daher nicht einer geſchichtlichen Vergangenheit, ſondern dem Volksthümlichen in ſeiner Wirklichkeit zu, weil er in natürlicher Beziehung mit demſelben ſtand. Was ihm, in ſeinem fortgeſchrittenen Bildungsgange, geſchichtlich abgethan war, lebte noch friſch und grün im Volke und bildete dem Dichter ſelbſt die erſten zur Wurzel ſich herabneigenden Jahreszweige ſeines Lebensbaumes.

Hebel reiht ſich daher nicht der Romantik oben bezeichneter Art an. Dieſe hatte ſich aus der Reflexion heraus dem Volksthümlichen zugewendet, konnte es weder für ſich wahrhaft beleben, noch belebend ins Volk zurückkehren; die Hervorbringungen der romantiſchen Schule blieben eine Tendenz, eine literariſch-äſthetiſche Erſcheinung.

Auch jener myſtiſchen Naturſchwärmerei der

Romantiker ſtand Hebel fern, ja er neigt ſich ſogar zu dem andern Extrem, die Natur vorherrſchend ſinnbildlich aufzufaſſen. Gerade weil Hebel von Kindheit auf ſo zu ſagen auf vertrautem Fuße mit ſchöner Naturumgebung lebte, nahm er ihre Eindrücke leicht hin und ſchaute bald darüber hinweg nach ſinnvollen Deutungen. Die Schauer der Waldeinſamkeit, jene oft wunderſam anziehende Regungen des ſtillen Naturwaltens, die die Romantiker wiedergeben, finden ſich bei Hebel nicht.

Die Romantiker ſtanden im innerſten Zuſammenhange mit der damaligen Naturphiloſophie, in der der Geiſt ſich als Bewußtſein in der Natur wiederfand. Die volksthümliche Poeſie dagegen (wenn man dafür eine Verbindung mit den höchſten Spekulationen ſucht) ſteht mehr auf Seite der Geiſtesphiloſophie oder der Philoſophie der Geſchichte, ihr weſentliches Objekt iſt mehr der Menſch und die Menſchheit, das organiſche Leben in allem Thun.

Ein hervorſtechender Zug der Romantiker iſt ferner die friſche Wanderluſt, das ſelige freie

Schweifen ins Weite, während ſich die volksthümliche Dichtung gerne ſtill anbaut und einhegt.

Die Romantiker traten aus der Schule und Studirſtube, aus dem Geräuſch und Brodem des Städtelebens hinaus in den Morgenduft mit ſeinem funkelnden Thau, in die ganze friſche geheimnißreiche Natur; ſie empfanden ihre Einwirkungen tiefer, wie der im Winter gebleichte Städter, wie man nach langem Stubenleben die Offenbarungen der Natur freier und tiefer in ſich aufnimmt. Daher jene herrlichen Lieder von den ſäuſelnden Heimlichkeiten der Waldeinſamkeit, von der mondbeglänzten Zaubernacht, von all dem Glanz und Glaſt in Wald und Flur. All das Hausgeräthe, das ihnen in Gedanken nachlaufen wollte, all die tauſend geſellſchaftlichen Beziehungen, die ſich ihnen anhängen wollen, all die abſtracte Gelehrſamkeit, die den friſchen Sinn zudeckt, bannen ſie weit zurück und verſenken ſich ſtill in das einſame Naturwalten und in traumhaften Geſichten wird ihnen manches Geheimniß offenbar zum tönenden Liede. Die Romantiker haben die Natur wieder neu erobert

und gewonnen. Für Hebel aber war das Naturleben von vorn herein kein Gegensatz, den er dichterisch in sich hereinzunehmen oder in den er sich aufzulösen hatte. Seine Gedichte „Sommerabend," Sonntagsfrühe" u. s. w. sind vorherrschend Bilder aus dem Menschenleben, sogenannte Gattungsbilder, mit einem Hintergrunde der stillen Natur. Er besieht sich die Welt von der Bauernstube aus, lebt mehr im Dorfe und im Hause als in Wald und Feld *), und wenn er hinaustritt, singt er von Leid und Freud des Menschenlebens.

Hiedurch nähert sich Hebel wieder dem Volksliede, in welchem auch wenig von schöner Natur die Rede ist; liegt in den Tönen auch ein Hauch wie der Athem der Bergesluft, so spricht sich doch in den langgezogenen Klängen der Thale wie in dem zurückschnellenden Widerhall der

*) Darum wäre auch die rechte Stelle von Hebel's Denkmal nicht einsam zwischen Bäumen, sondern etwa auf dem Marktbrunnen, mitten im bunten Treiben des Lebens. Der Ruf: „Chromet süeßen Anke" u. dgl. paßt mehr für Hebel als die stille Einsamkeit des Schloßgartens.

Bergeszacken das menſchliche Lieben, Leiden und Jauchzen in ſeinen tiefſten Grundtönen aus. Die Freude und Schönheit der Natur macht im Volksliede nicht viel von ſich reden; die Natur wird unmittelbar mit hereingenommen, angeredet und bezeichnet und wieder fallen gelaſſen, aber immer empfindet man das tiefe Gemeinleben zwiſchen Menſch und Natur heraus.

Die mährchenhafte Gestaltung, das zauberisch Dämonische und das Volksthümliche. — Das Mißliche der Nutzanwendungen.

Die Romantiker griffen in die Vergangenheit zurück, das Zauberische bot sich von selbst dar, sie trieben damit allerhand Spuk zur Verhöhnung der abstrakten Theorien; auch dachten sie an keine Rückkehr ihrer Schöpfungen in das Volk und konnten sich hier um so leichter gehen lassen.

Wie verhält sich aber der moderne volksthümliche Dichter zu dem Mährchenhaften, das er vorfindet und aus sich neu schaffen mag?

So lange noch eine polytheistische Auffassung wirklich in den Menschen war, formte sich alsbald eine Idee, ein Begriff, Ursache und Wirkung in der Erscheinungswelt zu einer Persönlich-

Der allegorische Grundcharakter ist in dem modernen Mährchen fast ganz zurückgetreten und es wurde blos krankes, traumhaftes Phantasiespiel, oder wenn jener Charakter sich geltend machte, war er als Abstraktion obenaufgelegt.

Denken wir uns zeitgenössische Erscheinungen, die durch ihre Neuheit noch etwas Geheimnißvolles haben; wir können nur spielerisch etwa für das jüngste Kindesalter als wirklich geglaubte Gestalten daraus bilden. Dem Kinde ist die wirkliche Welt ebenso verhüllt und neu wie die phantastisch erfundene, darum mag sein Sinn eine kleine Weile an die Figuren glauben, die wir da und dorthin versetzen. Weiter hinaus reicht es aber nicht. Betrachten wir z. B. die Dampfkraft mit ihren staunenerregenden Wirkungen. Es ließe sich leicht eine Geschichte erfinden, wie aus den hassenden Elementen, Feuer und Wasser, ein Dämon entstände, der festgebannt ist, keucht und pfeift und Alles mit sich fortreißt. Es wäre vielleicht möglich, diesen Dampfgeist, oder wie man ihn nennen will, in aller Naivetät hinzustellen; es möchte wol als Spielerei er-

götzen, aber wir glauben nicht mehr daran, nicht einmal mit jenem dichteriſchen Glauben, der „das luftige Nichts benennt und ihm feſten Wohnſitz gibt.“ Wir haben dieſe neue Kraft nicht zuerſt als Dämon kennen gelernt, nothwendig verbunden mit dieſer Perſönlichkeit, wenn man ſo ſagen kann, ſondern als allgemeine Naturkraft, in ihren Urſachen und Wirkungen.

Der Menſchengeiſt iſt zur Anſchauung und Erkenntniß des Allgemeinen emporgeſtiegen, es iſt vergebens, ihn auf den überwundenen Standpunkt zurückſchrauben zu wollen. Das Ergebniß iſt hier nicht viel mehr, als daß eine rhetoriſche Figur für den allgemeinen Gebrauch erobert wird. Die concret naive Geſtaltung der Ideen wird und muß eine andere werden, der eine eigenthümliche Poeſie und Lebensfülle nicht abgeht.

Dieſe Wahrheit muß ſtets wiederholt werden, weil ſich auch der gegenüberſtehende Irrthum ſtets wiederholt. Die alten Formen erneuen ſich nicht, wenn auch das Weſen des Geiſtes ewig daſſelbe iſt. Der freie Geiſt läßt ſich nicht mehr in die Behauſung der Mährchen, Dogmen u. ſ. w.

zurücklocken, er will eine neue ihm genehme Erscheinungsweise.

Wer möchte die tiefe Befruchtung der Phantasie durch das Mährchen, den reizenden Duft leugnen, den es über die Welt ausströmt? Muß die neue Gestaltung auch auf diesen verzichten, so wird sie doch in anderer Weise die Schönheit erobern können.

So tief begründet auch der Zug nach dem Mährchenhaften im Volksgeiste ist, so läßt sich darin doch kaum mehr als eine Rückständigkeit erkennen, sowol für das bereits Vorhandene (das nach und nach aus dem Volksmunde verschwindet) als auch für etwaige neue Schöpfungen. —

Die Verwendung des Mährchenhaften wie der Thierfabel zur Satyre ist aber hiedurch keineswegs ausgeschlossen, indem hiebei von vorn herein die gewohnte Form nur als Widerspiel aufgefaßt wird.

Wie zu dem Mährchenhaften, so stellt sich auch die moderne volksthümliche Dichtung zu dem Zauberischen und Dämonischen, das theils aus dem Bereiche des Mährchens abgerissen wurde.

Es darf nicht mehr genügen, das oft wunderbare Räthsel vom Zusammenhange alles Lebens durch räthselvoll verkörperte Mächte und Kräfte zu deuten, oder vielmehr blos zu veranschaulichen, dies muß, so weit es die Erkenntniß zu fassen vermag, in die Klarheit des Gesetzes erhoben werden. Die Erkenntniß hat hier bereits große Gebiete erobert und muß immer weiter vordringen. Es bleibt noch Räthselvolles genug stehen, man hat nicht nöthig, das offenbar gewordene geflissentlich zu vernieten.

Mag man es auch für prosaische Aufklärung halten, ich stehe fest auf der Ansicht, daß ein Anknüpfen an das Dämonische und Wunderbare eben so sehr auf einen äußern, geschichtlichen, als auch auf einen innern, natürlichen Widerspruch stößt.

Die dünne Schnur, an der ein Amulet um den Hals hängt, mag wenig schaden und sogar eine Zierde sein; aber sie ist ein ausgezogener Faden aus der großen Fessel und dem großen Narrenseil, daran die Menschheit gebunden wird *).

*) So unvergleichlich schön z. B. auch Cl. Brentano's „Geschichte vom schönen Annerl und dem braven Kas-

Hebel wies dem Mährchenhaften nur den kleinen Raum an, den es wirklich noch im Volke inne hat. Statt ſich dabei aber rein gegenſtändlich zu verhalten, ſtellt er ſich auf den rationaliſtiſch ſymboliſirenden Standpunkt. Dies zeigt ſich in dem Gedichte, „Geiſterbeſuch auf dem Feldberg.“ Obgleich er in der Einleitung ſich offenbar harmlos dem Geiſterleben hingeben möchte, vermag er es dennoch nicht. Das auch ſonſt von Hebel geſchehene Aufgebot der Engel iſt mehr traditionell als neu belebt und hier bleibt die Perſonifizirung zweier menſchlicher Grundleidenſchaften eben nur gemacht. Der Gedanke war vor der Perſonifikation da, ein umwandelnder Geiſt, der ſich nothdürftig einen Körper ſuchte. — In dem Gedichte „Riedliger's Tochter,“ das die ſchöne Sage von dem zauberiſchen Spinnrädchen enthält, das allein ſpinnt u. ſ. w., wird zuletzt eine rationaliſtiſche Wendung genommen.

perl“ iſt, möchte ich, neben anderweitiger Häufung der Motive, die Szene mit dem Richtſchwert wegwünſchen. Die Poeſie wird dadurch nicht gehoben und das Ganze erhält damit einen fataliſtiſchen Charakter, der die menſchlich einfache Theilnahme beeinträchtigt.

Gleicherweiſe erhält in dem „Karfunkel“ das plaſtiſch hingeſtellte Einwirken des Teufels zuletzt eine ideelle Verflüchtigung.

Konnte ſich vielleicht der Dichter Hebel hiebei nicht von dem freiſinnigen Theologen losmachen? Fürchtete er ein neues Eindringen des Aberglaubens durch die Poeſie?

Wenn man einmal ſolche Stoffe aufnimmt, müſſen ſie rein gegenſtändlich in ihrer eigenen Faſſung gehalten bleiben, jede Zuthat fremder Betrachtung bringt ein unruhiges Licht hinein.—

Von den Romantikern unterſcheidet ſich Hebel auch noch dadurch, daß ein großer Theil, namentlich der erzählenden Gedichte, eine ausgeſprochen lehrhafte Richtung hat, während die Romantiker die Poeſie als Selbſtzweck feſthielten, und gewiß mit Recht. Das wahrhaft Schöne verſittlicht, ohne eingelegter weiterer Tendenzen zu bedürfen. Tief erquickend iſt der fromme Ton, der durch Hebel's Gedichte geht, nicht jener gemachte, aus feuchten Kirchenmauern geholte, ſondern als freier Widerhall des Lebens. Dagegen möchte man den lehrhaften Anhang meiſt gerne

entbehren. Ich will hier nur ein Beiſpiel erwähnen. In dem Gedichte: „Der Knabe im Erdbeerſchlag", wird erzählt, daß ein Knabe im Walde Erdbeeren aß, ein Engel kommt dazu und fragt: „was ißiſch? i halt's mit," der Bub ſagt: „He nüt" (ach nichts) und zieht die Mütze nicht ab. Seitdem ſättigen die Erdbeeren nicht. Nun ſchließt Hebel:

Was gibi der für Lehre dri?
Was ſeiſch derzue? Mer mueß
Vor fremde Lüte fründli ſi,
Mit Wort und Red und Grueß;
Und 's Chäppli lüpfe z'rechter Zit,
Suſt het me Schimpf und chunnt nit wit.

Iſt das nun nothwendig die Lehre dieſer Geſchichte, oder iſt ſie wirklich nur „dreingegeben?" Die ſchnöde Verleugnung des Knaben, daß er etwas eſſe, kann wol mit mehr Recht das Weſentliche dieſer Dichtung ſein als das „Chäplilüpfe," die Folge, daß man nun immer ohne Sättigung oder gewiſſermaßen nichts eſſe, wenn man Erdbeeren verzehrt, ergibt ſich ungezwungener; ja man könnte noch tiefer ge-

hen und hierin die Darſtellung und Deutung des Verhältniſſes finden, daß Alles, was in unſerm Culturzuſtande die Natur noch wild wachſend um uns her ſtellt, nur Leckerbiſſen und eigentlich keine ausreichend ſättigenden Nahrungsmittel ſind *).

Die Volksdichtung hat oft ſolche wunderbare Geſchichten, um daraus eine Naturerſcheinung zu erklären, oft wird damit ein myſtiſcher Naturzug gedeutet, wie z. B. bei der Schöpfung des Weibes aus der Rippe des Mannes, woraus dann gefolgert wird „darum verläßt" u. ſ. w. Oft auch wird damit mehr ein Spiel getrieben, wie z. B. aus dem verſunkenen Schiffe mit der ewig klapperuden Salzmühle erklärt wird, daß „darum" das Meer ſalzig ſei. Solcher Schluß iſt aber meiſt nur als kindliches Spiel angehängt, oder als Neckerei u. dgl.

Einem für ſich ſelbſt ſprechenden Gedichte

*) Wenn daher Gervinus bei Hebel „die naiv beigebrachten Lehren, die nirgends den Lehrmeiſter verrathen," beſonders hervorhebt, ſo bedarf die Allgemeinheit dieſes Ausſpruches gewiß der Einſchränkungen.

eine Nutzanwendung anheften, bleibt darum aber nicht minder mißlich.

Ein Gedicht, in seiner Vollendung als Kunstwerk, ist wie ein Naturerzeugniß, das auch keine Gebrauchs- und Anschauungsweise mit zur Welt bringt und für sich festsetzt; es ist im Gegentheil der mannigfachsten Verwendung und Betrachtung fähig. Nicht einmal der Dichter selber hat das Recht, die allein geltende Deutung seines Kunstwerkes festzusetzen. Suchte er auch eine ihm klar vorschwebende Idee zu gestalten, so kann sich doch, ohne sein Wissen, während des Schaffens etwas Anderes als Mittelpunkt hervorgedrängt haben. Das unmittelbare Leben tritt hier in eine Berechtigung, die sich durch keinen vorgefaßten Entwurf absperren läßt. Kein dichterisches Kunstwerk läßt sich streng und allein nach dem vorher gefaßten Gedanken ausführen; in der Ausführung selber herrscht eine neue, stets sich fortentwickelnde und modifizirende Produktivität.

Dieses Gesetz herrscht in der Kunst, wie in dem organisch sich fortbildenden Leben.

Das Kunstwerk hegt den ethischen Grundzug

nothwendig in ſich, dieſer darf aber nicht in formulirte allgemeine Sätze gefaßt, auf fliegende Zettel verzeichnet, den Geſtalten um den Mund hängen; aus der ganzen Faſſung des Lebens muß er von ſelbſt ſprechen und dem ſelbſtthätigen Beſchauer überlaſſen bleiben, dem, was den Schöpfer belebte, nachzugehen.

Bei der Dichtung für einen beſtimmten Zweck mag die Dogmatiſirung hingehen, weil die Geſtaltung hier überhaupt weiter nichts als Illuſtration eines allgemeinen Gedankens iſt, ſie ruht nicht in ſich, wie das Kunſtwerk, wie das organiſche Erzeugniß, durch das ebenmäßig vertheilte Gewicht, ſondern ſtützt ſich auf ein außer ihr Feſtgeſtelltes.

Man muß im Leben und Thun, beſonders aber im dichteriſchen Schaffen, den Muth haben, ſich verkennen, oder nicht richtig erkennen zu laſſen. Das erklärende Beiſpringen wird glücklichſten Falls blos lächerlich. Freilich wird jene Selbſtverleugnung im großen Ganzen wie in einzelnen Theilen oft ſehr ſchwer, und trotz der beſten Vorſätze kommt man oft davon ab,

sodaß es in manchen Dichtungen oft geht, wie in dem chinesischen Mährchen von Andersen (die Nachtigall), wo die Blumen alle Schellen haben und, wenn Jemand vorübergeht, klingeln, damit sie ja nicht unbemerkt gelassen werden.

Für die Volksdichtung steht hier namentlich die Bibel als Muster da, die die tiefdeutigsten Thatsachen unbefangen hinstellt.

Schiller's Ideal eines Volksdichters. — Idealiſtiſche und realiſtiſche Dichtungsart.

Schiller hat in ſeiner hohen Weiſe auch theoretiſch das Ideal eines Volksdichters aufgeſtellt. Er faßt beide Seiten ein und derſelben Subſtanz (die Dichtung aus dem Volke und für das Volk) zuſammen, wie ſie in dem Ideale auch wiederum zuſammenfallen müſſen. „Popularität iſt ihm — ſagt er in der Beurtheilung von Bürger's Gedichten — weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern, oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine ſo ſchwere Aufgabe, daß ihre glückliche Löſung der höchſte Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem ekeln

Geſchmack des Kenners Genüge zu leiſten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu ſein — ohne der Kunſt etwas von ihrer Würde zu vergeben, ſich an den Kinderverſtand des Volkes anzuſchmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich iſt dieſe Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, ſie aufzulöſen — glückliche Wahl des Stoffs und höchſte Simplicität in Behandlung deſſelben. Jenen müßte der Dichter ausſchließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menſchen als Menſchen eigen ſind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufſchlüſſe, Fertigkeiten gehören, die man nur in poſitiven und künſtlichen Verhältniſſen erlangt, müßte er ſich ſorgfältig unterſagen und durch dieſe reine Scheidung deſſen, was im Menſchen blos menſchlich iſt, gleichſam den verlorenen Zuſtand der Natur zurückrufen. In ſtillſchweigendem Einverſtändniß mit den Vortrefflichſten ſeiner Zeit wird er die Herzen des Volkes an ihrer weichſten und bildſamſten Seiten faſſen, durch das geübte Schönheitsgefühl den ſittlichen Trieben nur Nachhülfe geben und das Leidenſchaftsbedürfniß, das der Alltagspoet ſo geiſtlos

und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. dgl. m., einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affekte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des wachsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten in reizender und verdachtloser Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe sie ein Eigenthum der Ueberzeugung

geworden, hätten ſie durch ihn ſchon ihre ſtille Macht an den Herzen bewieſen, und ein ungeduldiges einſtimmiges Verlangen würde ſie endlich ſelbſt der Vernunft abfordern.

In dieſem Sinne genommen, ſcheint uns der Volksdichter, man meſſe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgeſetzt werden, oder nach ſeinem Wirkungskreis, einen ſehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent iſt es gegeben, mit den Reſultaten des Tiefſinns zu ſpielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er urſprünglich geheftet, aus der er vielleicht entſtanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, ſo viel Kunſt in ſo wenigem Aufwand, in ſo einfacher Hülle ſo viel Reichthum zu verbergen."

An einer weiteren Stelle ſagt Schiller: „Eine nothwendige Operation des Dichters iſt Idealiſirung ſeines Gegenſtandes, ohne welche er aufhört, ſeinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche ſeines Gegenſtandes (mag dieſer nun Geſtalt, Empfindung oder Handlung ſein in ihm oder außer ihm wohnen)

von gröbern, wenigſtens fremdartigen Beimiſchungen zu befreien, die in mehrern Gegenſtänden zerſtreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu ſammeln, einzelne, das Ebenmaß ſtörende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Locale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf dieſe Art im Einzelnen bildet, ſind gleichſam nur Ausflüſſe eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieſes innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, deſto mehr werden auch jene einzelnen ſich der höchſten Vollkommenheit nähern."

Dieſen erhabenen Ausſprüchen gegenüber, an denen man wie zu einem heiligen Vorbilde aufſchauen muß, darf man es kaum wagen, etwas hinzuzuſetzen, ſie ſind erſchöpfend; nur einige Andeutungen in Bezug auf die Gegenwart ſeien geſtattet.

Man erſieht aus dem Angeführten wie aus anderen äſthetiſchen Aufſätzen, wie ſehr auch Schiller die Verſöhnung von Idealismus und

Realismus zur Bedingung der lebendigen Poeſie ſetzte.

Wie ſchroff ſtellt ſich die Gegenwart dieſen ewigen Anforderungen gegenüber. Der „Kunſtform," wie man es nennt, ſoll man ſich weſentlich nur noch bedienen, um dieſe und jene Ideen und Zuſtände an den Mann zu bringen; je greller und mißtönender, deſto beſſer.

Die realiſtiſche Seite der Poeſie ſoll ſo ſtark vorgekehrt werden, daß auch die Poeſie wie die meiſten Lebenszuſtände keinen Abſchluß in ſich finden können.

Eine bloße Tendenzdichtung, die, ſtatt allgemeiner Sätze, Perſonen und Ereigniſſe als Beweisführungen gruppirt, eine ſolche mag vorherrſchend bei den dunkeln und unfertigen Partien des Zeit- und Weltlebens verweilen; ſie mag dann mit einem mißtönenden, grellen Klange plötzlich abbrechen, gerade um dadurch anſchaulich zu machen, wie düſter, unfertig und unharmoniſch die Zuſtände des Lebens ſind. Ein Kunſtwerk dagegen muß zu einem in ſich verſöhnten Abſchluſſe gelangen. Zu dieſem Behufe müſſen die Licht-

ſeiten in all dem grauſen Wirwarr beſtimmt hervorgehoben werden, weil in ihnen die Strahlen der endlichen Verſöhnung ausſtrömen. Der Dichter richtet und ordnet auch die auf der Wirklichkeit von ihm auferbaute Welt nach höheren Geſichtspunkten, er ſchaltet frei, er kann und ſoll abſchließen, wo die Wirklichkeit noch bei der Halbheit und Zerriſſenheit verharrt. Wie er Stimmungen und Charaktere zu Conſequenzen führt, die ſie vielleicht äußerlich nie gewonnen, ſo kann er auch die Ereigniſſe zu einem Abſchluſſe führen, den die baare Wirklichkeit noch nicht gibt. Das kann er aber nur, wenn er einen bis zu einer gewiſſen Feſtigkeit erlangten Boden hat und nicht erſt geſtern angeſchwemmtes lockeres Land, das vielleicht morgen die Fluth wieder verſchlingt. Beziehungen und Kämpfe, die noch durchaus keinen Abſchluß ertragen, die jeder vorgreifenden Löſung widerſprechen und bei denen der Dichter an eine außerhalb der Poeſie liegende Macht (an die Zukunft der Geſchichte) appelliren und ihr den Abſchluß anheim ſtellen muß, den er nicht prophetiſch zu ahnen wagt — ſolche ſind nicht Ge-

genſtand der Poeſie. Man kann hier durch Geſtaltungen die Debatte beleben, ein Kunſtwerk aber nicht daraus bilden. Die ſtrengen Politiker freilich kümmern ſich wenig um dieſes letztere, ſie wollen die Dichtung feuilletoniſiren, die Dichtung ſoll die Erörterung des Zeitungstextes in Geſtalten ausführen, oder auch nur die Erörterungen den Geſtalten in den Mund legen. In Deutſchland namentlich, wo der Erörterung ſo empörende Schranken geſetzt ſind, findet dieſelbe bisweilen noch eine ungehindertere Entfaltung unter dem „poetiſchen Gewande" und hiermit auch ein Eindringen in Kreiſe, die für theoretiſche Erörterung als ſolche unzugänglich ſind. Was kümmert ſich eine einſeitige Politik um die Barbarei in der Kunſt? In dem Bankbruch der Gegenwart ſoll auch die Kunſt mit draufgehen.

Es hieße aber, eine hohe Errungenſchaft daran geben, um ſie einſt um ſo mühſamer wieder zu erobern, wenn man, unbekümmert um die Kunſt, der Nützlichkeitspoeſie huldigte. Wie es die Aufgabe iſt, über die Erſchütterung aller Zuſtände hinweg, in der wir ſtehen und der wir noch ent-

gegengehen, die Cultur im Allgemeinen zu retten, so müssen wir auch die Kunst wahren und einer Versunkenheit des Geschmacks durch bloße Tendenzdichtung entgegenarbeiten. Die frei bildende Kunst und selbst die höher gefaßte Porträtirung rückt uns die Wirklichkeit in die ihr genehmste Stellung und stellt uns in den entsprechenden Gesichtspunkt. Das Verunstaltende ist darum nicht übersehen, der Unrath und das Niedrige gehört aber nicht in die Kunst, so pikant auch diese Beigabe sein mag.

Einen Abfall von seiner Sendung, oder eine Unmacht ihr zu genügen verriethe aber der Dichter, der vom wirklichen Leben ansetzt, wenn er die Lichtseiten lostrennte von dem dunkeln Hintergrunde, auf dem sie ruhen. Das hat uns in Bezug auf die Dichtung aus dem Volke jene wesenlosen pathetischen Figuren gebracht, die leicht durch einen einzigen Zug in ihr Gegentheil verkehrt und parodirt werden, weil sie nicht stets ihren Gegensatz mit sich führen. Aus den Kreisen des Volkslebens hat ehedem ein verkehrter weichlicher Geschmack die süßlichen Tände-

leien der Schäfer- und Idyllenpoesie geschaffen. Man ist aus Arkadien wieder heimgekehrt. Ebenso einseitig wäre aber ein anderes Extrem, jetzt vorzugsweise das Vierschrötige, oder gar das Crasse, Haarsträubende aus dem Volksthümlichen herauszuheben.

Es ist eine Versündigung gegen die Poesie wie gegen das Volksthum, wenn man herrschender Mode zufolge, das Ungeheuerliche, Bizarre und sich Ueberstürzende in den Volksgemälden vorwalten läßt. Freilich ist ein Wassersturz, da der Strom sich gewaltsam einen Weg bahnt und fast sich aufzulösen scheint, anziehend, mit Recht läßt man den Blick länger bei demselben verweilen; aber es muß auch der stille Lauf des Stromes und seine reiche Segnung verfolgt werden.

Abgesehen von der Rückwirkung solcher Darstellungen auf die geschilderten Kreise, erheischt es die Natur derselben nothwendig, daß man den friedlichen Lauf und die hohen Seelenzüge, die sich in dem Kleinleben offenbaren, mit treuem Auge verfolge. Ich lasse hier die Verbrecher-

poeſie, die ihre krauſen Gebilde gerne in die Volkskreiſe verſetzt, zunächſt dahingeſtellt, ich bemerke nur, daß es nach jeder Seite hin verderblich iſt, vorzugsweiſe die pathologiſchen Zuſtände herauszuheben und ſolche gar als normale darzuſtellen; ich will nur noch auf die Carikatur hinweiſen, die bei der Darſtellung von Volkszuſtänden leichtes Spiel hat, weil hier Alles ſcharf markirt heraustritt, in groben Zügen, während die feineren Linien nicht ſo offenkundig und augenfällig daliegen. Auch wer nicht eigentlich zeichnen kann, wirft oft leicht eine Carikatur hin, das Volksthum erheiſcht aber und gewiß mit Recht, eine geübte und ſichere Hand.

Die Flöte, mit ihrer vorherrſchenden Sentimentalität, iſt als Soloinſtrument außer Gebrauch gekommen, ebenſo ſind auch die ehedem in der Volkspoeſie vorherrſchenden Flötentöne verſchwunden. Unpaſſend wäre es nun aber andererſeits, immer die große Trommel zu rühren.

Der heimatloſen, geſchniegelten Schäfer- und Idyllenpoeſie gegenüber war es ſchon ein großer Fortſchritt, daß Hebel wie andere Zeit-

genossen das Idealere als der Wirklichkeit innewohnend darstellte, und zwar wie es in einem bestimmten Volksstamme sich kundgab. Diese Selbstbeschränkung brachte es auch hier wie überall mit sich, daß kein ausgetreten Traditionelles, sondern nur das lebendig und wirklich Empfundene sich offenbarte. Hebel neigt sich auch noch vorherrschend den lichten Seiten des Volkslebens zu; er hebt die zarteren Regungen und sinnigen Betrachtungen hervor, ohne tiefer in die Noth und das Elend der staatlichen und häuslichen Verhältnisse einzudringen, ohne überhaupt die Verunstaltungen des Menschenthums bestimmter ins Auge zu fassen; dabei läßt er aber die handfeste Derbheit doch nicht verkennen. Bei aller vorherrschenden Liebe zum Sinnigen, klingt das Derbe, der Uebermuth und die kecke Laune doch lebendig heraus.

Die Zeitanschauung hielt dabei allerdings das Eindringen des crassen Realismus aus dem Heiligthume der Poesie fern, und wesentlich gewiß mit Recht.

In den erzählenden Gedichten hat Hebel die

volle Wahrheit der Leidenſchaft gezeichnet. Wenn ſich in den Liedern weniger Schelmen-, Spott- und Trutzlieder finden, und faſt nur weiche und ſinnige, ſo muß man vor Allem bedenken, daß Hebel die Eigenthümlichkeiten eines proteſtantiſchen Zweiges der Allemannen vor Augen hatte und in ſich hegte. Wie ſich die oberdeutſchen Proteſtanten ſchon durch ihre dunkeln Trachten von den hellen, flatternden katholiſchen unterſcheiden, ſo liegt auch über der Seele ein gewiſſer ſtiller Ernſt, der darin ſeinen Urſprung hat, daß ſich hier das Individuum mehr oder minder ſeine Lebens- und Weltanſchauung ſelbſt ſchaffen, erhalten und bilden muß. Die Verantwortlichkeit und Sühne für etwaige Ueberſchreitungen der geſetzten Ordnung wird hier in die Seele hineinverlegt, keine äußere Freiſprechung kommt hiebei zu Hülfe und nimmt die Laſt ab. Die Freude und der Jubel zeigt ſich demgemäß hier oft nur ſo zu ſagen als witziger Ernſt, nicht in jenem kecken, ſorgloſen Durchbrechen aller Dämme, wie ſich in katholiſchen, ſchwarzwälder und tyroler Liedern z. B. kundgibt.

So ſtimmte der witzige Ernſt Hebel's mit der Individualität ſeines Volkes zuſammen.

Wenn er ſich indeß auch noch hierin eine Selbſtbeſchränkung auferlegte, ſo lag dies zum Theil auch in der Stellung des Dichters Hebel als Kirchenrath. Dies brachte aber keinen Mißklang in das dichteriſche Schaffen, ein inneres Verhältniß ſtimmte mit dem äußern überein. Dieſe Dichtungen waren für Hebel, bei aller Naturwahrheit, doch ideale Erhebungen; er ſtieg nicht hinab zu dem Volksthümlichen, er erhob ſich zu demſelben, das Allemanniſche war die höhere Sprache ſeiner Empfindungen, in ihren Rhythmen hielt er die zarteſten Regungen feſt, das Grobkörnige war ſchon von vorn herein ausgeſchieden. Nie hat Hebel das Allemanniſche in Proſa gebraucht, nie einen jener unübertroffenen Schelmenſtreiche des Zundelfrieder oder des Zirkelſchmied im Allemanniſchen erzählt; es blieb die heilige Sprache ſeines Herzens.

Die tragiſche Schlußwendung der Volksgeſchichten.

Mit dem realiſtiſchen Charakter der Volksgeſchichten iſt auch die meiſt tragiſche Wendung derſelben verbunden. Dies liegt aber nicht nur in dem Anſchluſſe an die äußere Wirklichkeit, ſondern auch in der innern, rein idealen Folgerichtigkeit der ſchöpferiſchen Phantaſie begründet.

Alle Geſchichte, die äußerlich wie die ideal wirkliche, bewegt ſich innerhalb des Gegenſatzes. Das in ſich verſchloſſene Naturleben, das rein und frei ſich aus ſeinen eigenen Geſetzen entwickelt, in gegenſatzloſer Unſchuld, wo die Begriffe von gut und böſe noch nicht ſtatt haben, weil hier der reine Standpunkt des Naturgemäßen inne gehalten wird, Alles dies hat noch keine Geſchichte, die ſich erſt durch den Conflikt

der Gegenseitigkeit erzeugt und beim Menschen alsbald mit dem Gemeinleben beginnt, wie uns auch die älteste Urkunde des Menschengeschlechts berichtet. Alle Bildung, alles Staatsleben, alle Religion hat zu ihrem letzten Endzwecke: die Entzweiung durch den Gegensatz wiederum zu vereinen, den Durchgang durch die Welt durch deren Bewältigung zu vollenden und in jenes in sich harmonische Leben zurückzuführen, Natur und Gesetz wiederum zu vereinen als Naturgesetz, wo Freiheit und Nothwendigkeit wieder zusammenfallen, aber erhöhter als in ihrer Ursprünglichkeit, weil erfüllt von dem Gegensatze, wo man — wie die Bibel sich ausdrückt — Alles aus Liebe thut, und wo, wie Spinoza den Durchgang, die Vermittlung durch den Gegensatz näher bezeichnet, die intellektuale Liebe herrscht, wo der ursprüngliche Gehorsam gegen die Natur und wiederum die freie Bewältigung derselben eins geworden sind.

Wie in der äußerlich wirklichen Welt solches noch nirgends zu finden ist, so ist es auch in der aus der freien Phantasie geschaffenen nur selten

möglich, die Vollkraft des Daſeins aus dem Widerſtreite der Welt in ſeiner Erhöhtheit herauszuretten.

Dies liegt mit in der Endlichkeit unſeres Daſeins-und Denkens.

Daß die Hingebung des Individuums eine abſolute ſei und doch wiederum aus der zuſammenbrechenden Welt ſich die Vollkraft des Lebens herausrette, nicht in relativer Reſignation, ſondern in ungetheilter Urſprünglichkeit — das ſind Gegenſätze, deren gerechte Vermittlung ſelten gelingt.

Die Poeſie wie die Religion faßt daher das Leben als das endliche und ſcheut den Tod für die Hingebung nicht.

Alles Leben verzehrt ſich und nur die ewigen Geſetze bleiben; dieſe in Geſtaltungen heraustreten zu laſſen, iſt Aufgabe der Poeſie. Mit der Beendigung des Kampfes hat die Poeſie ihr Endziel erreicht und hebt ſich ſelbſt als Poeſie auf. Wird die Leidenſchaft und ihr Gegenſatz abſolut gefaßt, ſo können wir menſchlich bedauern, daß es zur tragiſchen Selbſtverzehrung führt, poetiſch

nothwendig aber ist es. Hier kommt keine äußerlich moralische Rücksicht in Betracht, es gilt nur die innere Genesis eines nothwendig fortschreitenden Lebensprozesses darzustellen; Anderes von der Poesie verlangen, hieße ihr fremde Bedingungen aufnöthigen.

Es ist ein in sich frivoles Verfahren, wenn man in hausbackner Weise, um Hörern und Lesern den tragischen Schauer zu ersparen, einen tiefen Conflikt anregt und begründet und doch am Ende nachgiebig umbiegt. Will man das, darf man nur auf Relatives, auf reservirte Neigungen, auf Mißverständnisse u. dgl. bauen. Die tragische Endung des absoluten Conflikes kann und muß auch die Versöhnung in sich tragen, wenn sich diese auch nicht in einer bestimmten Formel fassen läßt; sie mag uns jenes Rauschen der Urmächte vernehmen lassen, das sich unter der Oberfläche des Lebens bewegt, und hat damit genug gethan.

Die Romantiker hatten in ihrer Weise die reine Selbständigkeit der Poesie gewahrt; sie beanspruchten für die Poesie ein Aehnliches wie

die reine Instrumentalmusik, die zu nichts Handlichem dient, sondern blos unendliche Gedanken anregt.

Stellt sich die absolute Vollendung bei der aus freier Einbildungskraft geschaffenen Poesie als innere Nothwendigkeit heraus, so tritt solche noch äußerlich hinzu bei der Poesie, die sich an das Leben anschließt, wie es im Volke sich gestaltet.

In den dunkeln Waldesgründen und an Bergeshängen gibt es noch Charaktere wie die wilden Rosen, einblättrig und offen bis in den Herzensgrund, und Weißdornblüthen, die nur in einer Sturmnacht aufbrechen.

Hier ist die Herrschaft der halben Zustände, der relativen Hingebung, die sich in der Reflexion einen Hinterhalt wahrt, noch spärlich. Hier ist noch Lachen und Weinen, Jauchzen und Klagen, herzhaft, ohne Zurückhaltung. Die Leidenschaft hat hier noch ihren vollen Muth, man weicht ihr nicht aus, sie wird hier leicht zur absoluten, das ganze Sein brennt in ihr und verzehrt sich.

Daß ein Individuum seine eigenen beklemmenden Zustände oder die der Zeit- und Volksgenossen — wenn sie seine Seele erfüllen — als endliche, als kritische Uebergänge fasse, darüber hinweg nach einer bessern Zukunft schaue, in der Zuversicht dieses Glaubens sich und die bessere Welt herausrette, dazu gehört eine Kraft des Gedankens, der selbst die gewaltigsten Geister, gewohnt sich an jenseitige Ideale zu halten, nur selten mächtig sind.

Das Hinausschwingen über die Gegenwart ist aber auch vielfach schuld an der Lahmheit unserer Zustände; man will nicht mehr Alles darauf und daran geben, um das als nothwendig sich Ergebende jetzt und durch alle Hindernisse hindurchzuführen.

Darum brachte es auch eine innere Folgerichtigkeit und nicht eine Mode mit sich, daß man Charaktere aus dem Volke wählte, die noch einem einzigen Gedanken ihr ganzes Sein widmen, um an ihnen rein menschliche oder sociale Conflikte bis zur tragischen Vollendung durchzuführen.

Bei der Schrift für das Volk, die mehr den

moraliſchen als den ethiſchen Geſichtspunkt in ſeiner umfaſſendſten Bedeutung im Auge hat, da mag es darauf angelegt werden, den Conflikt zur friedlichen Verſöhnung zu führen, und hier kann die Religion, nicht blos in ihrem reſignativen Charakter ſondern in ihrer friſchen Erhebung, den Lebensgang in ruhiges Geleiſe führen. Bei der Dichtung aus dem Volke, in der die Poeſie nur ihren inneren Geſetzen folgt, führt es oft nothwendig dazu, die Leidenſchaft einer in ſich unverbogenen und unbeugſamen Natur in ihrer ganzen Zerſtörungskraft darzuſtellen.

Das Volksthum gegenüber dem Polizeistaat und der Kirchenpolizei.

Wie in der Körperwelt so noch weit mehr in der Geisteswelt gibt es unwägbare Stoffe, die sich von keinerlei Werkzeugen und Kategorien einfangen lassen. Dahin gehören, wie bei Einzelcharakteren, so auch bei ganzen Völkern, jene besondern Merkmale ihres eigensten Lebens, die ihnen keine Pädagogik aufgedrückt, sondern die sie organisch aus sich gebildet haben.

Die unerschöpflichen Gründe des Volksthums sind das Palladium einer Nation, die die Besonderheit ihres Daseins bedingen. So unscheinbar sich hier auch Manches darstellt, so bildet es doch das schützende Blatt für Blüthe und Frucht, für Gemüth und That.

Es bedarf kaum einer Aufzählung der Sünden, mit denen dem deutschen Volksthume mitgespielt wurde: die Ausländerei der vornehmen Stände, der Dünkel der Gelehrten, und vor Allem der Hans Dampf in allen Gassen, der moderne Polizeistaat mit seiner zutäppischen Vielregiererei hat die zartesten Keime des Volksthums zerdrückt und verunstaltet.

Es ist keine blos willkürliche oder von Feindseligkeit eingegebene Erfindung, wenn man das Bestehen und die Handhabung der modernen „Staatsmaschine" als den mechanischen Polizeistaat bezeichnet. Was geschieht denn wesentlich anders, als daß man alles natürliche Wachsthum am Polizeistock groß ziehen will? Befehlen, Verbieten und Ueberwachen dieser Verordnungen, das sind die Künste des Polizeistaats.

Daß man etwas anerkenne, das sich nicht einregistriren läßt, daß man etwas hege, was zu seiner Erscheinung nicht erst auf das Dekret wartete, wie sollte das die Kanzleiweisheit über sich vermögen?

Die reichste, nie versiegende Quelle des

Rechtslebens ist das Gewohnheitsrecht, der Polizeistaat hat nur seinen einzigen untrüglichen Canon: das Regierungsblatt.

Das Volksthum ist das Heiligthum einer in sich verbundenen Menschengemeinschaft, der Polizeistaat kennt kein Heiligthum, außer etwa noch die Kirche, weil und in sofern sie auf anderm Wege der Polizei Handlangerdienste leistet.

Die ganze heute geübte Regierungskunst ist eine wesentlich negative, was noch als positiver Kern im Volke bleibt, muß sich ohne die Regierung und trotz derselben erhalten.

Man trete hinaus unter das Volk und sehe nur, wie der Polizeistaat mit dem Volksthume, mit Bräuchen und Sitten, mit Festen u. s. w. wirthschaftet; da soll es keine Regung geben, die nicht überwacht, regulirt und registrirt ist. Am schnellsten ist man aber fertig, wenn man verbietet.

Ein Baum, der ein Jahrhundert zu seinem Wachsthume bedarf, ist in einer Stunde gefällt, ein Volksgebrauch, der sich seit un-

denklichen Zeiten in die Gemüther einlebte, man wirft einige Zeilen auf einen Stempelbogen, ſtreut Sand darauf — die alte Sitte iſt begraben.

Man hat den Muth und die Kraft nicht, durch Verſittlichung etwaigen Abſchweifungen entgegenzuwirken, man wählt den bequemeren Weg — man verbietet, man hat ja Polizeibüttel genug.

Ich kenne eine Gegend, in der ehedem zur Faſtnachtzeit in jedem Dorfe ein Umzug gehalten wurde, wobei es allerlei ſpaßhafte Geſchichten gab und allerlei Reden ꝛc. gehalten wurden. Natürlich hat man das verboten, denn es kann ja etwas vorkommen, was dieſe oder jene Lächerlichkeit geißelt, und dann, wie darf man eine Rede halten laſſen, die nicht vorher cenſirt iſt?

Der Polizeiſtaat iſt empfindlich, muß es ſeiner Natur nach ſein, weil er ſeine Würde in der Uniform bekundet und jeden Augenblick ſeine Amtsehre angegriffen ſieht.

In derſelben Gegend war es von jeher Sitte,

daß die Burschen jeden Abend, und am Sonntag auch die Mädchen, schaarenweise singend durch das Dorf zogen. Es soll nun in neuerer Zeit manches Lied aufgekommen sein, das allerdings ungehörig ist; statt aber durch Veredelung entgegenzuwirken, wählte man natürlich das einfachere Verfahren und verbot alles und jegliches öffentliche Singen.

Wozu soll überhaupt das unversteuerte und nicht in der Schule gelernte Singen, wozu sollen Volksspiele und dergl. dem Polizeistaat nützen?

In einer andern Gegend zieht der griesgrämige Pietismus gleichfalls an einem Karren mit der Kanzleiweisheit. Man hat von „Pfarramtswegen" verboten, daß am Sonntag überhaupt Tanzmusik gehalten werde. Man soll am Sonntag beten und noch einmal beten und dann von heiligen Dingen sprechen. Daß der Sonntag für die Arbeitenden auch ein Freudentag sei, das soll nichts mehr gelten. Die reichen Städter können sich einen Wochentag zu Fest und Tanz bereiten, das kann der Bauer und Arbeiter nicht. Wie der

Polizeistaat gegen jegliche Regung des individuellen Lebens, so ist die künstlich angesetzte Pietisterei gegen jeden frischen Lebensgenuß empfindlich, sie kann ihn ihrem innersten Principe nach nicht dulden. Darum treibt man Mißliebiges mit dem Amtsstyle aus.

Ich mag die Beispiele nicht vermehren, wer nicht eine Amtsbrille aufhat, kann sie täglich selber sehen.

Es wäre eine ungerechte Anmuthung, daß der Polizeistaat sich selber aufgebe, indem er irgend etwas frei gewähren lasse.

Ich habe bereits oben angedeutet, daß bei alledem das Volksthum nicht zu Grunde zu richten ist.

Es ist ein tiefes Gesetz in der Menschennatur, daß es nie gelingt, das innerste Wesen eines andern Individuums ganz in die Hand zu bekommen, um es nach Willkür zu modeln. Eltern und Erzieher erfahren dies an den Kindern, und die Pädagogik hat bereits darauf ihr neues Verfahren gegründet. Noch viel weniger gelingt

jene gänzliche Bewältigung bei einem Volke, das organiſche Staatsleben der Zukunft wird ſich darnach zu richten haben.

Das Volksthum in ſeinen Erſcheinungen, in Bräuchen und Sitten, iſt wie alles Leben den Wandlungen unterworfen. Wie die Trachten, wie namentlich die Dialekte eine geſchichtliche Entwicklung nach zeitweiligem Feſtſtehen bekunden, ſo ſchafft ſich auch das Volksthum, über die Einwirkungen der Schulen und Kanzleien hinweg, neue Lebensformen. Mit dem Abſterben der gewohnten Formen iſt das Weſen noch nicht aufgehoben. Die Klage über das Verkommen dieſer und jener ſinnigen Form iſt daher eine müßige, es werden neue kommen, nicht minder beziehungsreich und anmuthig, wenn man nur der freien Entfaltung Raum gönnt.

Die volksthümliche Dichtung hat hier die beiderſeitige Aufgabe, die theils durch natürliche Ueberlebtheit, theils durch die Macht des Polizeiſtaates verſchwindenden Formen des Volksthums in feſten freien Geſtaltungen für das nationale Bewußtſein zu erhalten, und andererſeits von

hier aus Anknüpfungen für die neuen Bildungen zu geben.

Dies entſpricht ſowol dem innerſten Weſen der Poeſie überhaupt, als der volksthümlichen insbeſondere.

Die volksthümliche Sprache überhaupt und die Mundart insbesondere. — Die Dichtung in der Mundart. — Ein Wort über das Volksdrama.

Von dem eigentlichen Ursprunge der Sprache, der kein willkürlicher ist sondern unmittelbar in die Natur des Menschen gelegt dieselbe in ihrer Wesenheit bedingt, sind wir zu weit entfernt, um noch daraus schöpfen zu können; dagegen muß ein Anschluß an die volksthümliche Sprache, wie sie sich organisch und aus der Anschauung weiter bildet, zur frischen, sinnlich faßlichen Belebung von Bedeutung sein.

Die Volkssprache geht noch wesentlich von der sinnlichen Anschauung aus. Von der volksthümlich lebendigen wie von der alten Sprache gilt, was Jakob Grimm sagt: „Man kann die

innere Stärke der alten Sprache mit dem scharfen Gesicht, Gehör und Geruch der Wilden, ja unserer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben, vergleichen. Dafür werden die Verstandesbegriffe der neuen Sprache zunehmend klarer und deutlicher. Die Poesie vergeht und die Prosa (nicht die gemeine, sondern die geistige) wird uns angemessener."

Dieses letztere ist nothwendig und mag doch auch wiederum zur Poesie führen. Die selbständige und subjective Wahrnehmung der Merkmale wiederholt sich fort und fort und tausendmal Gesehenes wird neu erfaßt und bezeichnet, als ob es jetzt zum ersten Male erschiene.

Die Naivetät der volksthümlichen Sprache besteht nicht nur in dem Bestimmten, Gesunden, wie es Grimm so treffend bezeichnet, sondern auch oft in dem kindlich Herumtastenden, wo man noch keine fertigen Schablonen und stehenden Redensarten für Alles hat, sondern sich erst die Merkmale sucht, neue Worte schafft und alte neu bildet. Das Uebertragen von Menschlichem auf die äußere Natur, wie das gegentheilige Veran-

ſchaulichen des Menſchlichen durch äußerlich Gegebenes, führt auf und ab zur Poeſie. Der Satz: der Menſch iſt das Maß der Dinge, gilt erſt von der Bildungsſtufe, die in das Bewußtſein tritt oder bereits in ihr ſteht, ihr voraus geht die Stufe, die menſchlichen Beſonderheiten durch die Natur zu erklären. Beide Elemente ſind thätig in der heutigen Volksſprache. Selbſt die neueſte techniſche Umgebung wird ſich der poetiſchen Sprachbildung nicht entziehen können.

An der Sprache haben wir nicht nur eine lebendige Poeſie, ſondern eine volksthümliche Philoſophie, wie ſie ſich abſtrakt nicht aufbauen läßt. Mit naturtrieblichem Bienenfleiß trägt der Volksgeiſt alle ſeine Wahrnehmungen in den kunſtmäßigen und doch ſo natürlichen Bau ſeiner Sprache. Es ließe ſich aus der ſprachlichen Faſſung der höheren Wahrnehmungen ſowie aus dem Spruchmäßigen eine volksthümliche Philoſophie entnehmen, der nichts anderes an die Seite geſtellt werden kann.

In der Sprache treten wir das Erbe des geſchichtlichen Geſammtgeiſtes an und wir haben

hier unmittelbar ein Bild vom Zuſammenhange unſeres individuellen Denklebens mit dem allgemeinen, worin wir wiederum Nothwendigkeit und Freiheit in gleicher Macht erkennen, die eine die andere begrenzend.

Die Schriftſprache kann ſich nicht nur mit friſchen Worten aus der Volksſprache rekrutiren und ſie nach und nach grammatikaliſch einexerciren (ſo haben wir im Oberdeutſchen das für eine Eroberung gehaltene franzöſiſche endimanché längſt in dem Worte „gſunntigt", ſo haben wir die feinere Begriffsbezeichnung „ungut, ungutmüthig", ſo haben wir das einfache „es lächert mich" für das ſchwerfällige: es macht mich lachen u. ſ. w. u. ſ. w.), ſondern auch grammatikaliſch ließe ſich wol manches herübernehmen. Welch ein ſicheres Tongefühl verräth es, wenn der Oberdeutſche bei den Wörtern die mit Kehllauten beginnen durchgängig, und häufig auch vor d und b, im Perfectum die Vorſatzſylbe ge wegläßt. Das Hülfszeitwort zeigt ſchon genug die Zeit an und ſtatt: ich bin gekommen, gegangen, habe gegeben,

gekauft ꝛc. ſagt man: ich bin kommen, gangen u. ſ. w. Die engliſche Bruderſprache hat die aus ge entſtandene Vorſatzſylbe y auch längſt allenthalben abgeworfen *).

Ein Einzelner darf ſich nicht ſo leicht etwas der Geſammtſprache gegenüber herausnehmen, und das Vorſtehende mag nur darauf hindeuten,

---

*) Hiebei kommt allerdings in Betracht, daß die oberdeutſchen Dialekte das einfache Präteritum nicht gebrauchen und darum genöthigt ſind, das Perfectum mundgerechter zu machen. Dagegen findet ſich dieſe Vorſatzſylbe, wie Schmeller (Die Mundarten u. ſ. w. 485 und 1057) nachweiſt, im Präſens und Infinitiv und das Perfectum merkt man „an der größeren Entſchiedenheit, mit welcher in dieſem Falle der Anfangslaut des Wortes vernommen wird."

Obiges mag ſich auch noch zu dem wiſſenſchaftlichen Nachweiſe geſellen, den Moriz Rapp (Verſuch einer Phyſiologie der Sprache ꝛc. Stuttg. 1841. Th. 4.) führt, „daß die nächſtkünftige Redaktion der Sprache wieder von Süden aus, aus den oberdeutſchen Dialekten ſich entwickeln muß." Hat man in Niederdeutſchland ja nicht einmal das Wort „Laib", ſondern man ſagt abſtrakt: ein Brod. Dagegen hat man hier, wo das geſchmierte Brod häufiger iſt, auch ein beſonderes Wort dafür und man ſagt Bemme, ſtatt des zuſammengeſetzten Butterbrod.

welche Fingerzeige uns die Volksſprache gibt, die Schriftſprache ebenfalls ſo zu halten, daß ſie flüſſig geſprochen werden könne.

Während die romantiſche Schule vielfach aus dem Mittelhochdeutſchen nach Stoff und Form Volksthümliches wieder erweckte, geht die neuere volksthümliche Richtung, wie ſich auch in Hebel bekundet, vom gegenwärtig Lebendigen, vom Dialekte aus.

Die Dichtungen, die im Volke ſelber entſtehen, ſind ſchon lange nicht mehr in der Mundart gehalten. Die meiſten Volkslieder nähern ſich der hochdeutſchen Schriftſprache; Scherz- und Spottlieder beharren jedoch in der Mundart, weil dieſe dem gewöhnlichen Leben und ſomit dem Spott u. ſ. w. näher ſteht. Wenn aber die Bewegungen der Seele in Wehmuth und ernſter Erhebung hinausklingen, ſo erheben ſie ſich zu der Sprache, in der man die Offenbarungen göttlichen Wirkens empfing. Einzelne Wendungen, Worte und Biegungen aus der Volksſprache bleiben und bilden einen Theil jenes unnachahmlichen Reizes, der dieſen Liedern innewohnt; dieſe

Wendungen u. ſ. w. ſind gleichſam die Bodenerde, die der Pflanze bei Verſetzung in ein bebauteres Erdreich blieben und ſie ſchnell heimiſch werden und gedeihen laſſen.

Die Bedeutung der Dialektdichtung hat M. Rapp in dem angeführten Buche erſchöpfend dargethan: „Nun läßt ſich denken, daß bei einer Gemeinſprache der Bildung, die ſich in einer abſtrakten vornehmen Steifigkeit erhielt, die lokalen Mundarten um ſo mehr ihre untergeordnete Berechtigung forterhalten, beſonders in dem Falle, wo die Schriftſprache in der Entwicklung und Abſchleifung auf einer Stufe ſtehen bleibt, die gewiſſe Lokaldialekte in der That paſſirt oder überſprungen haben, wo alſo die Dialekte weſentlich jünger ſind als die Schriftſprache. Es iſt alſo nicht allein die Anforderung des poetiſchen Genius, der auch in der verachtetſten Sprachformation die Sehnſucht hat, heimiſch zu werden, es iſt außerdem die phyſiologiſche Oekonomie, welche ſolche Lokalpoeſie begünſtigt, und es muß geſagt werden, daß beſonders in dieſer Hinſicht die oberdeutſchen Mundarten eine hiſtoriſche Be-

deutung gewinnen. Während die Bildung, wie der Gedanke an ſich, zur Vernichtung ſeiner Form, d. h. zur Allgemeinheit drängt, ſo hängt dagegen die Poeſie ſich an die Beſtimmung der Beſonderheit, und der Formwechſel, der jene ſtört und hindert, reizt und fördert dieſe. Wir müſſen es in jeder Hinſicht für ein Glück achten, daß unſere Sprache noch der Dialekte und der Volkspoeſie fähig iſt; denn weit entfernt, der Nationalität Eintrag zu thun, weiſt uns das Beiſpiel der griechiſchen Bildung den Weg, wie die begabteſte Nation der Welt nur im Conflikt der Formen und der immer neu gekreuzten Ausgleichung ihren geiſtigen Reichthum hat entfalten können. Unſere patriotiſchen Centraliſten ſollten wenigſtens Einen (den ſchlechteſten) Vortheil der Dialektpoeſie anerkennen; denn es iſt klar, ohne genaues Bewußtſein über ihre eigene Individualität kommt nie eine Provinz zur wahrhaften Einſicht in die Gemeinſprache; man lernt alſo die letzte nur in der Negation des andern Elements. Es iſt das härteſte, was einer blos provinzialen Bildung geboten werden kann, wenn man ihr

zumuthet, Provinzialpoeſie als ſolche anzuerkennen; denn ſie wird hier gewaltſam in ein Element zurückgeworfen, welches zu beſiegen ſie mit aller Kraft der Reflexion durch ihr ganzes Leben gewöhnlich in fruchtloſer Bemühung begriffen iſt. Darum iſt auch dieſe Art der Poeſie der Probirſtein der nach dieſer Seite vollendeten Bildung des Individuums."

Es gibt eigentlich keine vollkommen entſprechende Buchſtabenſchrift für den Dialekt, das muſikaliſche Element herrſcht in ihm vor, und wie man bereits bemerkt hat, iſt namentlich die Betonung der Vokale, die „geiſtiger, gleichſam ſtoffloſer" ſind als die Conſonanten, eine eigenthümliche *).

Die neuere Phyſiologie des Menſchen hat

*) Schmeller a. a. O. weiſt ſchon darauf hin, wie „uns von Zeit zu Zeit die geographiſche Linguiſtik mit der Kunde von Lauten überraſcht, von denen wir keine Ahnung hatten." In ſeinem vortrefflichen Wörterbuche hat Schmeller auch des lebendigen Stoffes für Bereicherung der Worte und der grammatiſchen Fortbildung viel gegeben.

daher auch hierauf beſondere Beziehung genommen, dabei bekundet ſich auch der tiefe Zuſammenhang des Menſchen mit der Naturumgebung. Berg und Thal und Fluß ſtehen offenbar in einem Zuſammenhange mit den eigenthümlichen Formationen der Sprache, die dort laut werden. Die ſprachliche wie die ſtoffliche Eigenthümlichkeit ergibt ſich daher eigentlich nur dem Eingeborenen; es iſt wol ſchwer, wenn nicht gar unmöglich, daß einer in verſchiedenen Dialekten vollkommen entſprechend dichte *).

*) Ich erinnere hier nur an die „allemanniſchen Lieder" von Hoffmann von Fallersleben. Hoffmann, mit der gelehrten und dichteriſchen Befähigung, hat hier doch nur ein künſtliches Produkt geliefert. Zwar will er nicht einſehen, daß „die deutſchen Mundarten etwas Patentirtes und Privilegirtes ſein ſollen, die deutſche Sprache und Poeſie aller Zeiten und Volksſtämme ſei eben Gemeingut aller Teutſchen." Nach dieſer Auflöſung der Beſonderheiten innerhalb einer Nation könnte man auch die Beſonderheiten der Nationen auflöſen und in fremden Nationalſprachen gleichmäßig dichten. Sind die Lieder von Hoffmann auch ſprachlich richtig (was indeß noch zu bezweifeln iſt, z. B. „zuefälli" iſt wol grammatiſch richtig, aber doch nicht allemanniſch, denn der Dialekt bildet ſich eben nicht nach grammatiſcher Ab-

Wie sich Dichtungen in der Mundart nicht vollkommen ins Hochdeutsche übertragen lassen, so auch umgekehrt.

Es gibt gewisse Musikstücke, die sich ohne Benachtheiligung ihres innersten Charakters auf kein anderes Instrument übertragen lassen; jedes hat seine eigene Sprache, in welcher es allein zur vollen Darlegung kommt.

Man kann fremde Dichtungen in die heimische Sprache übertragen, ohne dadurch ihrem Genius zu nahe zu treten, weil dieser doch wesentlich in der neuen Schöpfung des Gedankens

---

straction), so fehlt ihnen nicht nur die volksthümliche Besonderheit, sondern vielen auch die allgemeine Volksthümlichkeit. Die Stelle z. B.:

Rosegilge mit dem Früehlig diner Wange
Und afange
Goht der chalte Winter mines Lebes abe —
Usem Grabe
Miner Hoffnig blüeiht e Blum, die schön, feine.

Sind die unterstrichenen Stellen volksthümlich empfunden? Hier ist etwas als Attribut gebraucht, was ein Satz, ein erst geschaffener Ausdruck sein sollte. Das „Grab meiner Hoffnung" wird als bereits gäng und gäber Ausdruck zur Ausführung eines weitern Bildes genommen.

und ſeiner Träger beſteht. Die volksthümliche Poeſie und namentlich die Dialektdichtung macht weniger den Anſpruch auf Erzeugung eines nie Dageweſenen, ihr Charakter beſteht vorherrſchend in dem eigenthümlichen Schauen der vorhandenen Welt als einer neuen, in den Entdeckungen, die hier in Einzelheiten u. ſ. w. gemacht werden. Dieſe kleinen und doch weſentlichen Merkmale müſſen bei Uebertragungen Noth leiden.

Es hieße aber die Dialektpoeſie zu einer ganz untergeordneten machen, wenn man, wie manche Beiſpiele zeigen, einen in anderen Kreiſen verbrauchten und ärmlichen Gedanken dadurch wieder aufſtutzt. Nichts iſt leichter als durch ein Uebertragen von Seelenzuſtänden aus der raffinirten Culturwelt in die Einfalt des Dialekts eine gewiſſe Ueberraſchung hervorzubringen. Der in der Stadt Heruntergekommene macht durch ſeinen Aufwand auf dem Lande noch einiges Aufſehen. Was ſonſt platt und alltäglich erſchiene, gewinnt durch die liebenswürdig täppiſche Unbeholfenheit des Ausdrucks einen neuen Reiz. Es gibt zweierlei Arten von Naivetät, die eine, die

(ohne den Durchgang durch die Bildung oder nach demſelben) nicht viel Federleſens macht, in Wort und That ſchnell bei der Hand iſt und überraſcht; die andere, die an gewohnten Dingen wie an erſtaunlich Neuem herumtaſtet und das rechte Wort u. ſ. w. kindlich mühſam ſucht. Beide Naivetäten ſind dem Volksdialekt innewohnend, aber nur, wenn er bei ſeinem eigenen Inhalte bleibt.

Wie mit der gemüthlichen Rührung, ebenſo leicht macht man ſich's auch oft mit der Komik. Wie wohlfeil wird man komiſch, wenn man die ausrangirten ſtumpfſchwänzigen Luruspferde vor einen Dungwagen ſpannt. Das iſt aber eitel nichtige Poſſenreißerei. Solches Verfahren bringt es nicht weiter als bis auf die niederſte Stufe der Dichtung: die Parodie.

Hebel hat die Dialektdichtung als ſolche hingeſtellt, die ihren Schwerpunkt in ſich hat. Gedanke und Ausdruck entſtehen hier mit einander und können nicht getrennt werden *). Die aus

*) M. Rapp in der angeführten Schrift und Joſeph Bader in der Badenia haben darauf hingewieſen, wie

der Fremde hergebrachten Stoffe wurden, wie bereits bemerkt, ganz zu heimiſchen verwandelt. Hebel hat daher auch mit Recht die Anmuthung Goethe's, ältere Volkslieder ins Allemanniſche zu übertragen, unerfüllt gelaſſen.

Was den oft wiederholten Vorwurf betrifft, daß Hebel die Sprache des Volks zu Loyalitätsäußerungen mißbraucht habe, in dem Gedichte „Der Schmelzofen," da es heißt: „Es leb der Marggrof und ſin Hus," ſo iſt zu bedenken, daß dies Arbeitern auf dem fürſtlichen Schmelzofen in den Mund gelegt iſt und dies Hoch Karl Friedrich galt, in das der freieſte Mann mit einſtimmen mochte. Dagegen wäre zu wünſchen, daß das Gedicht, „Die Hauenſteiner Bauernhochzeit" zu einem Maskenballe, nicht verfaßt worden wäre. Abgeſehen von der ſchulmeiſterlichen Wohlweisheit

---

der von Hebel gebrauchte Dialekt manche Einflüſſe aus der Nachbarſchaft in ſich hat, weſentlich aber hielt er ſich an das Geſprochene, und Hebel ward, wie auch Gervinus bemerkt, dadurch abgeſchloſſener und wirkſamer als Voß, der das Lokale verließ und den plattdeutſchen Dialekt nach grammatiſchen Geſetzen ausbildete.

hat es immer etwas Widriges, die naive Sprache und Sitte des Volkes in die Feſte auf parkettirtem Boden zu zwängen. Der friſche Waldgeruch gehört nicht in den vornehmen Moderduft des Patſchuli. Das Volksthum iſt ein Heiligthum und kein neues Gericht auf der Genußtafel. Das Volksleben iſt nicht zu einer Carnevals-Schauſtellung da.

Wenn Hebel den Schulmeiſter zur Fürſtin ſagen läßt: „s grothe Frucht und Wi nit, bis der wieder in der Nöchi ſind u Sege bringet,“ ſo iſt das eine überſchraubte Höflichkeit, die an einen Eingriff in die Rechte der Majeſtät Gottes ſtreift. Dieſes Gedicht gehört aber bereits zu jener Periode, da Hebel ſeine Dichtungen minder zu innerm Selbſtgenügen ſchuf und manchen Einflüſſen nicht widerſtand. Er gehörte, wie ſich noch näher zeigen wird, zu jenen Naturen, die nicht gerne Nein ſagen, die leichter zu einem Widerſpruche mit ſich ſelber, als mit den Anforderungen der Geſellſchaft gebracht werden. Daher wol auch die Verſtimmung ſeiner letzten Lebensjahre, in der auch die Poeſie ſchwieg.

Für die lyrische und epische Dichtung ist der Dialekt vollkommen ausreichend. Dagegen widerstrebt er schon dem Schwung in der höheren Reflexionspoesie. In den Gedichten: „Die Vergänglichkeit," „Der Wächter um Mitternacht," ist es Hebel gelungen, mit großer Meisterschaft das Allgemeinste und Umfassendste in sein Sprachgebiet zu verpflanzen. Dabei merkt man aber doch in Einzelheiten das Exotische. Wenn der Wächter um Mitternacht die Unruh in der Thurmuhr den Puls der Zeit nennt, so ist das ein schönes Bild, aber kein anschaulich volksthümliches, weil hier Wort und Begriff Zeit als solche stehen geblieben sind und sich nicht gegenständlich fassen lassen.

Dem Dramatischen will sich der Dialekt, wie er heute gestellt ist, am wenigsten fügen. Er ist zwar neuerdings vielfach angewendet worden, aber fast ausschließlich komisch oder widerlich sentimental.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß der Dialekt im Volke selber nur noch zu Spott- und Scherzgedichten gebraucht wird. Dies wie-

derholt sich nun in der freien Dichtung. Bei der Darstellung des Bauernlebens in seiner Wirklichkeit und der darauf sich erhebenden Poesie kann der Erzähler die Zwischenglieder, die Bänder zwischen Rede und Handlung mit psychologischem Blick erforschen und in wendungsreicher Sprache der Bildung aufzeigen. Anders beim Drama. Hier müßte man die ganze innere Motivirung im Dialekte kundgeben, wodurch man alsbald den Boden der Wirklichkeit verlassen hätte. Der Bauer spricht und erörtert nur wenig, kurz und knapp. Indem er nun von dem Boden der wirklichen Welt auf die Bretter, die die Welt bedeuten, versetzt wird, muß er nothwendig, soll ein richtiges Verhältniß zwischen Handlung und Rede sein, zu Auseinandersetzungen greifen, die nicht mehr in der Natur des Handelnden liegen, er tritt aus seiner gewohnten Sprachweise nach Gehalt und Gestalt heraus *).

*) Hebel hat kein Drama geschrieben, aber ein dramatisches Gattungsbild, als welches sich das Gedicht „Der Bettler" kundgibt, mag dem Obigen als Beweis dienen. Man lese einmal das Gedicht und man wird finden,

Schiller, der in seinem Tell, und Immermann, der in seinem Hofer einen Bauern zum dramatischen Helden gewählt, halten denselben ideal, lassen uns aber dabei den frischen Hauch aus der wirklichen Welt in der höher getragenen athmen. Wir könnten uns Tell und Hofer im Drama nicht im Dialekte sprechend denken. Die Sprache behält etwas Volksthümliches, schwingt sich aber in die höhere allgemeine.

Ein echtes Volksdrama, wie wir es erwarten und hoffen, wird keineswegs in den Dialekt zurückzugreifen brauchen, nicht einmal in den Hauptpartien; ein gewisser pathetischer Schwung, eine ideale Verklärung ist der deutschen Volksthümlichkeit am gemäßesten und die Sprache der höheren Bildung des Kirchen- und Staatslebens die genehme Form.

---

die Antwort des Mädchens, die im Affekte das vorher von dem Burschen scherzhaft Gebrachte wiederholt, ist zu sehr exponirt; darum hat auch Hebel, dies wohl fühlend, den Ausruf: „mi Friedli isch do" an Anfang und Schluß der Rede gesetzt, da das Mädchen naturgemäß nichts weiter sagen kann.

Daß das Volksthümliche auch das Idealere und Reinere sei, will die fieberisch bewegte Gegenwart auch im Drama nicht anerkennen. Man nennt die schmutzigen Fuselwirthschaften, die sich von Frankreich aus auf unser Theater übersiedeln und da einbürgern: Volksstücke. Da ist nicht einmal mehr ein Humor, der mit der Widrigkeit versöhnt, und während man auch hier das Laster als ein Unglück, als unverschuldetes Schicksal der Armen darstellt, will man sich vor dem poetischen und moralischen Gewissen mit allerlei praktischen Tendenzen entschuldigen.

In dramatischen Dingen namentlich dürften wir Deutschen jeden Tag beten: Herr Gott, bewahre die Franzosen vor Ungeschicktheiten und Dummheiten; denn wenn sie sie längst vergessen haben, werden sie uns noch Jahre lang aufgetischt.

Das alte harmlose Volksspiel wird sich wol nicht leicht wieder erwecken lassen: alle unsere Zustände sind zu tief bewegt und erschüttert, die dramatische Dichtkunst empfindet solches am meisten.

Wie das Volksdrama ursprünglich aus den Mysterien, aus der Darstellung heiliger Geschich-

ten und andererſeits aus Faſtnachtsſpielen entſtand, ſo ſind Tiefſinn und Uebermuth immer die beiden Grundelemente, die hier vorwalten. — Unſere auf Schrauben geſtellte Gegenwart kann zu jenem ſchwer durchdringen und dieſen nicht ertragen.

Die nationale und volksthümliche Geſtalt und Macht des Theaters hängt weſentlich mit einem großen und öffentlichen Gemeinleben zuſammen, in dem das Leben und das freie Spiel der Dichtung ſich begegnen, oder wo mindeſtens die ſozialen Zuſtände genugſame Feſtigkeit zum Aufbau poetiſcher Gebilde gewonnen haben.

Die volksthümliche Dichtung und die praktische Humanität.

Die Grundzüge der Humanität, in ihrer Allgemeinheit längst anerkannt, fanden, so lange sie in der Allgemeinheit verharrten, sogar hochgestellte Beschützer. Je näher man aber dem wirklichen Leben rückte und hier eine Bethätigung erheischte, um so mehr entfernte sich Gunst und Schutz. Was ehedem blos Verfeinerung des Gefühls und Genuß war, wurde jetzt durch seine Anmuthungen für das Leben unbequem und störsam. Man stellte daher sophistisch das Unumstößlichste in Frage, man wagte es nicht mehr offen die Grundsätze der Humanität zu bestreiten, man führte sie im Munde, während man gerade das Gegentheil anstrebte. Man ließ die Grund-

ſätze gelten, aber man beſtritt ihre Anwendbarkeit, ihre Verbindlichkeit für das Leben, ohne dabei zu bedenken, daß dieſe falſche Abſtraktion von Idee und Leben ſich ſelbſt aufhebt, indem eines ohne das andere haltlos und unberechtigt iſt; die Idee iſt keine wahre, wenn ſie den Geſetzen des Lebens widerſpricht, das Leben iſt kein wahres und wirkliches und verdient ſeinen Untergang, wenn es den ſchöpferiſch neu geſtaltenden Gedanken nicht aushält.

Man prophezeihte aus der Durchführung der allgemeinen Humanitätsgeſetze einerſeits ein Chaos, andererſeits ein nach der Schnur geſtutztes jämmerliches Einerlei. Man fand es recht löblich und ſchön, wenn die Geſetze der Humanität in ſpekulativen Theorien oder überſchwänglichen Poeſien ſich geltend machten, nur ſollten dieſe letzteren beſonders nach Raum und Zeit recht weit weg verſetzt werden.

Mit der Annäherung der poetiſchen Auffaſſung an das wirklich Vorhandene, mit der Erfaſſung des Volksthümlichen nach ſeiner Erſcheinung wie nach ſeinen innern Bedingungen iſt

eine der ersten Stufen thätiger, schöpferischer Humanität betreten.

Habt ihr es erkannt, daß es überall ein inneres Gesetz gibt, das ihr nicht nach euren abstrakten Verordnungen modeln könnt; habt ihr gefunden, daß in den Niedergestelltesten dieselben Kräfte walten und die duftigsten Blüthen des reinen Menschenthums treiben, mindestens so gut als in den äußerlich Bevorzugten, so ist es nicht mehr herablassendes Wohlwollen, sondern eine Pflicht, Jeglichem Raum und Macht zu gewähren, daß er sich nach Kräften seinen Antheil an der Welt gewinne.

Hiezu genügt aber nicht ein bloßes negatives Zurückziehen, indem man Jeden sich selbst überlasse, ihm nicht hindernd in den Weg trete; die thätige Humanität verlangt die Verbindlichkeit der Menschen unter einander — es müssen neue Lebenseinrichtungen geschaffen werden, die das befreite Dasein heben und tragen.

Eine Zeit lang mag man noch die Consequenz vor sich selbst verhehlen oder gar ihrer spotten, sie wird und muß sich aber Bahn brechen, Den-

ken und Thun zum Einklang führen. Wir hoffen und wünschen, daß dies auf friedlichem Wege bewerkstelligt werde.

Es ist unbestreitbar, daß noch zu keiner Zeit die Zustände des sogenannten niedern Volkes so vielfach sich in die Betrachtung der Hochgestellten drängte, wie in unseren Tagen. Wesentlich hat hiezu die Poesie beigetragen. Welch ein gewaltiges Gebiet ist z. B. bei den Engländern durchmessen von Gray's Elegie auf einem Dorfkirchhof bis zu den Darstellungen von Boz, zu den Korngesetzdichtern u. s. w. Man begnügt sich jetzt nicht mehr mit der bloßen Erregung einer weichmüthigen Stimmung.

Soll nun aber die volksthümliche Dichtung weiter nichts thun, als aus der dem Leben sich anschließenden Phantasie ihre Rekruten in die kämpfenden Reihen des Tages zu liefern? Oder soll die Muse jetzt nur die Saiten rühren, um nach dem letzten Accorde die Hand zum Empfange milder Gaben für die Armen auszustrecken?

Ein dichterisches Werk ist kein Bettelbrief, gerichtet an die mit Macht und Besitz Begabten;

es muß vom Boden der gegebenen Verhältniſſe aus, von eigener Schöpferkraft getragen, ſich über das Vorhandene hinausſchwingen und in ſich ſelbſt ſeinen Abſchluß finden. Ein Dichterwerk iſt auch kein Brandbrief, gelegt um zu ſchrecken oder vorſorgend zu warnen; es kann beides daraus entnommen werden, aber nur mittelbar aus der ganzen Faſſung des Lebens in ſeinen reinen Conſequenzen.

Auch auf dem humanitären Standpunkte darf das Weſen der Kunſt nicht aufgegeben werden, ſie ſoll das verwirrte und verunſtaltete Leben zu ſeiner Einheit und Reinheit durchführen, indem ſie hiebei ſich ſelbſt genügt und ihren ewigen Geſetzen, fügt ſie ſich mittelbar in die große Arbeit der Welt und ihre zeitlichen Strebungen.

Es gibt viele politiſche und ſozialiſtiſche Rigoriſten, die die Forderung ſtellen und ſie auf Beweiſe zu ſtützen trachten, daß in dem großen Prozeſſe der Gegenwart auch die Kunſt in die Gantmaſſe kommen müſſe, da heißt es: Ihr ſollt und könnt uns keine in ſich ruhenden Geſtaltungen der Kunſt liefern mitten aus dieſer ruhelo-

sen, chaotischen oder mißgestalteten Zeit. Ihr müßt heraus aus dem Poetenwinkel, in dem ihr euch eine Welt zurecht macht. Es kann kein Kunstwerk mehr geben, das in sich selbst seine Erfüllung hat, der Befreiung des Menschendaseins muß auch die Kunst zum Opfer gebracht werden.

Die Kunst soll der Befreiung des Lebens geopfert werden und sie ist doch eine der höchsten Erfüllungen des befreiten Lebens! Es soll hier etwas als Mittel aufgebraucht werden, was wieder als Endzweck zu erobern wäre. Ist die Freiheit Gesundheit, so ist die Füllung und Entfaltung der Gesundheit die Schönheit nach allen ihren Seiten.

Auch hier trifft der weltliche Rigorismus wiederum mit seinem Gegensatze, dem idealistischen, zusammen, aller Schmuck und alle Zier des Lebens, alle blos für sich geltende Schönheit soll abgenommen und in den Tiegel geworfen werden, um daraus ein materielles oder idealistisches goldenes Kalb zu bilden.

Nur wenige in ihren Endpunkten sich selbst

wieder auflösende Dichterwerke entbehren des ethischen Grundzugs, sonst überall macht sich eine bestimmte Weltanschauung des Dichters geltend, so sehr auch die Einzelgestalten und das Ganze für sich leben mögen. Dies ist keineswegs eine oben aufgelegte abstrakt bleibende Tendenz, sondern gerade das innerste Lebensmark.

Hieher wendet sich auch die neuerdings vielfach erörterte Frage über politische Poesie. Die Politik kann gewiß mindestens ebenso gut als jede andere menschliche Beziehung Gegenstand der Poesie sein, nur muß sie sich, wie alles zur Poesie Gewordene, über die Rhetorik, über die abstrakte Deklamation erheben, die Regungen des Zeitalters mit dem ewigen Menschlichen verbinden und zum Kunstwerk gestalten, das mehr ist als ein blos vorübergehendes Culturmoment. Schiller hat das in seiner erhabenen Weise dargethan, die gewaltigsten seiner Dichtungen durchströmt das politische Zeitbewußtsein, oft in prophetischer Weise, und wer wird seinen Gestaltungen die Poesie absprechen wollen?

Die humanitäre Richtung widerspricht dem-

nach auch keineswegs der reinen Kunst, wenn sie es vermag, ihr Princip zum gleichsam unsichtbaren und doch überall wirkenden zu verarbeiten, wenn dies, wie der Schulausdruck sagt, immanent ist.

Es ist dabei nicht zu befürchten, daß aus der humanitären Richtung eine Armenhauspoesie entstehe, der alle freie Schönheit abgeht. Wir in Deutschland namentlich, so ehrlos auch unsere Rechtszustände sind, haben noch so viel unverwüstliche Innigkeit des Volkslebens, es ist noch so viel Sonnenschein, so viel Wiesen- und Waldgrün zwischen die Hütten der Armen gebreitet, daß Herz und Auge sich sattsam daran erquicken mag. Nur soll man sich nicht an diesen allein erfreuen, den herzzerreißenden Jammer und die Noth der Armuth überhören, das Zerfallende übersehen, oder gar als malerisch betrachten. Der Poesie wird und muß es immer verstattet bleiben, lieber im holden Maien zu weilen, als im starren Winter, lieber die Menschen im Festesschmucke zu Tanz und Spiel zu geleiten, als mit ihnen am Hungertuche zu nagen. Das ist nicht eitle

Genußſucht, feige Flucht vor der Wirklichkeit; die Poeſie wie die Muſik hat ihre reichſten Töne für den Schmerz, ſie werden allüberall hereinklingen, nur ſollen ſie nicht als bloße Diſſonanzen gefaßt werden.

Die Poeſie wiederſpiegelt die Welt, zunächſt ohne andere Tendenz als die, der Wahrheit, d. h. der ewigen, wie ſie in den mannigfachen Geſtaltungen ſich kundgibt, die Ehre zu geben, die Poeſie als ſolche iſt deshalb nicht tendenziös im gewöhnlichen Sinne, die Poeſie iſt kein Vorſpannpferd für allerlei Tendenzen, um den ſtecken gebliebenen Staats- und Geſellſchaftswagen über Berge und durch unwegſame Gründe zu führen; der alte Pegaſus hat nebſt ſeinen geſunden vier Beinen, mit denen er auf dem Lebensboden ſteht, auch noch ſein Flügelpaar, mit dem er ſich nach Herzensluſt frei aufſchwingt.

Die Poeſie richtet euch eure Schulen, Fabriken, Gefängniſſe, Kanzleien ꝛc. nicht beſſer ein, ſie zeigt euch aber das Walten der ewigen Urmächte unter der Oberfläche des Lebens, ſie ſtellt

euch Verknüpfungen von Urſache und Wirkung dar, die ihr ſo anſchaulich gewöhnlich nicht erkennt. Aus dieſer tieferen Erfaſſung des Lebens erſchließt ſich nothwendig die Humanität, die Allgerechtigkeit. Eine ideelle Conſtruction der wirklichen Welt anzupaſſen, dieſe zu ordnen und zu leiten, iſt nicht Aufgabe der Poeſie.

Man kann die Erlöſungsbedürftigkeit der modernen Welt erkennen und durch Geſtaltungen wach rufen, ohne darum Erlöſer ſein zu können.

In einer Zeit der Maſſenkämpfe, in einer Zeit des Friedens, da keine gewaltigen beherrſchenden Charaktere auftreten, erſchließt ſich immer mehr das Bewußtſein, daß das Schickſal nicht mehr von einzelnen durch Bildung und Macht Hervorragenden oder Hochſtehenden ausgeht. Man hört ſo oft klagen, daß es keine großen Männer mehr gebe; umgekehrt ſollte man daraus gerade die tröſtliche Erkenntniß entnehmen, daß das Durchſchnittsmaß größer geworden iſt, daß es weniger kleine Menſchen gibt.

Auch in dem Lebensdrama, das ſich jetzt

aufführt, kommt es nicht mehr auf einzelne Heldenspieler, sondern auf das Zusammenspiel, wie man es nennt, auf das Ensemble an. Die Kunst wird sich noch immer einzelne Charaktere als Mittelpunkt für die Gruppirung wählen und ihnen das Hauptlicht zuwenden müssen, aber auch hierin macht sich bereits das neue Princip geltend.

Die Poesie, die sich dem Leben anschließt, hebt nun nothwendig Charaktere aus der sogenannten Masse heraus, sie als Typen aber mit individuellem Leben betrachtend. Was ehedem blos Staffage war, wird jetzt zum Mittelpunkt, im Leben wie in der Dichtung. Der Chor wird aufgelöst in einzelne Stimmen oder gar als Chor zum Helden gewählt.

Die volksthümliche Poesie hebt Individuen aus jenen Kreisen heraus, die man sonst nur als Gesammtheit zu fassen gewohnt war. Sie zeigt hier die mehr oder minder vollendete Abgeschlossenheit des individuellen Lebens, seine Hindernisse und Förderungen, die Vereinsamung

und Verlaſſenheit auf der einen und die gewaltſame Gebundenheit auf der andern Seite.

Wie es eine der höchſten Aufgaben der Philoſophie iſt, der Einigung zwiſchen dem freien Einzelwillen und dem nothwendigen göttlichen Geſetze, dem Allgemeinwillen, nachzugehen, ſo ſtellt ſich dies der Poeſie concret als die Aufgabe dar, das freie Individuum wieder in ſeinem Zuſammenhange mit Welt- und Menſchenleben aufzuzeigen.

Welche Wendungen daraus für das wirkliche Leben hervorgehen werden, wie die freien Vereine u. ſ. w. Einzelwille und Einzelintereſſe mit dem Geſammten verſöhnen mögen, das liegt außerhalb des poetiſchen Bereiches. Die ſpröde Wirklichkeit folgt keinen vorgreifenden allgemeinen Beſtimmungen, und hierin liegt ein tiefes Geſetz. Jede Verwirklichung eines vorher gefaßten Gedankens iſt nicht blos deſſen materielle Ausführung und Bethätigung, demnach bar und ledig alles innern Lebens und nur dem von Außen überkommenen Gedanken Folge leiſtend; vielmehr iſt mit jeder Bethätigung oder Bewerkſtelli-

gung eines Gedankens eine wesentlich neue Schöpfung desselben nothwendig verbunden. Hierin bekundet sich das Innewohnen des Geistes in allem Thun. Darum kann ein nachfolgendes Geschlecht nie die Entwürfe eines vergangenen ganz als solche ausführen. Darum muß jede noch so hohe und in sich abgeschlossene Offenbarung, wenn sie zum Leben wird, zugleich als eine andere erscheinen; ohne dieses wäre sie nicht dem neuen Leben wahrhaft zu eigen geworden, es fehlte das lebendige Fortwirken des Geistes, die täglich wiederkehrende neue Erschaffung der Welt.

Die Wirklichkeit bringt daher zu Allem neue, unberechenbare Bedingungen herzu, die mit Beibehaltung des gefaßten Grundgedankens eine neue Schöpfung erheischen.

In dem Wesen der neuen Menschheitsbefreiung liegt es, daß sie nicht mehr Sache eines einzelnen Geistes oder einiger ist, die ein Programm entwerfen, das die Zukunft abzuschnurren hat; sondern daß die Gesammtheit mit vereinter Kraft das neue Leben bewirken muß. Hier müs-

sen sich dann Ergebnisse herausstellen, die Alles überragen, was ein Einzelner aus sich allein finden mochte.

Hiebei wird es aber immer eine größere oder geringere Zahl Führer geben. Wie bei den Evolutionen großer Heeresmassen die Geübteren u. s. w. heraustreten und vorschreiten, um sodann durch ihre Stellung die Richtung zu bezeichnen, in die die Gesammtmasse nachzurücken und zu ferneren Bewegungen sich anzuschließen hat, so wird es auch im Gebiete des Geistes und des Lebens überhaupt sein. Die Bedeutung und die Zahl der kleinen in die Masse versteckten Führer wird aber immer um so größer werden.

Auf dem vorliegenden Gebiete mag sich bereits als Thatsache ergeben, daß die Darstellung volksthümlicher Zustände — so getrübt sie auch durch Effektmacherei u. dgl. sein mag — unaufhaltsam ist und ihr sonach ein nothwendiges geschichtliches Gesetz zu Grunde liegt.

Mit dem Streben, aus dem Volke heraus sein innerstes Wesen erkennen zu lassen, geht nothwendig auch das hervor, auf dieses

Weſen einzuwirken, denn nicht das ſchlechthin Wirkliche iſt Geſetz, ſondern das Höhere, in der ewigen Natur Gegründete.

Hieraus ergibt ſich zunächſt die Schriftſtellerei für das Volk.

Die Dichtung für das Volk, mit besonderer Beziehung auf Hebel.

Ich behalte auch hier wesentlich die Dichtung im Auge und lasse das, was man im Allgemeinen als populäre Schrift bezeichnet, dahingestellt. Ein Eingehen in die Masse der sogenannten volksfaßlichen Bearbeitungen aller Wissenschaften müßte nicht nur die ausgebreitetste Belesenheit sondern auch ein allseitiges Wissen voraussetzen.

Hebel's Wirken war auch in diesem Bereiche ein vorherrschend dichterisches. Wenn er auch Vieles aus den Naturwissenschaften dem allgemeinsten Verständniß zugeführt hat, wenn auch z. B. seine Erklärung des Weltgebäudes als ein Meisterstück populärer Darstellung betrachtet werden muß, so liegt seine Hauptkraft und Wirksamkeit doch in dem Dichterischen, das er in diesem Bereiche schuf und formte.

Die vorherrschende Rücksicht auf das Dichterische schließt hiebei aber keineswegs die Betrachtung der Bildungsinteressen im Allgemeinen aus, vielmehr vermischen sich diese auf natürliche Weise. Wenn bei der Dichtung aus dem Volke der Selbstzweck in erster Reihe stand und erst an ihm sich die Richtung und Maßgebung durch das Allgemeine ergab, so tritt hier schon von vorn herein die Bezugnahme für ein Anderes in den Vordergrund.

Die volksthümliche und die volksmäßige Literatur ergänzen sich wie Arterien und Venen, jene leiten den Lebenssaft aus dem Herzen, diese führen ihn zurück.

Das Volksthümliche und das Volksmäßige ist daher kein der Wesenheit nach Verschiedenes. Wir müssen es blos, wie das überhaupt mit den Strömungen ein und desselben Seelengrundes geschieht, begrifflich trennen, um jedes in seiner Besonderheit schärfer zu fassen.

Wie wir uns bei der Dichtung aus dem Volke in die Urgründe des dichtenden Subjektes zu vertiefen trachteten, so müssen wir hier vor

Allem die Bedingungen des Objektes zu erforschen suchen; wie wir dort die seelische Innerlichkeit aufzudecken strebten, müssen wir hier den geschichtlichen Thatsachen nachgehen.

Flüchtiger Abriß der höhern und volksthümlichen Bildungsgeschichte.

Die gebildetsten Völker des Alterthums, Juden und Griechen, zeigten ihre Stufe der Erkenntniß in dem Gesammtleben der Nation. Ihre Bildung trieb aus dem innersten Kern des nationalen Lebens und strömte durch alle Aeste und Zweige. Was die Zeit an Weisheit und Einsicht in sich hegte, trat wesentlich als Gestalt des Lebens, als Staatsform, Cultus u. s. w. heraus und mußte nicht erst auf abstraktem Wege als ein Resultat des innern isolirten Menschen gewonnen werden. Was die Nation von ihrem Geiste in Schriften niedergelegt hatte, gehörte nach Inhalt und Form dem gesammten Volke; so bei den Juden die Bibel, bei den Griechen

der Homer. Was höher ſtehende Geiſter über das Vorhandene hinaus, oder es berichtigend, in ſich hegten, trat bei den Griechen in der Debatte und Volksrede, bei den Juden in der prophetiſchen Verkündigung heraus. Der Menſch ſprach zum Menſchen, im lebendigen Worte, das nach Gehalt und Geſtalt dem allgemeinſten Verſtändniſſe nahe liegen mußte.

Was die Griechen ſpäter in eleuſiniſchen Myſterien, die Juden in der Tradition hatten, die nur Eingeweihten ertheilt wurden, fällt in die Zeit, da Einzelne ſich von der Geſammtheit ablöſten, der Stamm des Volkslebens herzſpältig wurde und in ſich zerfiel.

In der Blüthezeit des griechiſchen und jüdiſchen Nationallebens kann von einem populären und höheren Bewußtſein nicht die Rede ſein. Die Weisheit und Erkenntniß ergab ſich aus den unmittelbaren Geſtaltungen der Welt, man lernte in und mit denſelben ihren Geiſt kennen, der nicht von außen eingeblaſen war und ſich getrennt denken ließ, man hing natürlich mit allen zuſammen. Religion, Geſetzeskunde u. ſ. w. waren

keine Wissenschaften, man sah sich überall natürlich mit denselben zusammengeschlossen. Darum waren die Weisen der Griechen, die Propheten der Juden auch Männer aus dem Volke, bestimmten Lebensthätigkeiten hingegeben, nicht Gelehrte; ihre Mittheilungen und Offenbarungen durchströmte der Saft und bedeckte die Farbe des wirklichen Lebens. Und hatte sich je einer zeitweilig auf eine einsame Warte gestellt, so mußte er durch die öffentliche Rede dem Volksgeist und seinem Ausdrucke sich hingeben.

Die Römer, deren Bildung keine urthümliche war, hatten damit eben keine streng volksthümliche. Vorherrschend der That nach außen, minder der innerlichen in sich abgeschlossenen Entwickelung zugewendet, bilden die Römer einen eigenthümlichen Uebergang zu der neuen Zeit.

In der Bildung der neuen Welt trat ein ganz veränderter Entwickelungsgang ein. Geist und Welt trennten sich, ihre organische Verknüpfung ward aufgelöst. Die neuen Völker sollten den reinen Menschen in sich aufnehmen und aus-

bilden, ihre besonderen Nationalgeister kamen dabei nicht in Betracht. Der Geist vertiefte sich in sich, wußte und wollte nichts von einem organischen Ergebniß des Lebens, das Allgemeine allein galt, das abstrakt Wahre stellte sich für sich hin. Religion und später auch Gesetz kam nicht mehr aus der Gestaltung des Lebens, es wurde abstrakt und von außen empfangen. So kam es denn, daß Religion, Gesetzeskunde ꝛc. eine Wissenschaft wurden, die sich nicht mehr als Ergebniß des Lebens fast unbewußt jedem erschloß, sondern die eine Isolirung der Seele in sich und vom Leben der Außenwelt nothwendig machten. Die Gelehrsamkeit ward ein ausschließlicher Beruf. Der Gelehrte hat keine andere Thätigkeit mehr als seine Wissenschaft, ihre Ergründung und Erweiterung. Dazu kam dann in späterer Zeit die Erfindung der Presse, die die persönliche Mittheilung und unmittelbare Verständigung immer mehr zurückdrängte.

Es baute sich ein eigenes Reich des Geistes auf, mit eigener Sprache und eigenem, dem Volksbewußtsein fremdem Inhalte.

Die Literatur- und Culturgeſchichte gingen ihre geſonderten Wege und letztere hinkte oft nur mühſam von ferne nach. —

Aus dieſem flüchtigen Ueberblicke mag ſich ergeben, welche Bedeutung die neuzeitliche Richtung nach einer volksthümlichen Literatur haben mag.

Wir dürfen es nicht beklagen, daß das nationale Organiſche der alten Völker aufgelöſt iſt, oder es verſuchen, ſolches in ſeiner alten Abgeſchloſſenheit wieder herzuſtellen. Die Weltgeſchichte thut einen Schritt, den ſie vorwärts gethan, nicht mehr zurück, und in den Geſetzen, die zu Grunde liegen, offenbart ſich eine höhere Weisheit.

Die neueren Völker ſollen das allgemein Menſchliche in ſich ausbilden, dabei aber die volksthümlichen Mannigfaltigkeiten wahren.

Wie man im Ausdrucke wiederum zu den Nationalſprachen zurückgekehrt iſt, ſo wird auch der Inhalt immer mehr mit dem geſammten Volksbewußtſein zuſammenſtimmen.

Die neueren Völker lernen einander in ihren

geſonderten Sprachen verſtehen und werden nach Innen immer mehr lernen, die fortgeſchrittene Erkenntniß einzelner Hochſtehender mit der Geſammtheit zu vereinen.

Die Literatur ſteht aber immer nur in zweiter Reihe, oder wie man es nehmen will, als vorbereitende da.

Der Geiſt, die Erkenntniß, muß im Leben, in Sitten, Bräuchen, Geſetzen und öffentlichen Einrichtungen daſtehen; er ſoll weniger gelernt und geleſen, als erlebt werden.

Ein großer Theil der heutigen Schriften ſoll zur Seite gelegt werden, wenn das Leben einſt wieder vom Geiſte durchdrungen iſt, wenn man ſich wohlig von ihm umſchloſſen fühlt; die Menſchen ſollen ſich zu ſchönen Thaten zuſammengeſellen, ihre Erhebung und ihre Freude nicht vorherrſchend in der Einſamkeit aus den dunkeln Lettern der Schrift herausleſen.

Vorerſt aber bleibt uns noch die Schrift.

Dem Weltgeiſte ſteht in der neuen Zeit ein Mittel zu Gebote, deſſen unabſehbare Folgen wir kaum ahnen können.

Die Erleichterung des persönlichen Verkehrs ist eine Ergänzung der Presse und eine Rückkehr in die ihr vorangegangenen Zeiten, nur, wie alle aus der Fortentwickelung sich ergebende Rückkehr, reicher und mächtiger.

Es wird immer weniger isolirte, weltvergessene Geister geben, die Einzelnen innerhalb der Nationen wie die Nationen gelangen gegenseitig zu einer Verständigung, wie sie keine Periode der Geschichte aufweist. Wir können kaum ahnen, welch eine Wiedergeburt die Menschheit feiern wird.

Man hat oft behauptet, schon das nordische Klima widerstreite den demokratischen Lebensformen, den ständig wiederkehrenden oder zeitweiligen Volksversammlungen u. dgl.; durch die Eisenbahnen und was sich darum und daran fügt, können aber Massenversammlungen zu Stande kommen, wie sie das Alterthum nie kannte.

In dem wahren geschichtlichen Fortgange liegt es aber, daß wir dadurch der vorangegangenen Momente nicht verlustig werden, sondern die alten Entwickelungsstufen darin bewahren.

So lebendig und persönlich auch die Verständigung und Entzündung der Geister sein wird, wir behalten dennoch die Presse. In ihr wird uns eine Vorerörterung und folgende Erweiterung der persönlichen Berührung bleiben, die stets um so fruchtreicher sein wird, weil sie den frischen Lebensathem haucht.

Wenn irgend je, so ist jetzt die Verständigung des lange isolirt gewesenen höheren Allgemeingeistes mit dem Volksgeiste um so nothwendiger und fruchtreicher.

Vorerst bleibt uns hiefür die Schrift.

Ueber allgemeine Zweckmäßigkeit der Volksschriften und deren Inhalt.

Die naive That ist bei den modernen Völkern überhaupt und bei uns Deutschen fast ganz verloren gegangen; die Erkenntniß geht der That vorauf und das reflective Bewußtsein begleitet sie. Im Alterthume geschah die That wie im Drama so im Leben ohne Schwanken, gewissermaßen durch Naturnothwendigkeit, durch den Rathschluß der Götter. Bei den modernen Völkern herrscht die Reflexion vor. Das Feuer blitzt lange vorher auf, ehe der Donner nachfolgt und oft ist es nichts als sich selbst auflösendes Wetterleuchten.

Das aber ist das unergründete geheimnißvolle Wesen der That, daß sie oft mehr und we-

niger und anderes wird, als der vorgreifende Gedanke in ſich ſchloß; ſie wird wieder unmittelbares Leben.

Wir können keinerlei Vorerörterung abwehren, wir müſſen nur ſtreben über die Kritik hinauszukommen. Und leider iſt Vieles bei uns oft bis zum Aberwitz erörtert, bevor es ins Werk geſetzt wird.

Es kann daher nicht wundern, daß auch die volksthümliche Literatur in Frage geſtellt wird.

Es bedürfte einer großen, geſchichtlich begründeten Darlegung, den Zuſammenhang der neuzeitlichen volksthümlichen Richtung in unſerm Vaterlande mit der alten darzuthun. Ich fühle mich aus Mangel an umfaſſender Kenntniß nicht zur Löſung ſolcher Aufgabe geeignet. Auch macht ſich ja, wie auch das Beiſpiel Hebel's zeigen wird, alle Fortbildung wieder auf individuellem naturtrieblichen Wege, und nicht aus Erkenntniß der Nothwendigkeit. Die Luft der Zeit führt Jedem Elemente zu, die ihn unbewußt in die genetiſche Entwickelung des Geſammtlebens führen.

Ich wende mich daher blos zur Erörterung einiger in der Gegenwart schwebenden Fragen.

Vor Allem müssen wir die Radicalfragen beantworten: Gibt es eine besondere Volksliteratur? Soll es eine solche geben? Muß nicht vielmehr Alles, was wirklich wahr und schön ist, allen Volksgenossen zugänglich und förderlich sein? Liegt in der Bildung der Volksliteratur nicht eine neue Aristokratie?

Die erste Frage beantwortet sich einfach aus der Geschichte, die thatsächlich beweist, daß diese Erscheinung im Bildungsgange der neuen Geschichte begründet ist. So lange Religion, Wissenschaft und Kunst ein organisches Erzeugniß des Volkslebens sind, würden alle geistigen Errungenschaften nach Gehalt und Gestalt gemeinsam; sobald aber die Bildung sich aus der Abstraction heraus fortsetzt, gestaltet sich eine höhere und eine niedere. Die Aufgabe der Volksschrift ist, jene mit dieser zu vermitteln, der aus dem unmittelbaren Leben erwachsenden Bildung die allgemeinere zuzuführen, an das unmittelbare Leben anzuknüpfen und von da aus höher zu leiten.

So wäre also die Volksliteratur nur formell von der höheren unterschieden? Ihre ganze Eigenthümlichkeit bestünde in der veränderten sprachlichen Gewandung?

Keineswegs. Das, was man dem bloßen Begriffe nach die Form nennt, ist in geistigen Dingen zugleich auch eine untrennbar andere Wesenheit. Indem also die Volksschrift die Schönheit und Wahrheit an das unmittelbare Leben anschließt und aus ihm entwickelt, kommen neue, wesentliche Bedingungen hinzu. Keine Kunstform steht mit der Bedingung der Volksmäßigkeit in Widerspruch, aber erst, wenn die Unmittelbarkeit des Lebens durchgeklärt ist, kann man zu Eroberungen aufsteigen, die auf der reinen Höhe des an sich freien Geistes gemacht wurden, und dann ist alles wirklich Wahre und Schöne allen Volksgenossen zugänglich und förderlich, denn es erhob sich vom Lebensboden in seine freie Höhe.

Was aber die Frage der Aristokratie betrifft, so hängt sie mit jenen Einwürfen der radikalen Faulheit zusammen. Es gibt Viele, die einstweilen nichts thun, weil sie nicht das Aeußerste

und Letzte, was ihnen im Sinne liegt, bewirken können. Zur eigenen Selbstbeschönigung erfinden sie dann allerlei verwerfliche Bezeichnungen für diejenigen, die nun einmal die Gegenwart auch für etwas halten, wovon man sich nicht in eitler Großsprecherei zurückziehen darf.

Es gibt Viele, die gar schön von ihrer Liebe zum gesammten Volke, von ihrem Opfermuth für dasselbe reden, aber einmal sich ihrer stolzen Formen zu entkleiden und sei es auch nur ein Kleines den verlassenen Geistern zu bieten, dazu haben sie nicht Liebe und Opfermuth genug. Das ist wol eher eine Aristokratie.

Andere befürchten auch von einer Volksliteratur eine Verwilderung des Geschmacks, theils aus überfeinem geistigen Hochmuthe, theils aus wirklichem Interesse für die Wahrung der errungenen Kunststufe. Ich behalte die letzteren im Auge. Allerdings wäre es traurig, wenn eine Nützlichkeitspoesie überhand nähme, bei der man jede höhere Anforderung der Kunst damit zurückwiese, daß sie doch Gutes verbreite und stifte. Dies trifft aber nicht blos die Volks-, sondern

jede bloße Tendenzschrift. Die echte Volksschrift kann auch den Gesetzen der Kunst entsprechen, ja sie muß es, weil sie sonst im Geiste des Lesers eine Unbefriedigung zurückläßt, die alles in sich Unfertige erregt.

Das eben ist die besondere Schwierigkeit der dichterischen Volksschrift, daß man bei ihrer Abfassung des vorgesetzten lehrhaften Zweckes vergesse und das volle Leben walten lasse. Der Volksschrift die Bedingungen der Kunst erlassen, heißt ihre selbständige Bedeutung in sich aufheben, sie aus dem Zusammenhange der Geistesentwickelung ablösen und der geistigen Errungenschaft der neuen Welt verlustig machen.

Es gibt neuerdings viele Bücher, die man die Unglücksliteratur nennen könnte, sie entstehen bei Ueberschwemmungen, Brandfällen u. dergl. und sind gedruckte Armenbälle und Armenkonzerte. Die Kritik behandelt solche oft mit Schonung, ihres mildthätigen Zweckes wegen. Aehnlich wollen Manche die Volksschrift behandelt wissen, sie sagen: „Seid nicht so strenge, seht auf den guten Zweck.“ Gegen solche jämmerliche Bettelhaftig-

keit muß Verwahrung eingelegt werden. Die Volksschrift muß den nothwendigen Anforderungen der Kunst und Wissenschaft entsprechen, oder sie genügt auch ihrem sogenannten guten Zwecke nicht.

Die Volksschrift besteht weder aus dem Abhub von der vornehmen Tafel, noch ist sie blos eine für die Nothdurft bereitete Armensuppe. Aus der Fülle des Geistes läßt sich leider die Versöhnung und Schönheit leichter spenden, als aus der äußeren Welt.

Eine andere, nicht vom literarischen, sondern vom Standpunkte des Volkslebens ausgehende Entgegnung hält vor: „Das Volk hat sich, trotz und in Folge gelehrter Entfremdungen, ein eigenes Geistesleben erhalten und fortgebildet; überlaßt die weitere Entwickelung seinem eigenen Leben selber. Warum soll jetzt auch hier im Walde literarisch gepfropft und geäugelt werden?“ u. s. w.

Diesem Einwande stellt sich aber die Thatsache gegenüber, daß selbst in den wilden Wald die Cultur hineingreift, daß auch das ursprüng-

lichſte für ſich Erwachſende der Vorſorge und Nachhülfe nicht entgeht. Das Volksleben iſt längſt kein ſtiller Wald mehr. Das organiſche in ſich gehaltene Leben iſt den mannigfachſten fremden Einflüſſen eröffnet.

Im Volksgeiſte haben Schule und Kirche und ſodann hauptſächlich das Soldaten- und Wanderleben, Beziehungen eröffnet, die eine Halbheit und Unfertigkeit hinterlaſſen; die Volksſchrift ſoll dieſe aufheben und zur Ganzheit und ihrem nothwendigen Endziele führen, die zerſtreuten Eindrücke ſammeln und in ſich abſchließen.

Das Bedürfniß des Leſens, das Ausſchauen nach fremden Gedanken und Ereigniſſen iſt einmal da, und ſo ſoll der entſprechende Stoff näher gerückt werden.

Wie die Geſangvereine, die ſich nach und nach auf die Dörfer ausbreiten, zunächſt dem Volke ſeine eigenen, mangelhaft gewordenen Lieder wieder auf die Lippen legen und erſt von hier aus auf die neuen Hervorbringungen übergehen ſollten, ſo muß auch die Volksſchrift zunächſt das im Volke ſelber liegende zum Klaren ausarbeiten.

An der Pflege der Lieder können wir sehen, wie der Gang der Geschichte dem neuen Volksthum Bahnen vorzeichnet. Was sich ehedem von selbst erhielt, wird jetzt aus dem Bewußtsein heraus gestützt; die pädagogische Stütze wird abgenommen werden, wenn einst der Baum wieder erstarkt ist, in sich feststeht und wurzelt. Wie das tönende Lied der bewußten Pflege bedarf, so auch die stille Gesinnung und Empfindung im Herzen des Volkes.

Wie das Gewohnheitsrecht, als älteste und natürlichste Wurzel alles Rechtslebens, als naive That entstanden, sich fortgebildet und entwickelt hat, wie dies von der Gesetzgebung und weiterhin von der Wissenschaft aufgenommen, tiefer begründet und in seinen Folgerungen erweitert wird, so nimmt die Philosophie und Poesie in der Volksschrift alle Seiten des Volkslebens, das aus sich Entstandene und Entstehende in seiner Berechtigung in sich auf, erforscht die zu Grunde liegenden Gesetze und erweitert sie in ideell ungehinderte Folgerichtigkeit.

Von der kleinen umgebenden Welt ausge-

hend, mag die Volksſchrift ausſchreiten ins Weite, zu Gedanken und Menſchen der großen Welt und zu Ruhe und Friede wieder zurückführen.

Das eigentliche Stillleben, ſowol in ſeiner urſprünglichen Umfriedung wie in ſeiner bereits vollendeten Ueberwindung der Welt iſt nur ſpärlich das Gebiet der Dichtung für das Volk. Die alten Volksbücher geben uns hiefür Maß und Richtung, ſie ſchicken einen Charakter aus dem Volke in ganz fremde Verhältniſſe und zeigen, wie er ſich da zurecht findet; oder ſie laſſen aus den Höhen des Lebens eine Perſönlichkeit die Niederungen des Daſeins durchdringen. Dort unterordnet ſich ein fremdes Leben der gewohnten Betrachtung, hier wird das eigene Leben von fremder Anſchauung umgeſtellt; beides führt, von verſchiedenen Ausgangspunkten kommend, zur Erkenntniß der gewohnten und der fremden Welt.

In vergangenen Zeiten, da ſich die Zuſtände des Lebens noch beſtimmter und zuſammengehaltener gruppirten, war ſolche Durchführung leichter möglich, als in unſern Tagen des Individualismus.

Bei der Deutung und Erklärung der großen zeitgenössischen Welt mag man daher leicht dazu kommen, Alles in Einer Schrift abmachen zu wollen Die Gesetze der Kunst, wie die der äußeren Zweckmäßigkeit, die eigentlich eins sind, widersprechen aber solchem Verfahren. Allerdings durchdringen sich alle Richtungen des Lebens, aber bei dem einzelnen Kunstwerke muß das einfache Motiv festgehalten werden.

Man wird in Gesellschaften häufig Menschen finden, die man die Toastverderber nennen könnte. Bringt einen Trinkspruch aus auf eine Richtung oder Person, sie werden alsbald noch etwas hinzufügen, was allerdings auch ein Hoch verdiente, sich aber zu einem besondern eignet.

Solche Toastverderber gibt es auch in der Literatur, zumal in der volksmäßigen; sie zerstreuen in ihrer Unmacht den auf das Eine gerichteten Sinn und zerstören den Eindruck.

Die Welt ist so groß, die Thätigkeit des Lebens so mannigfach, daß man nicht Alles von Einem und auf Einmal erwarten darf.

Die Einfachheit der Motive schließt aber

keineswegs in ſich, daß zu den Charakteren nur Eine Farbe verwendet werde, ſchneeweiß und kohlſchwarz und roſenroth; das hat allerdings eine augenblickliche Wirkung, aber keine weitere, denn im Leben vermiſchen und ſchattiren ſich die Farben.

Helle, friſche Lebensfarben ſind aber bei den Charakteren und Ereigniſſen in der Volksſchrift unentbehrlich; die allgemeine Charakteriſtik genügt hier nicht. Das Leben zeigt uns hier wiederum einen Grundzug. Man wird in den Bürger- und Bauernſtuben nur äußerſt ſelten Lithographien u. dgl. finden, die Bilder ſind hier immer und vorzugsweiſe farbenbekleidet, oder, wie man's nennt, illuminirt, oft etwas ungeheuerlich; dennoch erkennt man hierin, daß der Umriß und die Schattirung nicht genügt; man will wirkliche Farben. — Dies muß auch auf die Volksſchrift angewendet werden. Die mehr abſtrakt allgemeine Zeichnung, die eine Ergänzung des Beſchauers erfordert, iſt hier nicht ausreichend, die Farbe bildet zunächſt das Anziehende und erſt nach ihr die Zeichnung.

Soll die Volksschrift der Wirklichkeit Maß und Richtung geben, so muß sie auch von der Wirklichkeit ausgehen, nicht nach einem abstrakten Schema arbeiten. Die moralischen Kunstgärtnereien mit ihren in Mistbeeten und unterm Glaskasten gezogenen überraschenden Frühgemüsen, die moralischen Musterwirthschaften mit ihren wohlgesäuberten Dörfchen Freudenberg und Friedenthal u. dgl., mit ihrer Bevölkerung von affektirten Kindernaturen, voll ungesalzener butterweicher Empfindsamkeit, und dem „Vater Ehrenreich", dem als Bauer verkleideten Pfarrer an der Spitze, können mit der ganzen Erlogenheit ihres Apparats höchstens den Spott erregen.

Die moralischen Musterwirthschaften können sich nicht aus ihrem eigenen Ertrag gestalten und erhalten. Wie bei den rein ökonomischen die Mittel der Anschaffung u. s. w. in der Regel auf fremdem Gebiet gewonnen und aus ihm herzugebracht wurden, so ist auch in den moralischen Musterwirthschaften der Geist, der sie anlegt und hält, in irgend einem Schulsystem, einer Theorie, aber nicht aus dem Leben gewonnen worden.

Wer aber auf das wirkliche Leben einwirken will, muß auch das wirkliche Leben faſſen und auf ſich ſtellen.

In vergangenen Zeiten hegte man das Ideal einer Prinzenerziehung, dann wurde und wird vielfach alle Hoffnung auf die ſtudirende Jugend geſetzt; es iſt nicht mehr als billig, daß man einmal auch von unten auf anfange. Das geſunde Völkerleben geht nicht allein von den Studirten aus, es muß ein Ergebniß des geſammten Bürgerthums werden. Die höchſte Bildung wird von der populären nicht aufgewogen. Die Volksſchrift kann mit ihren einfachen, nicht geiſtreich aufgeſtutzten Wahrheiten auch wieder zurückwirken auf manche verfeinerte Kreiſe. Es gibt manchen Don Ranudo von und zu Geiſtreichenheim, deſſen leerem Magen das einfache Schwarzbrod des Landvolkes gar ſehr zu ſtatten kommen wird, wenn er ſich auch den Anſchein gibt, es nur zu koſten, um zu erproben, mit was ſich das „niedere Volk“ nährt.

Wie die Religion ſchlicht und einfach Allen werden muß, wie in ihrem Innerſten etwas

Fremdes und Ungehöriges ist, wenn sie das nicht zu werden vermag und esoterische bevorzugte Geister in Anspruch nimmt; so muß auch die Selbständigkeit des Geistes Allen werden. Ein Zustand der Dinge, der dieses nicht verträgt und sich demzufolge dagegen stemmt, ist eben damit ein von Gott, dem ewigen Geiste, verworfener, unrettbarer.

Aus dem Inhalte der volksthümlichen Schrift ergeben sich auch die Bedingungen der volksthümlichen Sprache.

Die volksthümliche Sprache nur bei freien Völkern und durch die freie mündliche Rede.

Mit Berufung auf die oben dargelegte Skizze der alten Bildungsgeschichte mag die Behauptung feststehen, daß ohne persönlichen, lebendig freien Verkehr, ohne Volksversammlung keine wahrhaft volksthümliche Sprache möglich ist.

Franzosen und Engländer, die sich in einem freieren Staatsleben bewegen, mögen dies auch in neuerer Zeit beweisen. Sie haben eigentlich keine so getrennte volksthümliche Literatur und namentlich keine sogenannte populäre Sprache. Alles ist, wenigstens sprachlich, für die ganze Nation geschrieben.

Wol sind ihre Sprachen schon dadurch allgemein verständlich, weil sie, der Urthümlichkeit ermangelnd, nicht neuer Schöpfungen fähig sind; sie sind dadurch minder subjektiv, stehen allgemein fest. Das Gemeinverständniß; das durch die Dialekte hindurch eine gewisse Ausdrucksweise für sich erlangt hat, erhält sich aber hauptsächlich durch die Theilnahme Aller an den Staatsverhandlungen. Jeder nach Einsicht, Bildung und Bethätigung Strebende liest die Verhandlungen der Volksabgeordneten, oder tritt in die Schaaren Derer, die eine allgemeine Berathung angesetzt haben. Der durch Wissenschaft und Talent Höherstehende hört die Männer aus dem Volke selber reden, kennt ihre Gesichtspunkte, ihre Ausdrucksweisen, von diesen ausgehend führt er sie dann mit sich hinauf, ohne daß er sich ein fremdes ungewohntes Sprachgewand anlegen muß. Er muß sich dann aber auch sagen: Das, was du hier nicht zum Verständnisse bringen kannst, muß in seinem Ursprunge etwas Fremdartiges oder Unklares haben.

Hier tritt dann dieselbe Wechselwirkung wie-

der ein, die wir bei den Propheten der Juden und den Volksrednern der Griechen gefunden haben. Man steht sich wieder unmittelbar persönlich einander gegenüber, indem der Mensch zum Menschen spricht.

Man ist in neuer Zeit allerdings von der Sprache der gelehrten Republik wieder zur Nationalsprache zurückgekehrt, aber es ergeben sich überall die Merkmale, daß diese in den letzten Jahrhunderten nicht im freien, unmittelbaren Leben, sondern in den Studirstuben und Büchern aufwuchs.

Frühlings Anfang ist vorbei, draußen in der lebendigen Natur prangt Alles in würziger Blüthe, nach den wetterdeutigen Heiligen Pancratius und Servatius ziehen auch die exotischen Pflanzen hinaus unter den freien Himmel und sie gewinnen hier, von der Sonne angestrahlt und in den freien Strömungen der Luft frischeres Grün und lebendigeren Trieb, als sie nimmer in den luftgeheizten Räumen und hinter den Glaswänden finden konnten....

Wir haben in Deutschland hauptsächlich nur

eine Seite der öffentlichen Rede: die Predigt. Durch diese ist in mancher Beziehung eine höhere Ausdrucksweise im Volke allgemein verständlich und gäng und gäbe geworden. Theils mit Absicht, theils ohne Bewußtsein sind daher viele deutsche Volksschriften in den salbungsvollen Ton der Predigt verfallen, deren Stichworte allerdings nicht ohne Wirkung sind.

Ich werde im Verlaufe dieser Schrift noch hierauf zurückkommen, hier, wo es sich mehr um das Formelle handelt, mag nur das hervorgehoben werden, daß der Predigt das Belebende durch die Gegenrede fehlt, wodurch der Volksgeist sich mit Gehalt und Gestalt zurecht setzte und verständigte. Formell läßt sich aus der Predigt noch das entnehmen, daß das öftere Vorsetzen des Zeitwortes an den Anfang des Satzes statt an den Schluß, eine innere Berechtigung hat. Diese Abweichung von dem lateinischen Satzgefüge kommt nicht blos aus der Annäherung an den Bibelton, sondern die mündliche Rede bedingt ihn vielfach, indem sie erfordert kurzweg und kecklich auf das Wesentliche loszu-

gehen und die Aufmerksamkeit auf die darauf folgende Substantiva zu spannen.

Die volksthümliche Sprache in umfassenderer Bedeutung erwächst nur in freien Volksversammlungen. Hier ist es gegeben, das was der denkende einsame Geist aus sich auferbaut und in wissenschaftlichen Gebäuden fest gegründet hat, zur wohnlichen Stätte für den Volksgeist einzurichten; hier allein ist es gegeben, daß der Volksgeist das ihm nach Form und Inhalt Aufgedrungene abstoße.

Zu Zeiten findet man noch, daß ein stiller Bursch beim Tanze hinaufsteigt auf die erhöhte Bühne zu den Spielleuten und er pfeift ihnen eine Weisung vor, die ihm schon lange im Sinne gelegen, bis sie sie inne haben. Wie hebt und spannt sich in Lust dann sein ganzes Sein, wenn nun die still gefundene Weisung von allen Instrumenten, von jedem nach seiner Art und doch gemeinsam heraustönt. Das ist eine Freude, wenn man sich so nach der im Innern gehegten Weisung frei bewegen kann und die Freunde rundum mit....

Ist es eitel Traum und Hirngespinnst, wenn man hofft, daß es auch einmal im Reiche des Geistes so sein kann? Daß nicht immer vom Blatte und nach fremden Noten gespielt wird, sondern auch einmal wie es in der eigenen sangesreichen Brust tönt? ...

Vereinzelte Reden aus den vereinzelten deutschen Volkskammern dringen auch bereits ins Volk, sie sind aber, da sie nur zur Verständigung unter den Abgeordneten dienen, nicht wesentlich von der volksthümlichen Fassungskraft bedingt.

Wenn ich die Gestaltung des volksthümlichen Ausdrucks in der mündlichen Rede suche, so bin ich weit davon entfernt, die oratorischen Werke als volksthümliche Schriften zu betrachten, diese sind gerade oft am weitesten davon entfernt und männiglich weiß, wie manche hinreißende Rede im Druck matt und hohl ist. Für die Schrift soll hier blos das geltend gemacht werden, daß sich das Geschriebene leicht laut lesen lasse, daß die Erzählung den Charakter des mündlichen Berichts behalte; am rechten Orte eingeschaltete Fragen

sind hier wie bei der mündlichen Rede von guter Wirkung, indem sie zur Selbstthätigkeit anregen. Das Volk liest laut oder auch leise mit dem Munde, und nicht blos mit den Augen. Weder die aus dem Lateinischen herübergenommene, in einander gefugte Satzbildung, weder der sogenannte wissenschaftliche Periodenbau, der alle Seitentaschen mit Unter- und Nebenbegriffen vollgestopft hat, noch die kurze, hastig abgekappte Satzbildung, die das Zeitungswesen neuerdings aufgebracht hat, ist hier am Orte *).

*) Daß die freie mündliche Rede nicht nur in der Aufnahme von Wörtern, sondern auch im grammatikalischen Gebrauch der gewohnten, Neues allgemein festsetzen kann, zeigt sich schon bei der Rede in den Volkskammern. Das öffentlich mündliche Gerichtsverfahren konnte bis jetzt nur vereinzelt wirken. Bezeichnungen wie: Belastungs- und Entlastungszeugen ꝛc. sind nur am Rheine gemein gebräuchlich. Die Kammerreden dagegen werden durch den Druck weiter verbreitet. Ich beanspruche, beantrage, verausgabe, beanstande, bevorworte u. dgl. fällt schon nicht mehr auf; hier wurde durch neue Vorsatzsylben geholfen. Es wurde, so viel ich weiß, zuerst von Rotteck durchgeführt, daß man sagt: ich anerkenne u. s. w. statt des frühern: ich erkenne u. s. w. an. Dies könnte auch bei andern zusammengesetzten Zeitwörtern in Auf-

Unſeren jetzigen Verhältniſſen gemäß iſt der Begriff einer volksthümlichen Sprache nicht allgemein feſtzuſtellen; die Bildung der Zeit und des Landes ſetzen allerdings gewiſſe äußere Grenzen, das Individuelle bleibt aber auch hier maßgebend. Wir Deutſchen ſind ja überhaupt in der Ausbildung des Individuellen, mit ſeinen Vortheilen für das rein Menſchliche und ſeinen Nachtheilen für das ſtaatlich Gemeinſame, am weiteſten voraus.

---

nahme kommen, wie: behochachten, geringſchätzen, entgegenhalten, andeuten, hinweiſen u. ſ. w. Wir haben zuſammengeſetzte Zeitwörter, deren Trennung oder beibehaltene Verbindung neue Begriffsſchattirungen oder ganz andere Begriffe geben, wie: durchſchauen, übertreten u. dgl. hier bleiben natürlich beide Formen; bei den übrigen aber bedarf es nur der Gewöhnung, um ſie paſſend zu finden. So ungefüge dies auch anfangs ſcheinen mag, es wird ſich doch bald mundgerecht machen. Statt daß wir durch die Trennung des Zuſammengeſetzten bisher das Abgelöſte im Hinterhalte bewahren und mühſelig nachſchleppen mußten, könnten wir dadurch die Erhöhung einer Sprachſchönheit gewinnen, deren wir bis jetzt in der mündlichen Rede ganz verluſtig wurden.

Schon aus dieſem kleinen Beiſpiele mag man erſehen, wie ganz anders ſich die Sprache durch das lebendige Wort bildet, als wenn ſie blos für das Auge und die ſtummen Zeilen gehalten iſt.

Es kommt jetzt nur darauf an, in wie weit der Schriftsteller mit der Empfindungs- und Ausdrucksweise des Volkes eins ist. Diese läßt sich bis jetzt nicht in großen massenhaften Kundgebungen erkennen, sondern muß im Einzelnen zusammengesucht werden.

Einzelnes über die volksthümliche Sprache, ihre Hindernisse und ihre Förderung.

Durch die Vermischung von Volks- und Kinderschriften ist man auch vielfach zu dem falschen Verfahren gelangt, sich im Ausdrucke herabzustimmen und ganz die Redeweise seiner gedachten Leser zu wählen. Wie aber schon diejenige Kinderschrift die Kleinen anwidert, die sich auf läppische Weise in ihre unbehülfliche Sprache hineinzwängt, so noch weit mehr und mit größerem Rechte das Volk. Man braucht nicht zu stottern und allerlei Theile auszulassen, um sich einem schwer Hörenden und Sprechenden verständlich zu machen; dieser versteht gerade den am besten, der am vollsten und rundesten spricht. Die Volksschrift muß auch das mit dem Volksliede gemein

haben, daß sie wie dieses nicht unmittelbar für die stummen Zeilen des Drucks zubereitet sei. Wie das Volkslied erst gesungen und spät erst aufgeschrieben wurde, so muß auch die Volksschrift gewissermaßen erst mündlich erzählt und dann erst aufgezeichnet werden. Dadurch zeigt sie sich auch um so angemessener, wie das meistentheils geschieht, laut gelesen zu werden. Auch ist nicht nöthig, daß Alles gleich beim ersten Lesen so plan und platt sei, daß keine Nachlese mehr gehalten werden kann; gerade diese erfreut am meisten, weil sie die Thätigkeit des Suchens und die Ueberraschung des Findens gewährt. Im Volke wird eine Geschichte mehr als einmal gelesen, und da ist es gut, wenn man davon noch eine besondere Ausbeute hat. Diese wird aber nicht dadurch für den glücklichen Finder versteckt, wenn man, wie namentlich häufig die Herren Pfarrer thun, auf jedes Hauptwort eine ganze Meute von Beiwörtern hetzt; die Bezeichnung der Spur genügt.

Man wird sehr häufig finden, daß, wenn man mit einem Menschen fremder Zunge die

ſelbſteigene Sprache ſpricht, man leicht durch Schreien und Radebrechen ſich verſtändlich zu machen ſucht. Gleicherweiſe glauben Viele, die durch die Schrift zum Volke reden, die Worte für ein und dieſelbe Sache häufen und noch mit zentnergewichtigen Beiwörtern belaſten, oder andererſeits radebrechen zu müſſen. Die Volksſprache iſt aber keine fremde Sprache, es ſind dieſelben Worte und Zeichen, nur urſprünglicher und von der Anſchauung ausgehend.

Wie bei der Dichtung aus dem Volke manche ausgeprägte gangbare Begriffe und Ausdrücke wieder eingeſchmolzen und flüſſig gemacht werden müſſen, ſo noch weit mehr in der Schrift für das Volk. Wir glauben z. B. volksthümlich zu reden, wenn wir von „Gedanken, Gefühlen, Empfindungen, Beſtrebungen“ u. ſ. w. ſprechen. Volksthümlich aber iſt es nur, wenn wir die Sache auf die oder von welcher dieſe Seelenzuſtände ausgehen, anſchaulich vorführen und dabei ſagen, „nun denken, fühlen“ u. ſ. w. wir.

Das von anderweit fertig Ueberkommene muß hier in ſeine urſprüngliche Entſtehung zurück-

geführt werden. Ein gesunder Takt muß davor bewahren, Abgedroschenes wie eine neue Ernte zu behandeln.

Es ist noch nicht lange, seitdem in der Literatur die Mode abkommt, die natürlichen Haare wie eine Perücke aufzustutzen, das Alltäglichste in hohe Redensarten einzumummen, von denen man nicht lassen zu können glaubt und ohne welche allerdings die Blößen sich schneller kundgeben würden. Wie leicht lassen sich Phrasen hin und her drehen, aber in einfacher Sprache zeigt sich schnell, was einer zu bieten hat. Seitdem alle Wissenschaft sich dem Leben näher anschließt, verliert sich auch die Zigeunersprache der Katheder-weisheit mehr und mehr. Die lebendigsten Wahrheiten erstarren leicht zu Formeln, mit denen die Nachbeter groß thun wie mit selbst gemachten Eroberungen. Muß man diese aber im Leben umsetzen, so ergibt sich bald, in wie weit das Angeeignete auch ein Eigenes geworden ist. Alles das ist von unberechenbarem Einfluß auch auf die volksthümliche Sprache und Schrift. Es wird und muß immer Erörterungen geben, die weit

über das sogenannte volksthümliche Bewußtsein hinausragen, die schon von vorn herein auf einer erhöhten Stufe beginnen und deren Ergebnisse nur vereinzelt und auf Umwegen in das Volksbewußtsein zurückkehren; je klarer und bestimmter sich solche aber bewegen, um so rascher und ersprießlicher ist ihre Rückkehr ins Leben.

Vielfach geltend ist auch die Ansicht, daß die erste Bedingung einer volksthümlichen Sprache ihre Reinigung von Fremdwörtern und Kunstausdrücken sei. Gewiß muß das Bestreben dahin gehen, rein deutsch zu schreiben, aber wir können nur nach und nach dahin gelangen. Wie die Sachen heute stehen, ist durch das Staatsleben mit seinem fremden Rechte und schriftlich geheimen Verfahren, durch das Militärwesen, durch Schule und Kirche, eine solche Fluth von Fremdwörtern und Kunstausdrücken in den Strom der Alltagssprache gelenkt worden, daß wir mit heimischem Ausdrucke geziert, unverständlich und willkürlich werden. Die theoretische Sprachreinigung ging namentlich darin zu weit, daß sie alle Schattirungen eines Begriffes oder Merkmale

eines Gegenstandes mit in den bezeichnenden Ausdruck aufnehmen wollte; dadurch entstand jene lächerliche Häufung, die den Gegnern leichte Waffe zur Verspottung in die Hand gab. Die Reichhaltigkeit unserer Sprache, die für jede Schattirung eines Begriffes u. s. w. ein eigenes Wort hat, sowie die Fortbildungsfähigkeit des vorhandenen Sprachschatzes, gerade diese Vorzüge erschweren uns die feste Gestaltung einer volksthümlichen Sprache. Es ist aber nicht nöthig, daß in Einem Worte alle Nebenbegriffe mit ausgedrückt seien, laßt es nur gäng und gäbe werden, es wird sich sein Gebiet schon behaupten.

Es gibt, wie für das Auge, so auch für das Ohr gleichsam eine Mode. Wie manche körperliche, so erscheint uns auch nach und nach manche geistige Gewandung nicht mehr so auffällig; es kommt nur darauf an, daß man mit dem Naturgemäßen und Schönen nicht vereinzelt dastehe, sondern Viele sich zu dessen Gebrauch zusammenthun und anschließen.

Wäre von der Schul- und Kanzleiweisheit

etwas Unſelbſtiſches, wahrhaft Volksthümliches zu hoffen, ſo wäre es hier gegeben, die Reinheit der Sprache vielfach feſtzuſetzen; aber auch hier tritt neben dem vornehmen Dünkel die ſtaatliche Trennung in den Weg: während in Süddeutſchland etwas im Abſtreich verſteigert wird, hat man am Rheine und im Norden den Soumissionsweg, während man in Süddeutſchland vergantet wird, kommt man im Norden in Concurs, die ſüddeutſchen Volkskammern verweiſen eine Petition an die Commission und die norddeutſchen an eine Deputation u. ſ. w. u. ſ. w.

Man hat es verſäumt, zum Nachtheil für das Volksthum und ſeine dichteriſche Faſſung, neue Erſcheinungen alsbald mit heimiſchen Lauten zu bezeichnen, wie z. B. Locomotive u. dgl. und wir müſſen noch froh ſein, daß man bei der Abfahrt nicht all right ruft, den reiſenden Herren Engländern zu Gefallen, u. ſ. w. u. ſ. w. Und unſere aberwitzige ſogenannte vornehme Welt dünkt ſich um ſo sublimer und exclusiver, jemehr ſie die banalen Phrasen der bourgeoisie evitirt

und fremdes Kauderwelsch in ihre sociale Conversation melirt.

Es ist schon anderweit bemerkt worden, daß diese Fremdsüchtelei ein trauriger Charakterzug in unserm Vaterlande ist, denn bei keiner andern Nation der Welt gilt man für vornehmer, wenn man ausländisch ist. Aus der Höhe der Societät sind denn auch schon manche Früchte in die niedern Gebiete herabgefallen und es gibt manchen Dandy und Lion im Bauernkittel, der, wenn er Geld im Sack hat, statt des gemeinen „Guten Tag" euch ein vornehmes „Buschur" zuruft, und der Tailleur im Norden und am Rheine fährt sich geschmeichelt durch die Locken, wenn ihm der Markör beim Billardspiel vorzählt: Poseng a Poseng.

Gerade was ein Vorzug der deutschen Sprache ist, hat es dahin gebracht, daß die rafsinirten Cercles es mauvais genre finden, sich ihrer zu bedienen. Ihr könnt es oft hören: die deutsche Sprache (die reichste von allen) habe nicht Distinctionen und Nuancen genug. Allerdings heißt im Deutschen der Roué ein Wüstling,

der Blasé ein Verlebter, der Flaneur ein Strolch oder Pflastertreter u. s. w. u. s. w. Die deutsche Sprache ist ehrlich grob, sie will nichts von der socialen Schönfärberei, sie hängt dem Laster kein interessantes Mäntelchen um, und das ist gut. Völker und Zeiten müssen in sich zerfallen, wenn ihre Sprache den sittlichen Halt verliert, oder gar das Faule und Hohle beschönigt. Darum halten wir fest an der Aufrichtigkeit unserer Sprache, wenn sie auch Manchen scharfrichterisch und grob dünken mag. Volksthümliche und sittliche Beweggründe erheischen das.

Die Zeitungspresse hat hier und dort mit gewissenhafter Strenge Gutes zu wirken begonnen, aber wer weiß nicht, wie es mit dem Deutsch bei manchen Führern der Journale aussieht, und so lange unsere deutschen Zeitungen wesentlich ausländische sein müssen, indem man über die inneren Angelegenheiten des Vaterlandes kein rechtes Wort sagen darf, so lange werden sich's die Uebersetzer leicht machen und manches frische und freie Wort muß zurückgehalten werden, weil es sich der Bevormundung entzieht.

Ich komme hiemit auf das wesentlichste Hinderniß einer volksthümlichen Sprache: die Censur. Der körnige Ausdruck, der den Gegenstand rund heraus packt, das Ding beim rechten Namen nennt, wird durch die Censur verdrängt. Das Starke, Feste muß abgeschwächt und verdünnt, die frische Blüthe des Lebens zu einem verkochten Absud verwandelt, das Handfeste breiig gemacht werden. Man darf keinen wirklichen Gegenstand, keine Thatsache, keinen Charakter frisch herausgreifen, und was auf ein bestimmtes Einzelnes gemünzt ist, was ein kenntlich bezeichnendes Gepräge haben sollte, muß zum Allgemeinsatze eingeschmolzen werden. Einem Allgemeinsatze stellt man viel weniger nach, als wenn man dem wirklichen Leben geradezu auf den Leib geht. Das Wesen des Volksthümlichen, des individuell Durchgearbeiteten und Neugewonnenen ist aber, vom Einzelnen, Bestimmten, zum Allgemeinen aufzusteigen, während wir es jetzt meist den Lesern überlassen müssen, die allgemeinen Recepte auf ihre besonderen Zustände anzuwenden und solche allein zu erkennen. Das erheischt aber eine

Bildung, wie sie noch auf keine Weise vorausgesetzt werden kann.

Neben der Verallgemeinerung der Gedanken ist man noch oft dazu verdammt, die offensten Ansichten zu verlarven, den redlichsten und aufrichtigsten eine abschreckende Teufelsmaske vorzubinden, damit man unter dem Scheine der Bekämpfung wenigstens eine Erörterung anregen dürfe. Traurig, wer sich im Bewußtsein der guten Absicht dazu verleiten läßt, sich selbst und der von ihm ausgehenden Wahrheit zu entweihen.

In der Schrift, zumal in der volksthümlichen, sollen wir uns dem Sprechen nahe verhalten. Nun nistet sich aber das Bewußtsein der Bevormundung in die Seele, oft noch bevor der Gedanke geboren, und beim Schreiben selber schaut uns oft die Polizei über die Schulter weg zu. Wir wollen keine Gelegenheit zum Streichen geben, weil die Streichlust weiter hineinfährt und Stellen vernichtet, die ohne ihren sträflich angesehenen Nachbar frei ausgegangen wären. Wir lernen im besten Falle die Kriegskunst, aber

nicht die im offenen Felde, ſondern die Kriegskunſt der Schmuggler, mit ihren Schleichwegen und Kniffen.

Wir können kaum mehr ermeſſen, welche Gedanken und welche Sprache wir gewonnen hätten, ohne daß das Bewußtſein der Bevormundung vor und in uns geſetzt wäre.

Es war nicht unnöthig, dies hier auszuſprechen, um manchen vertrauensvollen Humanitätsfreunden (ich ſage abſichtlich nicht Volksfreunde, weil ſolches einen ungehörigen Hochmuth vorausſetzt) darzuthun, daß wir die volksthümliche Schrift und Sprache erſt mit und in der Freiheit gewinnen werden.

So lange die Humanität auf abſtraktem Boden in Erörterung der Principien ſtand, fand ſie hochgeſtellte Gönner und Förderer; jetzt, da ſie hinaustritt ins Leben und nicht umhin kann, manches lieb Gewordene und hoch Gehaltene zu verletzen oder anzugreifen, jetzt muß ſie ſich Schritt für Schritt durch Hinderniſſe hindurchſchlagen.

Selbſtmörderiſch wäre es aber doch, in eitler

Läſſigkeit jetzt dem Volke das vorzuenthalten, was man ihm zu bieten vermag. Wir müſſen unter ehrloſen Verhältniſſen die innere Ehre wach erhalten, in uns und anderen.

Es ſind aber auch nicht immer der thatſächlichen Gewalt gegenüber ſtehende Gedanken, die wir zurückhalten müſſen; es wäre auch Aufgabe der Wahrhaftigkeit, manches im Namen der Freiheit Auftretende zu bekämpfen. Die lange mit dem tiefſten innern Widerſpruche ertragene Bevormundung hat es dahin gebracht, daß alles der äußern thatſächlichen Gewalt Mißliebige vorweg und unbeſehen als das Freie, auf das Volkswohl Abzielende gilt.

Solche innerſte Auflehnung des Gemüthes, ſolche Auflöſung und Verwirrung hat die unberechtigte Bevormundung zu Stande gebracht. Sie allein hat es zu verantworten. Es gibt ganze Richtungen, die den Schutz der polizeilichen Verfolgung genießen; wir müſſen ſie unbekämpft laſſen, weil ihnen die rohe Gewalt auf dem Nacken ſitzt; wir wollen nicht Handlanger der Polizei ſein, uns nicht durch einen Gnaden-

blick beleidigen lassen. Die polizeiliche Verfehmung hat vieles Verdammungswürdige dem zuständigen Richter entzogen; dieser Richter ist einzig und allein der Volksgeist und der allgemeine Geschmack. Wäre das Wahlfeld offen und frei, wären den Bekämpften nicht die Hände gebunden, wir würden in offener Sprache den offenen Sinn des Volkes gegen sie aufrufen. Nun aber müssen wir manche Verwirrung und geistige Falschmünzerei gewähren und selbst in die Volkskreise dringen lassen, weil wir den Beistand der rohen Gewalt nicht zur Seite haben wollen.

Ein lebendiges volksthümliches Geistesleben und eine volksthümliche Sprache ist nur in der ungehinderten Oeffentlichkeit und Freiheit möglich, dort allein kann sich zeigen, wer den Geist des Volkes kennt und die Sprache seines Geistes spricht.

Die deutſche Volksſchrift muß dichteriſch ſein. — Eine Maaßgabe der volksthümlichen Muſik.

Der Grundzug des Dichteriſchen muß in Sprache und Inhalt unſerer Volksſchriften vorſchlagen. Die gegenſeitige Bedingung von Sprache und Inhalt tritt hier wieder hervor.

Es mag vielleicht ſonderbar erſcheinen, dünkt mir aber doch wahr, daß unter unſerm Volke die Aufnahme des Allgemeinen, das Abſtraktionsvermögen, weit weniger durch alle Volksſchichten verbreitet iſt, als z. B. bei dem minder geſchulten engliſchen. Die Theilnahme am Staatsleben und ſeinen Verhandlungen gibt einerſeits dieſe Fähigkeit, andererſeits pflanzen die freien Staatsformen von ſelbſt eine Menge Gemeinbegriffe in die Seele, die auf dem Wege der Lehre und

Schrift nur mühsam zu erlangen sind. Wenn wir die Schriften von Channing lesen, so müssen wir staunen, daß solche zu hunderttausenden in England und Nordamerika verbreitet sind. Solche Allgemeinheiten könnten unter uns bei der großen Masse nirgends recht eingreifen, weil die Voraussetzungen fehlen, weil wir die Begriffe von Menschen-, Bürger- und Nationalwürde erst katechetisch zu entwickeln hätten, während sie der Engländer und Amerikaner aus dem Leben lernt.

Hienach gestaltet sich die besondere Aufgabe unserer volksthümlichen Entwickelung: mit der Thatkraft und Erkenntniß, zugleich auch die Innigkeit des Gemüthslebens, die sinnige Weltbetrachtung, die frei spielende und abenteuernde Phantasie sich entfalten zu lassen.

Das Verdammungsurtheil über Räuber- und Ritterromane u. dgl. in weitesten Kreisen beliebten Schriften ist leicht ausgesprochen. Man sollte aber aus der vorhandenen Thatsache die Lehre entnehmen, daß der deutsche Volksgeist für seine dichterische Begabung eine entsprechende Anregung erwartet.

Es ist in allen Dingen ein verkehrtes Verfahren, Jegliches, was nicht in ein bestimmtes Moralsystem paßt, die ganze volle Menschennatur mit ihren Neigungen und Leidenschaften als schlechtweg verwerflich zu betrachten, um dann, wie sich Spinoza ausdrückt, sie zu beklagen oder zu verspotten. Vielmehr muß man den individuellen Gestaltungen der Menschennatur mit ihren Neigungen und Leidenschaften dadurch gerecht werden, daß man zu ihrem innersten noch nicht in der Ausartung begriffenen Wesen vordringt und hier die gesetzmäßige Bahn der Bethätigung und Befriedigung eröffnet. Die Besonderheiten werden dadurch zu schönen Blüthen einer innern Vollkraft.

Dies zeigt sich auch hier beim Volksschriftenwesen.

Das maßlos Abenteuerliche, das Ungeheure, Ausschweifende wird nicht durch moralische Musterwirthschaften voll honigsüßer Unschuld verdrängt, so fein und zierlich man diese auch herausputzen mag. Nicht durch augenverdrehende, händedrückende Betbrüderei wird das Mißliebige

verdrängt, sondern dadurch, daß man lebensvolle Dichtungen von harmlos heiterm, wie von sittlich ernstem Geiste durchhaucht dafür an die Stelle setzt. Der literarische Schnaps aus ausländischen wie aus den heimischen Brennereien wird nicht durch Enthaltsamkeitspredigten verdrängt, sondern dadurch, daß man ein anderes Getränke bietet, das erwärmt, bei dem man lustig sein und die Trübsal des Tages auf eine Weile vergessen kann.

Das Ueberspringende, Abenteuerliche, ja sogar das Phantastische sind nothwendige Elemente der deutschen Volksschrift; denn die reiche Phantasie des Volkes geht gerne wie der Mann im Mährchen auf Reisen, um etwas zu finden, daß es ihn „gruselc."

Wie verträgt sich nun der dichterische Charakter mit der Tendenz, in der doch eine wesentliche Lebenskraft der Volksschrift beruht?

Ich habe bereits mehrfach darauf hingewiesen, daß es streng genommen eigentlich gar keine tendenzlose Poesie gibt; was man als der Poesie widerstrebend betrachtet, ist nur die tyrannisch

einseitige Tendenz, in der die Mannigfaltigkeit des Lebens, das abgespiegelt werden soll, untergeht. Der Dichter schafft aus sich heraus und stellt Gestalt und Gedanken ohne einseitig bestimmten Zweck dar; indem er aber Gestalt und Gedanken aus seiner Weltanschauung heraustreten läßt, erregt er unmittelbar zu gleicher Betrachtungs- und Empfindungsweise, wenn er nicht geflissentlich wiederum sich selber negirt.

Musik und Poesie sind die ursprünglichsten und, wie man es nennt, populärsten Künste. Was in anderen Darstellungsweisen, auch bei der allergrößten Einfachheit, noch immer auf engere Kreise beschränkt bliebe, gewinnt durch poetische Gestaltung die umfassendsten Gebiete. Musik und Poesie als die ursprünglichsten und volksthümlichsten bieten auch noch heute ergiebige Vergleichungspunkte. Mag es auch eine Poesie geben, die in Worten dasselbe ist, was die reine Instrumentalmusik in Tönen, so ist nur diese allein nicht volksthümlich. Das Volk kennt keine bloße Instrumentalmusik und weiß nichts damit anzufangen, wenn sie ihm geboten wird; die

Töne müssen die Weisung eines Liedes sein, das eine bestimmte Gedankenfassung hat, ein frischer Marsch oder ein lustiger Tanz muß aufgespielt werden, da hat man ein Bestimmtes, um dort die Gedanken, hier Leib und Leben danach zu bewegen. In der Natur dieser Musik liegt es dann auch folgerecht, daß sie anders als auf ihre zunächst gegebene Bestimmung verwendet werde, oder verschiedenes zugleich erfülle. So findet man häufig, daß eine Liederweise zu einem Marsche oder Walzer wird und gleichzeitig als Lied fortbesteht. Andererseits wird sehr oft auf eine Tanzweisung ein Lied gesetzt, dies ist offenbar bei denjenigen, deren Weisung nicht mit den Worten abschließt, sondern wo noch der Refrain wortlos nachgesungen werden muß. Aehnlich verhält es sich auch mit der Dichtung für das Volk. — Als wesentlich Charakteristisches der volksthümlichen Musik erkennen wir: das Vorherrschen der Melodie gegenüber der Harmonie. Eine Volksweise muß von einem allein gesungen oder gepfiffen werden können; die begleitenden Stimmen können tragen und heben, aber sie dür-

fen nicht ausſchließlich nöthig ſein. Aehnlich muß auch die volksthümliche Dichtung einen ſolchen Kern und Mittelpunkt haben, der von der Inſtrumentirung des Dichters losgetrennt, dennoch weſentlich ſeine volle Kraft behält; eine tragbare Melodie muß auch hier vorherrſchen.

Der einheitliche und persönliche Charakter in der Volksschrift.

An das Erforderniß der dichterischen Haltung in der Volksschrift schließt sich das weitere an, daß ein persönlicher Charakter daraus hervortrete; selbst vorwiegend lehrhafte Schriften werden dadurch gewissermaßen in das Dichterische gehoben, daß man mit dem Dargestellten zugleich den Darsteller kennen lernt. So finden z. B. Reisebeschreibungen, in denen der Verfasser mit Ich erzählt, am leichtesten Eingang und werden am dauerndsten festgehalten, weil Sache und Person sich in Ein Interesse verschmelzen; denn oft ohne daß er's will, und dann gerade am leichtesten, führt der Erzähler in sich eine feste Lebensgestalt vor.

fen nicht ausſchließlich nöthig ſein. Aehnlich muß auch die volksthümliche Dichtung einen ſolchen Kern und Mittelpunkt haben, der von der Inſtrumentirung des Dichters losgetrennt, dennoch weſentlich ſeine volle Kraft behält; eine tragbare Melodie muß auch hier vorherrſchen.

Der einheitliche und persönliche Charakter in der Volksschrift.

An das Erforderniß der dichterischen Haltung in der Volksschrift schließt sich das weitere an, daß ein persönlicher Charakter daraus hervortrete; selbst vorwiegend lehrhafte Schriften werden dadurch gewissermaßen in das Dichterische gehoben, daß man mit dem Dargestellten zugleich den Darsteller kennen lernt. So finden z. B. Reisebeschreibungen, in denen der Verfasser mit Ich erzählt, am leichtesten Eingang und werden am dauerndsten festgehalten, weil Sache und Person sich in Ein Interesse verschmelzen; denn oft ohne daß er's will, und dann gerade am leichtesten, führt der Erzähler in sich eine feste Lebensgestalt vor.

Es ist daher von besonderer Bedeutung in der Volksschrift, daß der Charakter des Verfassers darin hervortrete. Nirgends wäre die kalte, sogenannte kunstmäßige Objectivität übler angebracht als hier. Es ließe sich darthun, daß die Zurückziehung der Persönlichkeit aus den öffentlichen Darlegungen weit mehr Eitelkeit als Bescheidenheit ist. Man will sich in seinem eigensten Wesen für sich bewahren und sich nicht ganz und gar hinausgeben. Die Vorenthaltung der persönlichen öffentlichen Betheiligung hat uns jene Scheu vor persönlicher Hingabe eingeflößt. Wir verdenken es keinem Lyriker, ja wir finden es schön und nothwendig, wenn er sein eigenstes Leben preisgibt, das schließt die wesentliche Bereicherung menschlicher Empfindung in sich; ist die höhere geschlossene Form hier allein deckender Schild und soll nicht auch der Prosaiker sich ganz geben?

Der Schriftsteller ist theils mehr, theils weniger als er momentan in seine Schriften zu legen vermag.

Mit dem Verbrauch der zeitlichen Ernte ist

der Boden der Persönlichkeit noch nicht aufgezehrt, er kann Saaten aufnehmen und Früchte bringen, von denen er nie etwas ahnte. Wir dürfen es nicht vergessen, daß wir eigentlich persönlich wirken, sprechen und streiten sollten. Und schwingen wir uns hinaus an das Ende unserer Lebenstage, was liegt daran, wie unsere endliche Persönlichkeit von Böswilligen verzerrt und mißdeutet wurde, wenn nur durch die volle Hingabe eine einzige ewige Wahrheit lebendig zu Tage gebracht ist.

In der Volksschrift vor Allem, in der es nicht auf persönliche Verklärung abgesehen sein kann, ist daher die volle Hingabe an sich nothwendig.

Die Theilnahme des Erzählers an seinen Geschichten darf sich aber nicht in salbungsvollen überschwänglichen Ausrufungen, sondern muß sich in der ganzen Haltung kundgeben. Im Volke sieht man vom Werke sogleich auf den Meister, nicht nach seinem Namen, der an sich ohne Bedeutung ist, sondern nach seinem Wesen; in diesem liegt oft die besondere Anziehungskraft.

Es gibt viele Menschen, die sich an einem Musikstücke, das sie hören, nicht recht erfreuen können, bis sie wissen woher und von wem es ist. Aehnlich verhält es sich auch bei Schriften. Im Volke aber liegt die Anschauung, daß so etwas gemacht werde, nicht so nahe, es braucht sich hier gar kein Verfasser u. s. w. zu nennen, die Sache steht für sich wie ein Naturerzeugniß, das keinen Urheber bei Namen nennt.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die tiefgreifendsten und allgemein aufgenommenen Werke den Namen ihrer Urheber verklingen ließen.

Der Name des Autors ist also hier von keinem Belang, anders verhält es sich dagegen mit dessen einheitlich geschlossenem Charakter.

Es scheint daher auch erforderlich, daß eine Volksschrift stets nur von Einem Manne verfaßt sei.

Man hat neuerdings Werke für das Volk aus Arbeiten vieler Gleichgesinnten zusammengestellt. Dies scheint mir ein Mißgriff. So wenig sonst ein Vergleich von Volksbildung und Schulbildung stichhaltig ist, so ergibt sich doch hier ein solcher. In einer

Schule, wo die Lehrer, wenn auch alle von gleichem Geiſte beſeelt, ſtundenweiſe abwechſeln, da jeder ein beſonderes Lehrgebiet hat, wird wohl der Maſſe und Schnelligkeit des Wiſſens genützt, die Charakterbildung der Schüler aber behindert, weil ihnen kein einheitliches Charakterbild eines Mannes vorſteht, nach deſſen allſeitigen Anſchauungen ſie ſich entwickeln. Aehnlich bei der Volksſchrift genannter Art. Seien auch die vereinten Männer noch ſo ſehr gleicher Geſinnung, jeder ſpricht doch aus einer ganz individuellen Bildung heraus, auf Vorausſetzungen geſtützt, die ſich nur dem feinern pſychologiſchen Blick erſchließen; für dieſen mag es von Intereſſe ſein, den Grundzug im Charakter der Zeit hieraus anſchaulich zu erkennen, für den ſogenannten gemeinen Mann aber iſt die Anſchauung Eines Charakters viel förderlicher, viel eindringlicher; er faßt und hält die allgemeinen Ideen nur wie ſie ſich in einer Perſönlichkeit feſt geſtalteten, ſeien es die Ideen der Religion, der Menſchenbildung und des Staates.

Eine Perſönlichkeit bietet Handhaben für

Alle, eine allgemeine abstrakte Idee nur für Wenige.

Es soll damit keineswegs bestritten werden, daß die höchste Erziehung auf Befreiung von aller bloßen Autorität hinausläuft, daß die Wahrheit um ihrer selbst willen und abgesehen von ihrem Urheber erkannt werden muß; aber vorerst bildet sich ein Charakter am besten an einem andern und sodann kann und soll auch für jenen höchsten Endzweck der Geistesfreiheit die Persönlichkeit doch so viel Autorität bleiben, daß man um ihretwillen sich gedrungen und verpflichtet fühlt, das von ihren Thaten und Lehren Ausgehende zu beherzigen, den Gründen desselben nachzugehen, in selbsteigener Prüfung sich ihnen anzuschließen oder davon zu trennen.

Der ausgesprochenen Nothwendigkeit eines einheitlichen Charakters ließe sich entgegenhalten, daß ja die Bibel, die sich als Volksbuch bewährt hat, von vielen Verfassern herrühre. — In dem Neuen Testamente unterordnen sich sämmtliche Verfasser Einer Persönlichkeit, machen sich zu Organen derselben, die allein als Mittelpunkt

dasteht. Das Alte Testament als Volksgeschichte ist von so eigenthümlicher Fassung, wie später zu erörtern ist und die Verschiedenheit seiner Verfasser bedingt minder seine volksthümliche als seine universell theologische Bedeutung.

Betrachten wir nun Hebel. Sein ganzer Charakter tritt in seinen Volksschriften auf, manchmal indem er sich geflissentlich gibt, manchmal indem er sich gehen läßt. Dabei hat er sich eine eigenthümlich verhüllende Würde als Hausfreund beigelegt. Als solcher tritt er ohne Scheu mitten in die Erzählung hinein, ohne dadurch das Interesse vom Gegenstande ab und auf sich zu ziehen, ohne zu dem bisweilen noch lästigen und damals noch unbescheidenen Ich greifen zu müssen. Der Verfasser war dadurch gewissermaßen eine mythische Person und doch zugleich lebendig handirend.

Zu dem Besten und Lehrreichsten in seinen Schriften gehört das, daß sein Charakter dabei ist.

An die Bedingung des einheitlichen Charakters in der Volksſchrift, wie er ſich in der Perſon des Verfaſſers ausprägt, ſchließt ſich zunächſt die Frage: Iſt dieſer perſönliche Charakter von dem Oertlichen, in dem er wurzelt, zu trennen, muß dieſes letztere nicht vielmehr mit ausgedrückt ſein? Soll und muß demnach ein wirkſamer Volksſchriftſteller ein landsmänniſcher (provinzialer) ſein?

Manche ſind in der thatſächlichen Beantwortung dieſer Frage ſo weit gegangen, daß ſie die Schriften für das Volk in der Mundart verfaßten.

Es wurde bereits bemerkt, daß die Bibelüberſetzung, daß Schule und Kirche, und es kann

hier noch hinzugefügt werden, die Gesetze des Staats und die Gerichtsverhandlungen, die Mundart in das Bereich der niedern Alltäglichkeit zurückgedrängt haben. Selbst auf dem Standpunkte, wo das Landsmännische in seiner vollen Berechtigung anerkannt wird, ist es daher mindestens eine Verletzung des geschichtlich Gewordenen, wenn man die Schriftsprache in die Mundart zurückschraubt. Die Sprache ist noch der einzig gemeinsame unzertrennliche Boden des deutschen Volkes, die Sprachgesetze sind die einzig gemeinsamen Gesetze, unter deren Herrschaft wir stehen, in denselben Lauten erstehen und bilden sich unsere Gedanken und Empfindungen; losgerissene Länderstriche wie ausgestoßene Glaubensverwandte erkennen sich dadurch mit dem gemeinsamen Vaterlande unauflöslich verbunden. Die Sprache ist der letzte Hort der Einheit. Bei aller Rücksicht für die Wahrung der Besonderheiten müssen wir daher die allgemeine Volkssprache zu erhalten und auszubilden trachten.

Hiezu ist die Volksschrift vor Allem berufen. Die Mundarten können und werden nie ver-

liche Erinnerungen heften, als vielmehr an das hiſtoriſche Volksgemüth, das, ohne Namen und Thatſachen in beſtimmten Umriſſen in ſich zu hegen, doch einen von den Vätern ererbten Schatz von Empfindungen in ſich ſchließt.

Die Geſchichte als ſolche iſt dem Volke abhanden gekommen. Tretet hinaus und ſehet zu, welche Namen, Thaten und Ereigniſſe das Volk noch kennt; aber ein Familienzug der Empfindung geht oft durch einen ganzen Stamm und an dieſen kann ſich der Volksſchriftſteller wenden.

Es iſt eine wunderſame Führung, daß, nachdem die ältere Geſchichte hinabgeſunken und faſt beziehungslos zur Gegenwart iſt, doch die große Maſſe nicht erſt ein Daſein von geſtern hat, ſondern in ſich eine tiefe Fülle geſchichtlicher Entwicklung hegt.

Das werden zwar diejenigen, die gerne eine blanke Tafel für ihre abgezogen gefundenen Geſetze hätten, nicht zugeben wollen; es iſt aber doch ſo und gewiß nicht ohne höhere Nothwendigkeit.

Das geſchichtliche deutſche Volksgemüth hat

als äußerlich erkennbare Denkmale seiner langen Entwickelung nur noch die Bildungsgeschichte seiner Sprache und das Volkslied aufzuweisen. Männer mit dem Herzen für das Volk, wie die Grimm, Uhland, Hoffmann u. A. haben ihre beste Lebenskraft unausgesetzt darauf verwendet, jene Denkmale zu erhalten und zu erneuen. Wir dringen durch sie zum unerschöpflichen Quellsprung des deutschen Volksgeistes vor, manchen abgerissenen Klang in der Gegenwart lernen wir dadurch verstehen, erweitern und in tieferen Zusammenhang bringen; jene Eroberungen sind nicht blos für ein wissenschaftliches Raritätenkabinet gemacht worden, die alten goldhaltigen Münzen können, in alter Prägung oder in erneuter, wieder ins Leben umgesetzt werden, ohne daß ihre übersichtliche Zusammenstellung in jenen wissenschaftlichen Werken verloren ginge, denn es ist gemünzter Geist und kein äußerlicher, verlierbarer Stoff.

Es gibt aber auch noch viele flüchtige Bildungen des Volksgeistes, die sich von der Wissenschaft nicht fassen lassen, die sich ihr nicht eher

fügen, als bis ſie einen gewiſſen äußeren Abſchluß gewonnen haben. Hier tritt nun der örtliche Volksſchriftſteller in die Vermittlung zwiſchen Wiſſenſchaft und Leben. Möglich, daß er dieſes Mittleramt aus dem wiſſenſchaftlichen Bewußtſein heraus antritt, nöthig aber iſt ſolches nicht; vermag er es nur, das was in ihm ſich als Volksthümliches concret geſtaltet hat, ganz und rein herauszuſtellen, ſo wird mit der Erfüllung ſeines nächſten unmittelbaren Zweckes dieſer auch mittelbar in die Wiſſenſchaft aufgehen.

Hier iſt wieder der Punkt, wo der ſcheinbar vereinzelte Selbſtzweck in das große Weltganze aufgenommen wird.

Es muß für den vorliegenden Zweck genügen, dies hier angedeutet zu haben; wir haben hier weniger die wiſſenſchaftliche, als die praktiſche Bedeutung der Volksſchrift im Auge, und es war nur darum zu thun, auch hier auf den Zuſammenhang hinzuweiſen.

Die tief eingreifende Wirkſamkeit iſt vor Allem dem landsmänniſchen Volksſchriftſteller gegeben.

Hebel war ein solcher. Er hatte sich wenig bei der neuen Erforschung der alten Sprachdenkmäler betheiligt (wenngleich sein Wörterbuch bei den allemannischen Gedichten sein Verständniß hierin bezeugt), er gab sich wesentlich der Denk- und Sprachweise seiner Landsleute hin und brachte diese zu ihrem reinsten Ausdrucke. So bereicherte er mittelbar die Geschichte des volksthümlichen Geistes und seiner Sprache, er gelangte dabei unmittelbar zur vorgesetzten Wirksamkeit auf die Gegenwart.

Hebel war nach Zeit, Geburt und Geschick ein vorherrschend landsmännischer Volksschriftsteller, wie er auch persönlich nie aus Süddeutschland hinausgekommen ist, und nur einmal die Lust verspürte, es zu verlassen, aber dann gleich — nach Paris zu reisen.

Die in das geschmeidige Silber der Prosa gefaßten Kleinodien des Schatzkästleins sind weniger weit verbreitet, als die in das Gold der Verse gefaßten allemannischen Gedichte. Was mit erhöhtem Bewußtsein aus dem Volke kam, war allen Bildungskreisen zugänglich, wäh-

rend die Schöpfungen für das Volk diesem zunächst anheimgestellt blieben. Dort zog die unmittelbare Darstellung des Volksthümlichen auch den Fernstehenden an, man fand in Form und Inhalt etwas Fremdes und suchte es als solches in sich aufzunehmen, während in den prosaischen Geschichten theils Bekanntes, theils neu Geschaffenes in der sprachlich allgemeinen Form, aber in ihrem innersten Wesen besondern Anschauungsweise eines bestimmten Volksstammes vorgetragen wurde. Die allemannischen Gedichte geben ein völlig in sich abgeschlossenes Leben und konnten so leichter die allgemeinste Aufnahme finden, die Kalendergeschichten dagegen stützen sich auf Voraussetzungen landsmännischer Erfahrungen und Anschauungen, die nicht ganz zur Darstellung kommen, und eröffnen von diesem Standpunkte Ausblicke in die weite Welt.

Wenn auch Manches, seiner Vollendung nach Gehalt und Gestalt wegen, wie z. B. „Kanitverstan" in fast alle Schulbücher überging, so blieb die Hauptwirksamkeit des im Rheinländischen

Hausfreunde Vorgetragenen, doch auf die oberen Rheinlande beſchränkt.

Es gibt in manchen Gegenden gewiſſe Landweine, die nie in die Fremde ausgeführt, von Auswärtigen auch nicht mit dem gehörigen Behagen genoſſen werden, den Einheimiſchen und anwohnenden Nachbarn aber gar ſehr munden. Sind nun die Hebel'ſchen Erzählungen ein ſolcher Landwein? — In manchen Beziehungen wohl, aber durch den neuerdings erleichterten Verkehr wird Mancher an der Quelle koſten lernen und der gute Hebel'ſche Markgräfler wird auch eine größere Verbreitung gewinnen.

Ob es überhaupt möglich ſein wird, ein allen Deutſchen ans Herz greifendes und auch als Kunſtwerk abgeſchloſſenes Volksbuch zu ſchaffen, das iſt eine Erörterung, die zu Hebel's Zeiten nicht vorgelegt werden konnte, die aber auch heutigen Tages keinen Abſchluß finden mag. Wir können dadurch faſt nur zur Erkenntniß der Hinderniſſe gelangen, als da ſind: Mangel eines allgemein vorhandenen geſchichtlichen Hintergrundes, auf dem ſich eine ſolche Dichtung aufbauen

ließe — denn ſelbſt von unſerer nächſten Vergangenheit, den Befreiungskriegen, iſt keine feſte Erinnerung, ja nicht einmal das Bild einer nationalen Perſönlichkeit im geſammten Volke haften geblieben — der Mangel eines ſichtbaren Mittelpunktes, der Mangel eines volksthümlichen allgemeinen Rechtslebens, das verſchiedene Maß und Gewicht, wodurch die einfachſten Vorgänge jetzt einer Erläuterung bedürfen; die Zerſtückelung der Intereſſen nach der diplomatiſchen Ländereintheilung, die Kirchentrennung u. ſ. w. u. ſ. w.

Mit der Erkenntniß der Negative hat man aber hiebei noch keinen Schritt zur poſitiven That gewonnen. Dieſe mag, hoffen wir es, einem Glücklichen gelingen, ohne das Bewußtſein der Hinderniſſe, oder trotz derſelben.

Neben beziehungsweiſe allgemeinen Volksſchriften müſſen noch immer landsmänniſche (provinziale) zu tiefgreifender Wirkſamkeit erſtehen. Aus einem genauen Studium Hebel's können wir hiebei Vieles lernen.

Ich ſage: von einem genauen Studium, denn Hebel verdiente dies von Einzelnen wie in den Schulen. Wären ſeine kleinen Sachen lateiniſch geſchrieben, unſere Schulweiſen würden viel Aufhebens von ſeiner Diction machen und ihn mit gelehrten Commentaren zieren.

Trotzdem, daß der Großmeiſter der erneuten volksthümlichen Richtung, Jakob Grimm *), in

*) In der Widmung zur deutſchen Grammatik: „Unſere heutigen Dichter leben in einem Geräuſch von Stoff und Form, woraus ſich Viele gar nicht flüchten können; Wenige nur ſind ihrer Heimlichkeit unberührt geblieben, wie Hebel." Ich beziehe dies weſentlich auch auf die Schriften in Proſa und nicht blos auf die allemanniſchen Gedichte; der Zuſammenhang ſcheint mir ſolches zu ergeben. Unbegreiflich ſcheint es mir, wie Gervinus in

der Geſchichte der deutſchen Sprache Hebel'n einen ſolchen Ehrenplatz anwies, hat der Hebel'ſche Styl in der neuern Behandlung der Literargeſchichte nicht die nothwendige Würdigung gefunden; vielleicht aus der ariſtokratiſchen Rückſicht, weil keine umfaſſenden Werke von ihm vorhanden ſind.

Hebel hat nicht nur die urſprüngliche, tiefbezeichnende Ausdrucksweiſe ſeines Stammes und Landes wieder gegeben, er hat auch bewußte Sorgfalt auf Sauberkeit und Beſtimmtheit verwendet. Die Achtung vor einem der edelſten Güter des Nationallebens, der Sprache, die Achtung vor dem öffentlichen Auftreten in der Schrift, in der man ſich ſelber und ſeine Leſer durch Sorgfalt in Achtung ſetzt, ſo wie noch die Rückſicht auf das eigenartige Publikum leitete ihn hiebei. Er wußte es, wie im Volke, ſo zu ſagen an jedem Worte gedrückt wird, wie man

---

der ſo vortrefflichen Charakteriſtik Hebel's aus einer nicht geſchichtlich begründeten Urſache (daß Hebel die Kalendergeſchichten nicht aus innerm Antrieb verfaßt) dieſe ſo weit hinter die Gedichte ſtellen konnte.

es auslegt, deutet, hin und her wendet und ſich dabei ſtrenge das im gegebenen Ausdruck Enthaltene zu erklären ſucht. Wie hier die Druckfehler ſorgſam zu vermeiden ſind, weil ſie gewiſſermaßen den Worten ihr Feſtſtehendes nehmen, ſie ſchwankend machen, ſo daß man ſich nicht mehr auf die Schrift verlaſſen kann; gleicherweiſe muß auch im Gebrauch der Worte alles Unbeſtimmte, Umhertaſtende, Vieldeutige vermieden werden. Die Sache muß möglichſt immer ſo bezeichnet ſein, daß ſich kein anderes Wort dafür ſetzen ließe. Daß aber dabei keine Schablonen angewendet werden, ſondern der Charakter der freien Handzeichnung entgegentrete, bringt ſchon die ſelbſtändige und neue Auffaſſung des Gewohnten mit ſich.

Wenn man die kleinen Schriften Hebel's oft und oft lieſt, findet man das Wort- und Satzgefüge ſcheinbar unbewußt hingeworfen, dabei aber gerade äußerſt zierlich und genau abgemeſſen *).

*) Mit welcher Beſtimmtheit und Nettigkeit Hebel gleich Anfangs arbeitete, läßt ſich auch daraus erſehen,

Da Hebel immer nach Stimmung arbeitete, so tritt in Sprache und Ton stets die Eigenthümlichkeit des Verfassers hervor. Diese Sprache ist kein Gespinnst mit der Maschine, das in dieser oder jener Fabrik gefertigt sein könnte, es ist mit der Spindel gesponnen und jeder Faden aus dem Munde genetzt.

Der Ton und Gang ist bei Hebel ein ruhiger, behaglicher. Da rasselt nicht Alles athemlos dem Ziele zu, man hat sich nicht seiner selbst begeben; man reist im Gegentheil mit eigenem Gefährt, nach Laune wird hier und da angehalten, ein Schöppchen getrunken, oder einem am Wege Liegenden aufgeholfen und derselbe noch gar mitgenommen.

Mit Lächeln oder Ernst, oder auch mit beidem vereint, wird hier und da eine abschwei-

---

daß er die Kalendergeschichten bei der Sammlung in das Schatzkästlein ohne stylistisches Nachfeilen und Ausputzen aufnehmen konnte. So weit ich es vergleichen konnte, hat er auch alle einzelnen Geschichten aufgenommen und es ergibt sich, daß Jegliches der unvergänglichen Dauer würdig ist.

fende Bemerkung aufgegriffen; dabei aber nicht länger verweilt, als man eben braucht, um von erhöhtem Sitze im Vorüberfahren eine Frucht vom Baume am Wege zu pflücken.

Hebel stellt oft den Eindruck, den das zu Erzählende auf ihn, den Verfasser oder Erzähler, machte, alsbald voraus, wie sich das ja auch häufig im Leben findet, daß wir unsere Mittheilungen mit der Reflexion und nicht mit der Sache selber beginnen. Geschieht dies mit bewältigender Macht, so zieht es den Leser und Hörer alsbald in die Stimmung des Erzählers herein, und dieser, der drängenden Empfindung erledigt, läßt sich dann bequem nieder und erstattet ordnungsmäßig Bericht *).

*) Gar anmuthig sind oft die Wendungen, die Hebel bei diesen Gelegenheiten nimmt; so z. B. bei der Geschichte „Der Barbierjunge von Segringen" fängt er an: „Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahr" u. s. w. Die Geschichte: „Der Herr Wunderlich" beginnt: „Nicht nur wird die Einfalt von dem Muthwillen irre geführt, oft auch von dem Zufall. Seltener erlöst sie der Zufall

Man kann es oft erfahren, wie man nur mit halber Aufmerksamkeit erzählt, wenn man einen allgemeinen Gedanken u. dergl. dabei im Hintergrunde der Seele hegt; darum ist es besser, man setzt diesen gleich ab. Dies ist auch an sich schicklicher, als das vielfach pedantisch herauskommende: die Fabel lehrt, am Schlusse. Zudem vergißt der Hörer während der Darlegung des Sachbestandes die anfänglich gegebene Empfindung, etwa wie eine Vorrede bei einem größeren Buche, sie diente nur dazu, eine gemeinsame Stimmung zu bereiten, in der Sache selbst aber stand er für sich da und er mag sich dann geneigt fühlen, nach selbstgebildeter Anschauung die Einleitung u. dergl. wieder zu lesen und mit seiner eigenen Betrachtung in Einklang zu bringen.

Es gibt viele einfach schöne Volksmelodien, deren Verlauf und Schluß nach Fassung der

---

wieder aus den Fangstricken des Muthwillens. Wie erging es jenem Bauersmann" u. s. w. Diese Ausführungen und Einlenkungen mit Denn und Wie sind eben so individuell als volksthümlich charakteristisch.

ersten Takte wie von selbst erfolgt; Aehnliches findet man auch oft in dem Satzbaue Hebel's.

Dabei fällt in seiner Sprache nicht nur die Klarheit und Durchsichtigkeit, die Einfachheit bei allen abspringenden burlesken Wendungen auf, wir treffen auch oft den körnigen Ton des Volksliedes und alten Volksbuches, eigenthümliche, frappante und doch natürliche Beiwörter. So wenn er vom „zornigen Säbel", von „gesprächiger Antwort" spricht, wenn er den Buben, der einen Baum zu eigen besitzt, auf sein „Capital steigen und die Zinsen eintreiben" läßt u. s. w. *).

Auch formell wird der Leser zur Selbstthätigkeit angeregt, ohne ihn zu zerstreuen.

*) Daneben verschmäht Hebel spaßhafte oft ungrammatikalische Provinzialismen nicht, so wenn er z. B. in der Geschichte: „Hülfe in der Noth" erzählt, wie „der Zirkelschmied mit seiner Frau ungegessen ins Bett gehen wollte" u. dgl. Schmeller führt hievon (Die Mundarten ꝛc. S. 369) ein Substantivum „ungazer", einer der nicht gegessen hat, an.

Dies hervorzuheben ist in der Gegenwart von besonderem Interesse *).

*) Einen eigenthümlicher Vergleich zu Hebel bietet der Wandsbecker Bote Claudius überhaupt und hier besonders in sprachlicher Hinsicht. Claudius schreibt bald selbst, bald läßt er seinen Vetter und diesen dann in ganz populärer Weise auftreten. Diese Trennung mag zum Theil auch davon herrühren, daß in Claudius' Botenbereiche die Volkssprache ganz getrennt ist von der Bildungssprache, während in Oberdeutschland der Dialekt der Schriftsprache ganz nahe steht und in sie einfließt. Im Uebrigen liegt dies auch in der Persönlichkeit von Claudius, der zugleich auch mehr kritisch bewußt, von literarischen Vorerörterungen ausgeht, was ebenfalls provinziell charakteristisch ist.

Das Pikante und Intereſſante in ſeinem Verhältniß zur Volksſchrift. Der Skandal und das Aufſehenerregende.

Es gibt viele Richtungen des heutigen Geſchmacks, deren fahriges Weſen eben damit noch nicht leicht einer begrifflichen Beſtimmung Stand hält. Hiezu gehört auch die Richtung nach dem Pikanten und Intereſſanten. Suchen wir daher einige Merkmale dieſer Richtung feſtzuhalten um daraus ihr Verhältniß zur Dichtung für das Volk zu ermitteln. Die Volksliteratur theilt Luft und Licht und alle äußeren Bedingungen mit den Beſtrebungen, die für die höheren Gebiete des Geiſtes ſich regen.

Das ſogenannte höhere Geſellſchaftsleben bewegt ſich faſt ausſchließlich zwiſchen den poſi-

tiven und negativen Polen, die da heißen: Amüsiren und Ennüyiren. Die Literatur des Interessanten und Pikanten schlägt hier hinein.

Pikant ist das Unvergehrene, oder das durch einander Gehackte, das scharf Gebeizte; es soll nicht sättigen und nicht tränken, es soll nur den Gaumen reizen, die verlorene Genußfähigkeit anregen.

Welch einen eigenthümlich beliebten haut gout verleiht da eine recht wilde Subjektivität. Bringt nur Alles vor, wie es euch in den Sinn kommt, seid nicht so pedantisch, es an einem unvergänglichen Maßstabe zu prüfen und nur das Wirkliche und Wahrhafte zur Erscheinung kommen zu lassen, laßt euch nur ganz gehen, gewiß, ihr seid pikant.

Im Pikanten stellt sich das Unvereinbarste neben einander. Man gibt sich nicht die Mühe, oder hat die Kraft nicht, es zu einem in sich geschlossenen Ganzen zu verarbeiten, das eben ist ja gerade pikant.

Hat der Darsteller des Pikanten eine Tendenz, so werden die von ihm Verfolgten ihn ge-

wiß am meiſten leſen; ſie fühlen es dunkel, daß er ſie nur amüſiren und ihnen weiter nichts anhaben kann, weil der ſittliche Boden fehlt, von dem aus ſie allein getroffen werden können, weil ihnen nie der heilige Zorn entgegenflammt, der ihre vornehme Hohlheit in ſich zuſammenbrechen macht.

Wenn der Pikante alle die ſeltſamen und oft brillanten Wunderlichkeiten ſeiner Subjektivität ausgebreitet hat, ſo iſt er im Stande und wirft zuletzt noch ſeine Leſer, ſeine Gebilde und ſich ſelber oben drein über den Haufen. Er hat keine Liebe, weder zu ſich noch zu ſeinem Werke, die ihn aufrecht erhält; das wäre ja altväteriſch und langweilig.

Nun aber tritt ſein Halbbruder oder ſein eigener Doppelgänger auf, der mit verſchränkten Armen, blaſſen Antlitzes dort an eine Säule gelehnt ſteht, es iſt das Intereſſante.

Das Intereſſante iſt der geſellſchaftfähige, modiſch aufgeſtutzte Katzenjammer. Wenn ein Gegenſtand, ein Ereigniß, ein Menſch eine vorübergehende Erregung zu Wege bringt, ohne da-

durch das thatenloſe Gleichgewicht zu ſtören, ohne eine tiefere Betheiligung zu erregen, ſondern nur die lahme Maſchinerie eine Weile in Gang bringt, ſo nennt man das intereſſant. Ein leidender Zug iſt erforderlich, er darf aber nicht ſo ſtark ſein, um zum wirklichen Mitleiden zu erregen. Ausgebrannte Wüſtlingsnaturen vorführen, mit dem ſcheinbar nachläſſig drapirten Schleier eines Geheimniſſes, das „enchantirt“; erſtorbene Empfindungsleichen noch einmal galvaniſiren, daß ſie krampfhaft aufzucken, wie reizend und intereſſant iſt das!

Zu dem Intereſſanten gehört nothwendig, daß man nie aus der Zuſchauerſtellung herauskommt, denn Amüſement, Genuß iſt hier der Hauptzweck. Man betrachtet ſich das Schauſpiel und fühlt ſich dabei recht wohl in ſeiner eigenen Haut.

Der einzige Ehrenpreis der pikanten Bewegung iſt weſentlich: Aufſehen erregen.

In der literariſchen Form trifft das Pikante und Intereſſante faſt ganz zuſammen, man iſt bei jedem einzelnen Satze am Ziele, weil man keines

hat, abbrechen kann, wo man will; es geht nicht, je nach dem Erforderniß, in Schritt, Trab oder Galopp; wo eine Nebenliebschaft wohnt, macht die Sprache Männchen — man erregt auch im Einzelnen Aufsehen. In der pikanten Schreibart macht jeder Satz, ja oft jedes einzelne Wort für sich einen besondern Anspruch. Die Sprache unterordnet sich nicht mehr dem einheitlichen Gedanken des Ganzen, weil dieser nicht da ist.

Nie und nirgends ist mehr von „brillantem Styl" und „eleganter Schreibart" als etwas ganz Besonderm die Rede, als beim Interessanten und Pikanten, weil es sich dabei nicht um die Hervorbringung eines Neuen handelt, sondern wesentlich nur um den virtuosen Vortrag.

Wie verhält sich nun alles dies zur Dichtung für das Volk?

Es gibt keine besondere Aesthetik des Volksthümlichen, die Zustände und Motive sind hier nur noch einfacher, ursprünglicher.

Das sauersüße Lächeln, das Aufgeregtsein ohne bestimmtes Wollen und Wünschen durch die

Vermittlung des Pikanten kann und darf hier nicht Raum greifen. Hier herrscht noch das einfache Lachen und das einfache Weinen.

Das Pikante muß schnell verschlungen werden, der Leser und Zuschauer darf gar nicht zur Besinnung kommen, der Dämon des Ennüyirens jagt mit geschwungener Geißel — im Volke darf man noch einer gewissen behaglichen Ruhe gewiß sein.

Die raschtaktigen Gallopaden sind auch schon auf dem Lande heimisch geworden, aber man bewegt sich doch noch vorzugsweise gerne nach den sanften, behaglichen Schwingungen des Ländlers.

Auf dem Lande klettert man nicht die dürre Turnstange hinan und läßt sich wieder herab, Alles blos der Uebung zu lieb; man steigt einen lebendigen Baum hinan, um eine Frucht zu pflücken, ein Nest auszuheben — die Kunst und die Uebung des Kletterns ergibt sich schon von selbst.

Das Geistreichisiren ist hier nicht am Platze.

Wie man im Volke nicht leicht spaziren geht,

um ſich eine Bewegung zu machen, ziellos, ſo iſt auch die geiſtige Bewegung nicht bloßes Spazirengehen; man will wohin kommen, oder ſich nach dem Seinigen umſchauen, wie es mit der Saat oder mit der Ernte ausſieht und wo man am Werktage zugreifen muß.

Kann das Pikante nur raſch, ſo kann es auch meiſt nur Einmal genoſſen werden. Die Volksſchrift aber muß ihrem innerſten Weſen nach oft und oft geleſen werden können.

Im Volke wird eine ruhige, logiſch gehaltene Darlegung noch nicht ſo leicht von einem feingeſpitzten Bonmot ausgeſtochen; man will ſich noch überzeugen laſſen und findet das noch nicht langweilig oder unintereſſant.

Die ganze abgezehrte Intereſſantheit hat Gottlob im Volke noch keinen Raum. Das Laſter iſt noch ganz, tiefgewaltig, noch nicht raffinirt, parfümirt und anziehend. Geſtank bleibt Geſtank. Und vor Allem: im Volke iſt nicht wie in der Welt der Intereſſantheit das Bewußtſein der Pflicht abhanden gekommen; das Leben iſt noch nicht blos Genuß, ſondern auch eine Pflicht,

das Nachdenken ist eine Pflicht, die zur That führen soll.

Tugend und Rechtschaffenheit sind hier noch keine langweiligen altväterischen Worte und Sachen, und sollen es, will's Gott, nie werden.

Die Geilheit der bloßen Genußsucht, auch in geistigen Dingen, die keinerlei Anstrengung, keinerlei emsiges Thun mehr will, die dilettantische Topfguckerei kann und soll nicht ins Volk dringen.

Auch ist das nicht so leicht zu fürchten, da man hier noch weiß, daß wer ernten will auch pflügen und säen muß. In und aus der Arbeit muß der Genuß kommen.

Es versteht sich dabei von selbst, daß auch der Volksschrift die rechte Würze nicht abgehen darf, nur ist Gewürz keine Speise. Die Volksschrift muß mehr wollen als anregen und reizen, ihre Aufnahme muß ein Thun sein und zum Thun hinführen. —

Im Zusammenhange mit dem Streben nach Pikantem steht auch die Freude am Skandal und die Sucht nach Aufsehen Erregendem.

Wol noch keine Zeit kannte einen so raschen Verbrauch öffentlicher Charaktere wie die unsrige. Die Furcht vor Abgenutztheit erregt daher leicht zu Ausschreitungen aller Art, die vor einem jähen und spurlosen Versinken in dem Strome des Tageslebens wahren sollen. Dagegen finden sich andererseits gediegene Charaktere, die sich verstimmt und trauernd in ihr Inneres oder auf kleine Kreise zurückgezogen haben. Es ist aber nicht immer blos selbstsüchtiger Ehrgeiz, sondern gewiß eben so oft warme Theilnahme an dem Gemeinwohl, wenn minder Empfindliche nichts scheuen um die Augen der Welt auf ihre Betrachtungen zu lenken, und müssen sie auch selber nach kurzer Beachtung zum Opfer dafür fallen.

Der Hang nach Aufsehen Erregendem in Thaten, Worten und Schriften ist allgemein und ein Zeichen von der fieberischen Krankhaftigkeit einer Epoche, die sich erfolglos abkämpft und sich mindestens an kecken Fanfaren erlustigen will.

Man betrachte die Theilnahme, die die Verhandlungen öffentlicher Versammlungen finden; die emsigsten und anhaltendsten Arbeiten gehen

oft ſpurlos vorüber, bricht aber einmal ein Krakehl los, da ſpannt ſich überall die Aufmerkſamkeit.

Man kann dieſen Zuſtand der Gemüther nicht ſchlechtweg als einen verwerflichen betrachten; in der Natur wie im Menſchenleben zieht das Ungewohnte die Blicke Vieler auf ſich, die genauere Betrachtung des Gewohnten, ſtill ſich Entfaltenden, erheiſcht einen tieferen Sinn. Dazu kommt, daß wer ſich unbefangen, ohne Amt und Eigennutz an den Zuſtänden der Gegenwart betheiligt, faſt durchweg in dem tiefſten Widerſpruche mit denſelben ſteht; jede Kundgebung hievon wird daher freudig aufgegriffen.

Wie wir es aber als eine Aufgabe der Schrift aus dem Volke erkannt haben, die ſtille Entfaltung des Lebens in unſcheinbaren Stellungen darzulegen, ſo muß auch die Schrift für das Volk in den Wirkſamkeiten für das Allgemeine jenes emſige Thun hervorheben und würdigen lehren, das keinerlei Aufſehen Erregendes hat, dennoch aber die Geſundheit und Fülle des Lebens in ſich ſchließt.

Wenn am Baue der neuen Zeit einſt der blüthenreiche Kranz den Giebel ziert, wenn einſt der Bauſpruch verhallt iſt, dann gilt es erſt das leere Gebälk auszufüllen und zu ſchmücken und eine wohnliche Stätte fort und fort zu erhalten und zu verbeſſern; da iſt viel beſcheidene, ſelten bemerkte Arbeit vonnöthen. Wir müſſen einſtweilen darauf hinwirken, die Geſchicktheit zu ſolchem zu erhalten und zu bilden und die Würdigung deſſelben nicht vergeſſen zu laſſen.

Der Humor in der Volksschrift, die pure Lustigkeit, die Poesie der Dummheit, der Spaß und Schwank.

Von jeher bildet der Humor einen Grundzug in der deutschen Volksschrift. Nur die abgestandene Pietisterei oder die vertrocknete Verstandespedanterie könnte ihn verbannen und verdammen wollen. Die Romantiker haben dem humoristischen Element wieder zu seinen Ehren verholfen, aber sie gingen auch hierin wie beim Mährchen zu weit. Der Humor wie das Mährchen ist nicht blos inhaltsloses Spiel; wie das Mährchen von der Einkleidung religiöser Gedanken und Naturanschauungen ausging, so hat der Humor das satyrische Widerspiel des Lebens zu seinem Ausgangspunkte und wie das Mährchen schweift er

bald mit Abſicht, bald ohne dieſelbe davon ab und ergeht ſich ungezügelt in allerlei Wunderlichkeit. Der Humor und das Mährchen ſind urſprünglich in einander verſchlungen, denn die phantaſtiſche Welt bot ſich von ſelbſt als ſchrankenloſes Gebiet zum Aufbau der Gegenſätze dar.

In der Gegenwart ſind wir Deutſche an wahrhaftem Humor ärmer als irgend eine Zeit und Nation.

Gewiß, der Humor ſteht nur dem Freien zu, dem, der ſich entweder getragen fühlt von den Zuſtänden der Gegenwart, oder der ſich individuell über ſie hinausgeſchwungen hat. Nicht umſonſt ſind wir daher ſo arm an heiteren und erheiternden Schriften.

Der geſunde Humor iſt eine Blüthe der Freiheit, da weicht die Empfindlichkeit im Innern und die Rückſichtnehmerei nach außen. Nur der Freie, ſei es ein Individuum, eine Genoſſenſchaft, ein Staat, kann ſich ſelber zum Beſten haben und zum Beſten geben.

Wir können viele Zuſtände nicht mit Lächeln behandeln, weil ſie noch unter Bann und Druck

Der Humor in der Volksschrift, die pure Lustigkeit, die Poesie der Dummheit, der Spaß und Schwank.

Von jeher bildet der Humor einen Grundzug in der deutschen Volksschrift. Nur die abgestandene Pietisterei oder die vertrocknete Verstandespedanterie könnte ihn verbannen und verdammen wollen. Die Romantiker haben dem humoristischen Element wieder zu seinen Ehren verholfen, aber sie gingen auch hierin wie beim Mährchen zu weit. Der Humor wie das Mährchen ist nicht blos inhaltsloses Spiel; wie das Mährchen von der Einkleidung religiöser Gedanken und Naturanschauungen ausging, so hat der Humor das satyrische Widerspiel des Lebens zu seinem Ausgangspunkte und wie das Mährchen schweift er

bald mit Absicht, bald ohne dieselbe davon ab und ergeht sich ungezügelt in allerlei Wunderlichkeit. Der Humor und das Mährchen sind ursprünglich in einander verschlungen, denn die phantastische Welt bot sich von selbst als schrankenloses Gebiet zum Aufbau der Gegensätze dar.

In der Gegenwart sind wir Deutsche an wahrhaftem Humor ärmer als irgend eine Zeit und Nation.

Gewiß, der Humor steht nur dem Freien zu, dem, der sich entweder getragen fühlt von den Zuständen der Gegenwart, oder der sich individuell über sie hinausgeschwungen hat. Nicht umsonst sind wir daher so arm an heiteren und erheiternden Schriften.

Der gesunde Humor ist eine Blüthe der Freiheit, da weicht die Empfindlichkeit im Innern und die Rücksichtnehmerei nach außen. Nur der Freie, sei es ein Individuum, eine Genossenschaft, ein Staat, kann sich selber zum Besten haben und zum Besten geben.

Wir können viele Zustände nicht mit Lächeln behandeln, weil sie noch unter Bann und Druck

naturwidriger Gesetze liegen; die tragische Kehrseite drängt sich uns schnell auf, und wir müssen fürchten, Dinge und Personen lächerlich darzustellen, für die wir erst um Anerkennung vor dem Gesetze zu kämpfen haben; wir müssen deshalb immer die starken und preiswürdigen Seiten hervorkehren. Mit dem Verluste der Freiheit weicht auch die harmlose Freude, und wer mag in der freien Jagd nur ewig Hasen schießen, wenn er nicht auch das Hochwild, das ihm begegnet, aufs Korn nehmen darf? Welch reichlichen Stoff für den Humor böten z. B. die Napoleonischen Zeiten und die unmittelbar darauf folgenden, da ganze Länderstriche hin und her geschoben und transchirt wurden, bald mit ihrer Liebe warten mußten, bald aus Enthusiasmus für den angestammten Fürsten, heute diesem, morgen jenem jubeln sollten. Welche possirliche Wendungen ergäben sich da. Aber die tragische Seite liegt zu nahe und noch hat der freie Humor keinen Spielraum, weil noch nicht allseitig anerkannt ist und gesetzlich feststeht, daß sich die Herzen der Völker nicht nach der politischen Transchirkunst

richten, daß die Völker etwas mehr ſind, als hölzerne Figuren auf dem Schachbrett der Diplomatie u. ſ. w. u. ſ. w.

Der Humor heftet ſich daher für jetzt in der Regel an kleine Lebenszuſtände, wenn er nicht im Unmuthe ganz in ſich verſäuert.

Der deutſche Volkshumor verknüpft ſich weder wie der franzöſiſche mit dem Schlüpfrigen, graziös Zweideutigen, noch wie der engliſche mit dem Gemeinen, Carikirten. Der deutſche Volkshumor iſt derb aber luſtig.

Der Humor iſt ein nothwendiges Element der Volksſchrift, aus geſchichtlichen wie aus rein pſychologiſchen Gründen.

Es wird wol ſchon Manchem vorgekommen ſein, der darauf ausging, ein getreues Wort mit dem Volke zu reden, oder harmlos froh mit ihm zu ſein, daß man erſt recht vertraut mit einander wurde, wenn man recht herzhaft mit einander gelacht hat. Das ſchüttelt die Seelen, lockert ſie auf und bewegt ſie, während ſie ſonſt lange in ſteifer Ungelenkheit und Abgeſchiedenheit verharrten.

Ein gemeinſames Lachen vereinigt die Herzen mehr und ſchneller, als die gemeinſame Empfindung eines Schmerzes; weil beim Schmerze noch jeder ſeine beſondere Anſchauung und Lebenserfahrung im Hintergrunde hat, während beim Lachen nach Urſprung und Ergebniß dieſelbe Regung im Gemüthe hervorgebracht wird.

Das Leben im Freien und die angeſtrengte Leibesthätigkeit bringt es dahin, daß man im Volke, wenn man nicht krank iſt, geſund iſt, und nicht wie in den ſogenannten höheren Ständen ſo oft kränklich, weder geſund noch krank, ins Unbeſtimmte hinein verſtimmt. Der eigentlich Geſunde iſt leicht zu Heiterkeit aufgelegt und darum lacht man im Volke noch ſo leicht und oft. Verſucht es nur bei einer ſpröden Auseinanderſetzung, einem Mißverſtändniſſe, die Sache vorerſt ins Heitere hinüberzuſpielen und ihr findet alsbald willfährige offene Gemüther. Der Stolz, der um ſo hartnäckiger iſt, je beſchränkter die Weltanſchauung und die Lebensſtellung, iſt durch die Gemeinſamkeit des Lachens verſchwunden.

Eine glückliche Begabung, getragen von heiterm Weltsinn, ließ Hebel das Herz des Volkes mit fröhlichen Geschichten erfreuen. Weil er ein harmloser Mensch war, darum war er zu Spaß und Schelmenstreichen aufgelegt. Sein Humor ist nicht jener säuerliche, aus Trübsinn und Weltverachtung hervorgegangene, es ist jenes sanfte und weise Lächeln dessen, der die Welt überwunden hat oder von vorn herein in Frieden mit ihr lebt, indem sein Auge vorherrschend von den lichten Seiten des Lebens angezogen ist. Das Harmlose, Friedfertige Hebel's geht auch auf den Leser über. Wie in dem idyllischen Sinn für das Kleine, so hat er auch den Humor mit seinem, auch von ihm hochverehrten Zeitgenossen Jean Paul gemein; nur daß Hebel dabei immer auf dem festen Lebensboden steht und auch seine Gestalten nägelbeschlagene Schuhsohlen haben.

Schon beim Beginn der Erzählung merkt man oft bei Hebel das Lächeln, mit dem er anhebt. Der Hausfreund war darum doppelt willkommen, weil er mit dem Volke zu lachen verstand.

Es wird das ganze Jahr so viel losgedonnert auf das Volk, in Predigten und Verordnungen, daß es mit Recht von dem, der sich ihm anschließt, erwarten kann, daß er ein heiterer Geselle sei und nicht wiederum blos zu schelten und zu corrigiren habe. Die beiden Extreme des Radikalismus, die pietistische Betbrüderei wie die atheistische Verzweiflung, möchten gerne das zwecklose Lachen verbannen, weil es ja auch das Elend der Welt vergessen macht, in Sack und Asche soll man durch dieses Jammerthal wandeln, bis jene zu ihrem Jenseits nach dem Tode und diese zu ihrem Jenseits nach der gegenwärtigen Geschichte gelangt ist; aber die Welt läßt sich's nun einmal nicht nehmen, den Augenblick zu fassen und ihn mit Heiterkeit auszufüllen so gut es geht. Und das von Gottes und Rechtswegen.

Wir können hiebei auch wiederum auf die mündliche Rede zurücksehen. Die eindringlichste Volksrede ist die, in welcher bisweilen ein Witz ausschlägt. Das aufmerksame Zuhören ist kein leichtes Geschäft, es ist oft mühseliger und ermüdender als die schwerste Händearbeit; wenn nun

die Leute, die, wie man ſagt, beim Zuhören Maul und Augen aufſperren, plötzlich in eine freudige Erſchütterung gebracht werden, ſo verſchwindet jene Beklemmung des angehaltenen Athems und friſch gekräftigt erhebt man ſich aus der Erſchütterung des Lachens zu neuer Hingebung.

Eine Klippe beim Humor iſt die Selbſtpreisgebung. So ganz und gar auch die Perſönlichkeit aufgehen ſoll und kann in die Schrift, muß ſie ſich namentlich beim Humor eine gewiſſe unangreifbare Würde bewahren. Gegen Niemanden iſt die Welt und die Geſellſchaft undankbarer, als gegen den, der fortgeſetzt ſich ſelber zum Beſten gibt, um dadurch zum Lachen zu reizen. Hat er ſich abgeſpielt, läßt man ihn, wie ein verbrauchtes Spielzeug zur Seite, und will er ſich dann gar einmal ernſt gebaren, lacht man ihm ins Geſicht. Dieſem Undanke liegt ein natürliches Geſetz zu Grunde. Das ergötzliche Spiel kann nicht alleiniger Zweck eines Daſeins werden; eine ganze Perſönlichkeit ihm opfern, heißt dieſe von vorn herein erniedrigen. Wie

fülkte Regionen, die die Luſtigkeit, den reinen Spaß gar nicht kennen. Das eigentlich Luſtige und Spaßige bedarf keines großen Gegenſtandes, keines Apparats; in der Art, wie das Nächſte und Beſte angefaßt wird, liegt ſein eigenthümlich Erheiterndes.

Iſt es ein landmänniſches Vorurtheil, wenn man ſagt, daß Hebel darin ein ſüddeutſches Element vertrete?

Zur Beruhigung für etwaige Eiferſucht der Norddeutſchen möge noch auf ein weiteres Element hingewieſen werden, das man vielleicht gerne ausſchließlich uns Süddeutſchen überläßt, und das auch Hebel aufgenommen hat. Ich kann keinen andern Ausdruck dafür finden, als es iſt: die Poeſie der Dummheit. In der Geſellſchaft, im leicht verhallenden anſpruchloſen Worte läßt man den Mummenſchanz der Vernunft leichter hingehen; ſchwieriger wird man bei dem Geſchriebenen. Dennoch gehört es auch hier zu den echten Ergötzlichkeiten. Wir ſtehen da oft plötzlich vor einer koloſſalen faſt unglaublichen Einfalt, man ſtutzt, bis ein olympiſches Gelächter ausbricht.

Dieſe Gattung des Humors läßt ſich nicht leicht unter einen Begriff bringen. Wenn Hebel erzählt, wie der Zundelfrieder aus dem Zuchthauſe entkommen, die ihn anhaltende Wache herzhaft fragt: „Könnt ihr polniſch?“ Die Schildwache ſagt: „Ausländiſch kann ich ein wenig, ja! Aber polniſches bin ich noch nicht darunter gewahr worden.“ „Wenn das iſt,“ ſagt der Frieder, „ſo werden wir uns ſchlecht gegeneinander expliciren können. Ob kein Offizier oder Wachtmeiſter am Thor da ſei?“ Die Schildwache holt den Thorwächter, es ſei ein Polack an dem Schlagbaum, gegen den ſie ſich ſchlecht expliciren könne. Der Thorwächter kam, entſchuldigte ſich aber zum Voraus, viel polniſch verſtehe er nicht. „Es geht hier zu Lande nicht ab, ſagt er, und es wird im ganzen Städtel ſchwerlich Jemand ſein, der capabel wäre, es zu dolmetſchen.“ „Wenn ich das wüßte, ſagte der Frieder und ſchaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, ſo wollte ich lieber noch ein paar Stunden zuſtrecken, bis in die nächſte Stadt. Um neun Uhr kömmt der Mond.“ Der Thorhüter

sagte: „Es wäre unter diesen Umständen fast am Besten, wenn ihr gerade durchpassirtet, ohne euch aufzuhalten, das Städtel ist ja nicht groß“ und war froh, daß er seiner los ward.

Wenn Hebel solches erzählt, so ist das eine so schöne Dummheit, daß es schade wäre, wenn wir ihrer entbehrten, so sehr man geistreicherseits die Nase darüber rümpfen mag. Es ist, Gottlob, dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und daß wir auch die Poesie der Dummheit auf Erden behalten. Es kann dem Gescheitesten so etwas passiren.

Die Gaunergeſchichten und die Lügenpoeſie.

Zu den lebensgewaltigſten Gegenſtänden der Dichtung gehört allezeit die Darſtellung des Energiſchen, des Freien im höchſten Sinne, indem ein Individuum, rein auf ſich ſtehend und aus ſich handelnd, die gegenſätzliche Welt entweder ſich unterwirft oder daran untergeht. Hier gelangt die ungebändigte Vollkraft des Individuums zur rückſichtsloſen Ausbreitung. Man tritt in jenen Zuſtand vor dem Geſetze, da noch alles Handeln der Menſchen aus ſich berechtigt und naturnothwendig iſt wie Leben und Thun jedes andern Naturerzeugniſſes. Der reine Selbſterhaltungs- und Selbſtbefriedigungstrieb ſteht hier in ſeiner

naturrechtlichen Unmittelbarkeit. Geſchichtlich und im Verhältniß zur Menſchengemeinſchaft betrachtet wird jenes Leben zu einem Thun außer dem Geſetze oder gegen daſſelbe, weil Geſchichte und Gemeinſchaft jedem Individuum alsbald Beſchränkungen auferlegen; das Leben erhält ethiſche Grenzen und Zwecke, die nicht blos mit dem von der Natur geſetzten Ende der Macht zuſammenfallen, ſondern man muß ſich innerhalb der Grenzen der Naturmacht Beſchränkungen auferlegen, wie ſie der eben ſo berechtigte Selbſterhaltungs- und Selbſtbefriedigungstrieb Anderer erheiſcht. Hiemit tritt die Herrſchaft des Geſetzes ein.

Die Dichtung aller Völker hat die ungebändigte Subjektivität in ihrer naturrechtlichen Machtvollkommenheit in Sagen und Ueberlieferungen feſtgehalten. Mit dem Fortgange der Cultur ward aus dem urſprünglichen Kampf mit den Elementen u. ſ. w. ein Kampf mit menſchlichen Einrichtungen, das Heroenthum in gutem und böſem Sinne.

Ein ſolches Heroenthum der modernſten Art

hat Schiller in ſeinen Räubern aufgeſtellt. Die geregelte moderne Welt hat keinen Raum für die allſeitige Bethätigung der ungebändigten Subjektivität; es bleibt dieſer nichts übrig, als ſich freiwillig der Welt gegenüber zu ſtellen. Schiller hat ſeinem Helden dabei einen ethiſchen Standpunkt gegeben, er läßt ihn nicht blos in die naturrechtliche Selbſtbefriedigung, unbekümmert um die Welt, treten, er will vielmehr nach ſeinem ſubjektiven Drange die Welt ins rechte Geleiſe bringen u. ſ. w.

Die Romantiker gingen weiter, ſie nahmen die naturrechtliche Subjektivität als ſolche auf. Die übermüthigen ſogenannten Taugenichtſe, die aus blos ſubjektivem Drange im Kampfe mit der Welt leben, ſollten durch das geregelte polizeiliche Staatsleben aus dem Reviere der Wirklichkeit ganz verſchoſſen werden; die Romantiker nahmen ſie in ihr dichteriſches Gehege auf. Sie hatten ihre Freude an den Wildlingen.

Hier wurden die Romantiker wiederum einem Zuge des Volksgeiſtes gerecht.

Wie man in den ſogenannten höheren Stän-

den das Pikante, Waghalsige, auf die Messerschneide Gestellte liebt, um dadurch einen Nervenreiz zu gewinnen, so wird, und gewiß mit größerem Rechte, im Volke die Kraft als solche mit der unversehenen, keck hervorspringenden Fülle ihres Inhalts staunend angeschaut. Dem Energischen, Machtvollen, ganz abgesehen von seinen sittlichen Beweggründen, wird eine gewisse Achtung gezollt. Die reiche Erfindung an Abentheuern und witzigen Verwickelungen, die sich hier aufthut, die Kraft in deren Besiegung, erfüllt den Geist des Lesers und Hörers unbewußt mit der angenehmen Empfindung seiner eigenen Kraftfülle und er sieht harmlos darüber hinweg, zu was sie hier angewendet wurde.

Der Genuß liegt hier nicht blos in der kurzathmigen Spannung des Lesers und Hörers, in der Aufregung, die das Schweben zwischen Furcht und Hoffnung erzeugt. Wie man in den verfeinerten Kreisen ein Talent als solches verehrt, und bis zu einer gewissen Grenze mit Recht, weil es als schönes Naturerzeugniß dasteht, so erfreut man sich in den Volkskreisen an der Dehn-

barkeit des Geistes, der allerhand Teufeleien losläßt.

Die Freude an dem thätlich kecken, subjektiv Uebermüthigen — was in der modernen Welt leicht zum Gaunerischen wird, wenn es nicht mit großer Heeresmacht u. dgl. auftritt — ist ein Grundton im Volkscharakter überhaupt und dem deutschen insbesondere. Das ist leicht als Auflehnung gegen Moral und Gesetz verdammt, aber es führt uns auf jenen nie versiegbaren Quell der ungebändigten Subjektivität, die ideell auch ihr Recht will. Wenn die alten Heroen mit Riesen und Drachen kämpften, so schlägt sich jetzt die ungebändigte Subjektivität mit der Staatsordnung und ihren bindenden Gesetzen herum, sie bricht der Polizei bald da bald dort durch den Zaun und lacht sich ins Fäustchen. Das ist die ewige Urmacht der Subjektivität, die von keinerlei objektivem Gesetz etwas will und weiß. Der Kasperle im alten Volksspiel parodirt nicht nur die ernste und sauertöpfische Ordnung, er behält auch Recht und betrügt die ganze Welt, nimmt der Polizei ihren Stock weg, prügelt sie durch,

sperrt sie statt seiner ins Loch, lebt fröhlich und stirbt selig, und dreht zuletzt noch dem Teufel, der ihm dienen mußte, eine Nase und — hast ihn gesehen . . . fort ist er. *)

Es gehört eine sichere Hand dazu, um solche Teufeleien anzufassen und hinauszuführen.

Der Poesie als solchen wird Niemand das Recht bestreiten, das Schöne und Kraftvolle, ohne Rücksicht auf Moralzwecke und herrschende Gesetze darzustellen. Man kann z. B., von allgemein sittlichem oder auch von staatspolizeilichem Standpunkte aus, gegen die Raufereien, Schlägereien, Kiltgänge u. s. w. ankämpfen, der Dichter aber hat ein Recht, solche als bloße Naturerscheinungen zu fassen, sich wie der Maler an

*) Pückler berichtet in seinen Briefen eines Verstorbenen (Th. 3. S. 137) wie sehr sich der englische Punch, der Bruder des Kasperle, diesen Uebermuth erhalten hat, Alles todtschlägt und zuletzt sogar den Teufel spießt.

In Deutschland ist das Puppenspiel zur völligen Parodie herabgesunken, das Kölner allein, mit seinen stehenden Figuren von Henneschen, Bestevater und Marzibill, macht hievon bisweilen noch eine Ausnahme.

den schönen Bewegungen, an den Kraftäußerungen, die sich dabei kundgeben zu erfreuen und solche festzuhalten.

Für die Dichtung aus dem Volke bleiben daher derartige Momente in ihrer reinen Naivetät stehen, die aber bei einer Schrift für das Volk manche Aenderung und Einlenkung erleiden mag. Vielleicht kommen wir von hier aus dann wieder zu jener Harmlosigkeit des alten Volksspiels, das sich nirgends scheut, eine gesunde Prügelsuppe einzubrocken.

Hebel stimmte insofern mit den Romantikern überein, als auch er das Gaunerische und Uebermüthige aufnahm.

Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß er in sich selber eine Lust zu derlei tollen Streichen verspürte und sich nun im Ausdenken derselben gefiel. Hier stimmte nun wieder seine eigene Natur mit der allgemeinen des Volkes zusammen. Darum konnte er auch mit so breitem Behagen die Gaunereien seiner Landstreicher: des Zundelfrieder, rothen Dieter, Heiner und Zirkelschmied schildern, darum konnte er in ihnen unver-

wüstliche Typen des Volkslebens feststellen. Indem er sich nun an dem heitern Spiele des Lebens ergötzte und die Gaunerstreiche erfand und übertrug *), erfüllte er ein inneres Bedürfniß der Volksschrift, der der verschmitzte Schelm nicht fehlen darf. Das Anekdotische setzt sich musivisch zu einem größeren Bilde zusammen.

Oft, wenn er von seinen durch die Staatsordnung verfehmten Lieblingen einen vorführt, ist es als ob er sich plötzlich besinne, daß er eigentlich für das Volk schreibe, zum Zwecke der Belehrung. Es ergeht ihm dann, wie wenn

*) Auch hier hat Hebel Einzelnes aus den alten Volksbüchern entlehnt und neu geschaffen, wie man auch früher Motive und Geschichten aus Aesop u. s. w. neu gestaltete. Bei der Geschichte: „Die drei Diebe," sagt er selber: „Sie ist in einem schönen Buche beschrieben und zu Vers gebracht," und in dieser Geschichte führt er seine Schelmen zuerst ein. Anderes hat Hebel, ohne es anzumerken, älteren Gedichten nachgebildet, so ist die Geschichte: „Drei Wünsche" in der „Mähre", die Wackernagel (Altd. Lesebuch Bd. 1. S. 570) nach einer heidelberger Handschrift aus dem 13. Jahrhunderte mittheilt, wesentlich enthalten. Hebel nimmt die Sache heiterer und vielleicht lebte sie auch in dieser Weise in mündlichen Berichten fort.

man einen muthwilligen Schwank erzählt und auf einmal sich erinnert, daß etwa unmündige Kinder zuhören, die die Sache falsch verstehen könnten; man gibt der Sache eine moralische Wendung, die aber meist paßt wie eine Faust auf's Aug. So geht es Hebel, wenn er diesen Sachen eine Moral anhängt oder gar von vorn herein durch das Bekenntniß, daß diese Sachen erfunden seien, ihnen die Spitze abbrechen will *).

Es geht hiebei wie bei dem Mährchenhaften: es ist unendlich schwierig, die reine Poesie walten zu lassen und doch den lehrhaften Zweck nicht aus dem Auge zu verliereu.

Je mehr die Mündigkeit des Volkes steigt, um so freier wird sich die ursprüngliche Unschuld des Phantasiespiels entfalten können.

---

*) Die Erzählung: „Die drei Diebe" beginnt z. B.: „Der geneigte Leser wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkömmt." Am Schlusse der Geschichte: „List gegen List" sagt der Frieder: „Wenn ich nur alle Spitzbuben zu Grunde richten könnte, daß ich der einzige wäre. Denn eifersüchtig ist er — schließt Hebel schalkhaft.

Mit der Spannkraft und Dehnbarkeit des Geiſtes, die das Gauneriſche zum Ergötzen macht, hängt auch die Lügenpoeſie zuſammen, mit ihren ſinnreichen Erfindungen. Sachen vorbringen, daß ſich die Balken biegen, iſt auch ein Ergötzen, wenn es auch keinen moraliſchen Zweck hat.

In der Lügenpoeſie bekundet ſich ebenfalls das ſchrankenloſe Ausgreifen der Luſtigkeit, die gerne das drehend gewordene All mit freiem Willen auf den Kopf ſtellt. Schon die alten Volkslieder bieten hierin über die Maßen Poſſirliches, da es heißt:

Ein Amboß und ein Mühlenſtein
Die ſchwummen zu Köln wol über den Rhein,
Sie ſchwummen alſo leiſe;
Ein Froſch verſchlang ein glühend Pflugſchar
Zu Pfingſten auf dem Eiſe.

Dieſes Gerechtwerden gegen den Uebermuth im Volksgeiſte hebt aber den Nachdruck der ſittlichen Motive durchaus nicht auf. Man ſagt wol: Das Lachen gibt ein Loch in den Reſpekt; dies gilt aber nur von jener Würde, die

eine äußerliche und unnatürlich aufgedunsene ist. Hebel bietet hierin wieder das Beispiel, daß man bei aller Scherzhaftigkeit und übermüthigen Laune sich die Würde für die höchste, die religiöse Einwirkung bewahren kann.

Das Religiöse in der Volksschrift. — Ein Wort über die Volkspredigt. — Das Subjektive in der Religion. — Positives und Oppositionelles.

Die tiefe Innigkeit des deutschen Volksgeistes hegt vor Allem das religiöse Element in sich.

Meißelt der Humor auch lustige abenteuerliche Figuren in die großen Dome, so hebt diese kecke Laune doch die gewaltige einheitliche Andacht nicht auf, die das Ganze hält und trägt.

Der religiöse Grundzug des Volksgeistes gibt daher auch der Volksschrift Maß und Richtung. Der religiöse Grundzug ist an keine gewohnte und bestimmte Formel gebunden, es wird daher nicht, wie so Manche wähnen, mit dem Verschwinden dieser oder jener Erscheinungsart eine Haltlosigkeit über die Gesammtheit kom-

men und ihr innerstes Wesen verzehrt werden, gerade wie Viele glauben, daß mit dem Verschwinden von Trachten, Bräuchen und Sitten das Volksgemüth sein innerstes Leben verliere. Das Leben, der Geist, schafft sich allezeit neue Formen. Der deutsche Volksgeist ringt nur nach neuer Belebung des religiösen Grundzuges.

Das hat sich als geschichtliche Thatsache festgestellt und im Volksgeiste innerlich begründet, sodann der Unmittelbarkeit des Volksgeistes entspricht der tiefe Zug nach dem Höchsten, der die Spekulationen der Philosophie durchdringt, der die Welt von den letzten Grenzen der Erkenntniß aus zu erfassen und zu gestalten trachtet.

In den engen Kreisen unseres Stadtbürger- und Bauernlebens bewegt sich Alles fast ausschließlich in der familienhaften Umgrenzung. Die poetische Wiedergestaltung muß sich daher auch innerhalb dieser Linien halten, um verstanden und erfaßt zu werden. Die Interessen, die über das Familienleben hinausragen, überspringen in der Regel die Mittelstufen des Gemeinde- und Staatslebens und drängen sich alsbald an

den Endpunkt menſchlicher Entwickelung, an das religiöſe Leben. Das politiſche Intereſſe ſproßt noch nicht aus der tiefſten Wurzel des Geſammtbewußtſeins; dazu wäre nöthig, daß es eine feſte Geſtaltung gewonnen hätte, in Inſtituten und Perſönlichkeiten. Nur dieſe geben dem Gemeinbewußtſein Handhaben und Stützpunkte. Wo daher dieſe ſind, wie z. B. in den Rheinlanden das öffentliche Gerichtsverfahren, in einigen conſtitutionellen Ländern hervorragende Perſönlichkeiten, da iſt eine alle Schichten durchdringende Betheiligung am Rechts- und Staatsleben, weil hier handgreifliche Geſtaltungen vorhanden ſind. So lange aber die Idee der vaterländiſchen Freiheit und Größe blos noch Idee iſt und auf Geſtaltung harrt, kann ſie wol die Gebildeten, an Abſtraktion und Reflexion Gewöhnten, entzünden, das Volk im großen Ganzen aber nicht.

Anders aber verhält es ſich mit der Religion: von ihr wird die Seele eines Jeden von Jugend auf erfüllt und eingenommen, ſie hält den Menſchen feſt und ſtellt ſich ihm in einem geſchloſſenen

Institute dar, das er nicht erst aus der Idee zu erzeugen hat.

Schon dieser thatsächliche Zustand weist uns auf die besondere Aufgabe des deutschen Volksgeistes und der aus ihm wirkenden Volksschrift hin. Nur was aus der religiösen Kernwurzel treibt, gewinnt Macht und Gestalt und berührt ein lebendiges Interesse in Allen.

Es gibt viele Politiker, denen es sehr in die Quere kommt, daß dem so ist. Sie möchten gerne nach französischem Muster einzig auf Veränderung der Lebens- und Staatsformen hinarbeiten, ohne viel nach dem Halt, den sie in den Tiefen der Gemüther haben, zu fragen; sie stehen auf politischem Boden in gleicher Linie mit den Kirchenmännern, denen es blos um Satzungen und Formeln zu thun ist.

Der Volksgeist modelt sich aber nicht nach den Wünschen Einzelner. Ein Liberalismus, der weiter nichts könnte und wollte, als jetzt auch wieder von oben herab, aus der Abstraktion heraus, Gesetze zu diktiren und Alles am Schnürchen zu

leiten, ein solcher wäre weiter nichts, als der links gewendete Uniformrock der Büreaukratie.

Es gilt daher, den Regungen des Volksgeistes nachzugehen und durch denselben die Freiheit zu begründen.

Dem religiösen Grundzuge gerecht zu werden ist daher unsere besondere Aufgabe und gewiß eine erhabene.

Der Kultus muß Kultur sein, die Religion muß Bildung werden, innere Befreiung und Erlösung des Menschen, seine wahre Wiedergeburt; nicht in Worten und Bräuchen, sondern in der That, im Charakter, in der Gesammtheit des Lebens, in der Reinigung und Heiligung alles echten menschlichen Wirkens.

Die staatliche und soziale Ausgleichung der Mißstände wird dadurch eine Weihe erhalten, die von innen kommt und unverwüstlich ist.

Es gehört zu den schmerzlichsten Betrachtungen, daß gerade von der Seite, von der aus alle Noth von den Herzen des Menschen genommen werden sollte, sei es aus Mißverstand oder aus

Bosheit, die drückendsten Martern der Menschheit angethan wurden und werden.

Wenn bis jetzt Tugend und innere Heiligung vielfach dem Formelglauben und der vorgeschriebenen Werkthätigkeit des Kirchenthums geopfert wurde, so ist der deutsche Boden der Religiosität doch so tiefgrundig, daß er die edelsten Keime im Verborgenen hegt, die einst zur schwellenden Saat aufschießen können.

Es kommt hier nicht auf die Entscheidung an, ob die Religion mit in der rein menschlichen Bildung inbegriffen oder ihr letzter Endzweck sei, es kommt hier nur darauf an, daß sie überhaupt Bildung sei und werde.

Bei der freien poetischen Gestaltung volksthümlicher Zustände und Charaktere wurde darauf hingewiesen, daß die Religion die meist tragische Schlußwendung auffangen und in das Geleise der Versöhnung leiten könnte; hier nun, bei der Einwirkung auf das wirkliche Leben, soll und muß sie das Rad der Geschichte hemmen und in friedliche Bahnen lenken, bevor es in den Abgrund eilt.

Die Mißstände der Gegenwart können und sollen durch die Religion gesühnt werden, die die Herzen der Bevorzugten zur freien Hingabe und die Herzen der Belasteten zur friedlichen Ausdauer stimmt.

Das Wohlthun, in der umfassendsten Bedeutung des Wortes, muß zur Religion werden. Der neuen Zeit genügt es nicht mehr an stimmungsweisen und verzettelten Kundgebungen der Wohlthätigkeit, sondern sie sucht dieselbe in festen Einrichtungen zu begründen. Jedes unselbstische Wirken für Andere muß sich als wesentlicher Inhalt der Religionsbethätigung geltend machen. Nicht durch mittelalterlich geschlossene Formen und Bande, sondern durch zeitweilig wiederkehrende freie Willensbestimmung muß das neue Religionsleben sich seine sittliche Weihe erhalten.

Die Phrase, daß die Religion wesentlich That sei, ist eben auf den Kanzeln zur abgenutzten bloßen Phrase geworden.

Es gilt jetzt nun einmal vor Allem die That festzusetzen und fort und fort zu erneuen. Es han-

delt ſich jetzt nicht mehr um Dogmen und metaphyſiſche Probleme, ohne Einfluß auf das diesſeitige Daſein, ſondern um friſche Bethätigung.

Religion iſt Selbſtüberwindung, die höchſte menſchliche Kraft, Unterordnung unter das höhere Weſen, Gott, der in unſerm innerſten Daſein lebt und über uns herrſcht, die Religion allein, und nicht ein noch ſo feingefugtes Nützlichkeitsſyſtem, kann die neue Menſchheit zu Friede und Schönheit des Daſeins führen.

Wir Deutſchen müſſen darin vorangehen.

Die Religion als Selbſtüberwindung erheiſcht aber nicht Opferung und Vernichtung unſeres eigenſten Seins, die zerknirſchte Demuth, um etwa fremde Willkürlichkeiten und Autoritäten über uns ſchalten zu laſſen; die Religion lehrt gerade das eigenſte Sein geltend machen als ein göttliches, ewiges, ſie lehrt die Selbſtändigkeit heiligen und über die bloßen Subjektivitäten hinweg zu dieſem reinen Sein hindurch zu dringen und aus ihm zu handeln.

Die Verteufelung der Menſchennatur, all ihrer Neigungen und Beſtrebungen aus der Erb-

ſünde heraus, führt ebenſo zur Gottloſigkeit, wie die Vergötterung alles und jeglichen Thuns auf der andern extremen Seite.

Eine moderne Richtung verſucht es bereits vielfach, die atheiſtiſche Verzweiflung im Volke auszubreiten; ſie denkt nur an eine Untergrabung der faulen Zuſtände und kümmert ſich nicht um die von ihr verbreitete Bodenloſigkeit aller Zukunft. Dieſer moderne Nihilismus ſteht in philoſophiſchem Gewande auf gleicher Linie mit der von ihm hart bekämpften ſubjektiven Romantik; es bleibt ihm kein Maß und keine Richtung, er hält ſich blos an das ſubjektive Belieben, deſſen momentane Gelüſte alle gerechtfertigt ſein ſollen. Selten verläßt dieſer Nihilismus den Fuchsbau ſeiner philoſophiſchen Phraſen, er weiß, daß draußen, wenn man ſtatt „transſcendenter Tyrannei" offen: Glaube an Gott und ſeine Führung ſagt, daß dann das Volk — das ſo unphiloſophiſch iſt, hierin keinen Spaß zu verſtehen — draußen mit Knütteln aufwartet. Der Nihilismus kann aber auch ſeiner eigenſten Natur nach nicht aus ſich heraus, er hat nicht Hingebung genug, ſich ſeiner

ſtolz philoſophiſchen Phraſeologie zu entkleiden, ſchlicht und einfach heraus zu treten; vermöchte er aber dies, ſo fiele er in ſich zuſammen. Der Nihilismus begeht daher dieſelbe Sünde wie der von ihm bekämpfte einſeitige Spiritualismus, er wirft ſich ein heuchleriſches Gewand um, kämpft gegen die Misſtände der Zeit und will doch den ganzen innern Menſchen um und um kehren.

Es wird ihm nicht gelingen, allen ſichern Stand aufzulöſen, wenn die Religion frei und friſch ins Leben überzugehen trachtet, den Angriff im freien Felde wagt und ſich nicht in die polizeiverſchanzten Kirchenburgen zurückzieht.

Die aus Verzweiflung hervorgegangene und an die Verzweifelnden gerichtete Literatur mußte als Gegenſatz zu dem zeitgenöſſiſchen Staate ſich herausſtellen, der ſich auf keine ſittliche Grundlage, auf keinen Halt in den Gemüthern mehr ſtützen will, ſondern ſich nur als thatſächliche Gewalt geltend macht. Solchem gottloſen, entſittlichten Verfahren gegenüber, iſt die Aufſtellung einer entgegengeſetzten thatſächlichen Gewalt in ſich begründet. Der Staat, wie alles Leben der

Zukunft, muß aber auf sittlichem Boden beruhen, die Neugestaltung auch aus sittlichen Motiven hervorgehen. Diese allein verleihen Hingebung zur nachhaltigen That.

Der Feindschaft gegen die Verunstaltungen des Menschenthums muß die Liebe zu diesem zu Grunde liegen.

Dem sogenannten religiösen Quietismus gegenüber, der in einseitiger Demuth nichtsthuerisch dahinschlendert, muß die Vollkraft der Selbständigkeit wach gerufen werden. Es sollte aber ein längst überwundener Standpunkt sein, diese Selbständigkeit als ein ungöttliche zu betrachten. Die getrennten und als Gegensätze geltend gemachten Standpunkte, wo man einerseits die Autonomie des Menschengeschlechts, andererseits eine außermenschliche, göttliche Fügung zum Princip der Geschichte macht, diese Gegensätze vereinigen sich wieder unter einem höheren Gesichtspunkte. Alle freie selbständige Wiedergeburt, der Einzelmenschen wie ganzer Nationen, die sich in ihrem innersten Wesen zusammenfassen und demgemäß aus ihrer Selbständigkeit ihr Leben gestal-

ten, beruht wiederum in Gott, der dieſes innerſte Weſen geſetzt hat und ſeine Selbſtändigkeit ausmacht. —

Es gibt keine Volksbildung überhaupt und keine deutſche insbeſondere ohne die religiöſe Bildung.

Auf dieſem Wege ging Hebel ebenfalls voran. Er ſuchte aber nicht, wie ſo Manche, hier ſeine Predigten los zu werden oder jeden Balken am Baue einer Erzählung zu einer Kanzel zu verwenden, um von da aus predigen zu können. Leicht und ungezwungen, ohne plötzlich aus einer höher gezwängten Tonart zu ſprechen, ſondern einfach und innig geht er zu dem Höchſten über, zum Ausſpruche und zur Erweckung des Religiöſen.

Nichts iſt leichter, als auf der Kirchenorgel das Regiſter der hochtönenden allgemeinen Redensarten von der Herrlichkeit, Alliebe, Allgüte und Allweisheit Gottes zu ziehen. Nichts iſt auch häufiger, weil man die Theologie lernt, ſtatt das Gottesbewußtſein, die ewige Herrſchaft des unendlichen Geiſtes, in den tauſend Einzelheiten

des Weltlebens selbständig zu finden und darzustellen.

Hier tritt nun bei Hebel die poetische Begabung, mit ihrer Anlehnung an ein kleines plastisches Ereigniß in ihrem schönsten Glanze hervor. Ich erinnere beispielsweise nur an „Die Baumzucht," an die „Betrachtung über ein Vogelneſt," an das „Morgengespräch des Hausfreundes und seines Adjunkts." Die lichte Heiterkeit, der fröhliche Gottesschein liegt hier überall ausgebreitet, denn die Religion ist eine Religion des Lebens und nicht des Todes.

Es ist ein in sich verkehrtes und in seiner Anwendung fast nur peinigendes Verfahren, wenn man, wie so oft geschieht, in Predigten und poetischen Volksschriften den Todesschweiß und das letzte Stöhnen des Sterbenden, das dumpfe Rascheln der Erdschollen auf der Todtenbahre vor die Seele führt; wenn man das fleischlose Todtengerippe als schreckbare Vogelscheuche in den blühenden Garten des Lebens stellt. Das sind Bilder, um Menschen zu rühren, die, wie man sagt, Nerven wie Batzenstricke haben.

Aber die Religion in Schrift und Wort ſoll nicht vorzugsweiſe niederdonnern, ſondern erheben und kräftigen, das friſche Leben heiligen. Gewiß, wir lernen das Leben in ſeiner wahren Bedeutung aus dem Tode verſtehen, ſeine Endſchaft und ſeine Unendlichkeit. Wir müſſen uns bisweilen hinausſchwingen an jenen letzten faßbaren Punkt, um von da aus als Sieger in die Welt zurückzukehren, die uns nichts mehr anhaben kann. Es wäre aber bloßes quäleriſches Behagen und kraftloſe Selbſtauflöſung, vorzugsweiſe an jenem Endpunkte zu verweilen. Nicht alſo daß dieſes Moment aus der Volksſchrift verbannt, ſollte es nur auf jenen Raum beſchränkt werden, der als Punkt außerhalb des Lebens gelten kann, um dieſes ſelbſtthätig zu bewegen; dann aber ſoll die „ſeufzende Creatur," ſollen diejenigen, die unter des Tages Mühe und Noth ſchmachten, hinausgeführt werden auf den ſonnigen Plan des Lebens, um nieden Freude und Seligkeit zu ſchöpfen. Hier zeigt es ſich dann, ob die Gotteserkenntniß blos in der Abſtraktion und aus Büchern gewonnen oder im Leben erfaßt wurde.

Wie menschlich fromm Hebel den Predigerberuf auffaßte, zeigt sich besonders auch in dem hinterlassenen Bruchstücke seiner Antrittspredigt, die er sich zu dem Behufe aufgesetzt hatte, um einst (bei seiner ersehnten Rückkehr auf eine Dorfpfarrei) sein Verhältniß zu seinen Pfarrkindern damit festzustellen. Da ist nichts von jenem überhebenden Hochmuthe der Schriftgelehrten; es wird keine von Außen überkommene Weihe in Anspruch genommen, sondern nur die aus dem geläuterten Herzen sich erschließende. Einfach und schlicht erzählt Hebel, wie er gelebt, wer er sei, wie ihn Gott geführt, wie er dessen Heiligkeit erkannt und — was er nun zu erstreben suche. Er tritt herab von seiner erhöhten Stufe und stellt sich unter die Seinigen als Gleicher; er zeigt ihnen die frommen Gedanken, die seine Brust bewegen und will menschlich vereint, Gott dienend mit seinen Brüdern leben und sich heiligen. Er macht keinen weitern Anspruch für sich als den, daß er treu und redlich den Gesetzen Gottes in dem eigenen Leben wie in dem der Menschen überhaupt nachzuforschen trachte.

Allerdings tritt hierdurch das Subjektive ganz in den Vordergrund, aber wenn es sich als solches und nicht als Autorität gibt, wenn es sich in den Urgrund des eigensten Wesens vertieft, wenn es seinen reinen klaren Inhalt ausbreitet, so ist das die tiefste Bereicherung menschlicher Gotteserkenntniß. Durch das Subjektive, durch das Bekenntniß, wie man selbständig die ewigen Wahrheiten wieder gefunden — ist die freie Wiedergeburt des Religiösen gegeben. Und dann: sind jene, die immer im Namen der Kirche oder im Namen Gottes sprechen, minder subjektiv? Oder haben die Propheten, die eine ihnen gewordene Offenbarung verkündeten, nicht ihre subjektive Wahrnehmung dabei ausgesprochen?

Das System, die reine Wissenschaft läßt alles Subjektive hinter sich und baut auf ein abstraktes gemeingültiges Princip das allgemeine Gebäude (obgleich auch hier die Genesis des Princips in dem die Wissenschaft bauenden Subjekte dem Nachconstruirenden zum besten Anhaltpunkte dienen kann), die unmittelbar praktische Wahrheit braucht nicht von dem Subjekte abge-

löst zu werden; es kann solche in sich zu einem Systeme ausgebildet haben, in der Einzeldarlegung aber erscheint sie wieder als subjektive.

Was die Religion durch solches Subjektive an kirchlicher Uniformität verliert, das gewinnt sie an lebendiger innerer Einheit und wird von ihr weit aufgewogen. Die Propheten und Apostel stellen die von ihnen erkannten Wahrheiten auch subjektiv dar und doch hängen sie innerlichst zusammen. Gerade daß der biblische Codex die Auffassung vieler in sich schließt, gerade das gibt ihm seine universelle Anwendung.

Da tritt nun ein vielerfahrener Mann vor eine Versammlung, und zeigt ihr das Ewige im Wandel der Dinge, wie er es selber erfahren, nicht als Schulweisheit, als Gelehrsamkeit, sondern als wirkliches Leben, und es geht wieder ein in das Leben.

Die Theologie behält ihre Bedeutung als Wissenschaft, als Kunde von der Entwicklung des religiösen Bewußtseins in der Menschheit im Verlaufe der Zeiten; sie führt auf Tiefen, die

ſich dem ſubjektiven Einzelleben vielleicht nie aufgethan hätten, ſie macht theilhaftig der Arbeit und Errungenſchaft aller Zeiten und verbindet das Menſchenthum zur Einheit — dann aber muß die Religion ſubjektiv lebendig werden.

Der Staat kann freilich nur Prüfungen veranſtalten, in denen ſich das Wiſſen kund gibt; er muß ſich damit begnügen. Das Höchſte und Innerlichſte läßt ſich aber nicht in Schulen lernen und nicht im Examen abfragen.

Wie in der modernen Welt vielfach das, was ehedem Weſen war, Form geworden iſt, äußerlich zu erringendes Wiſſen und Geſchick, ſo iſt auch mannigfach das, was ehedem Beruf war, Amt geworden. Nicht die Naturbefähigung iſt entſcheidend, ſondern die erworbene Geſchicklichkeit, die Formfertigkeit. Darum iſt ſo viel Verſumpftes, Hohles, in den edelſten Verhältniſſen. Tauſende ſind Richter, Prediger u. ſ. w., nicht weil es ihr Beruf, ſondern weil es ihr Amt iſt; ſie vollführen ihre Obliegenheit als etwas Erlerntes, im gewohnten Schlendrian. Ein lebendigeres, von der Theilnahme Aller getragenes

Staats- und Religionsleben kann hier allein abhelfen. Das Rechts- und Religionsbewußtsein wird dann dem Volke nicht mehr blos von außen zugetragen werden; man wird auch die eigene Stimme vernehmen, in selbstthätigem Ausspruche, oder als Widerhall von erhöhter Stufe.

In der Wahl des Ausdrucks steht die Volkspredigt in gleicher Linie mit der Volksschrift. Das Volksthümliche besteht nicht darin, daß man sich in Wort und Ausdruck an die gäng und gäben Redensarten halte; diese können oft als schlagende Beweise angeführt werden, um Anfang oder Ergebniß eines umfassenden Gedankenganges zu veranschaulichen. Eine Mosaik von Volksausdrücken wäre aber hier wie dort unanwendbar. Es muß immer wiederholt werden, daß Schrift und Wort Erhebung bieten soll, in Gedanken wie in Worten. Es ist ein besonderer Vorzug des deutschen Volkes, daß bei ihm das Ideale volksthümlich ist, der kühnste Schwung reißt die Herzen am meisten hin, nicht das Platte, das Alltägliche; darum ist auch Schiller in seiner schwunghaften Idealität der volksthüm-

lichſte deutſche Dichter und wird es immer mehr werden.

Auf dem Standpunkte, wo die Religion Bildung zu werden ſtrebt, erhebt ſie ſich unmittelbar über das Confeſſionelle. Da Anfang und Ende hier wiederum eins ſind, kann man ebenſowohl ſagen: die Religion bewegt ſich hier in dem Gebiete, wo das Gottesbewußtſein noch nicht in geſchiedenen Formen erſtarrt iſt, oder in jenem, wo ſie den Durchgang durch die geſchiedenen Beſonderheiten bereits vollendet hat. Daher iſt dieſer Standpunkt der rein poſitive, ſei es nun vor oder nach der Negation, ſei dieſe bereits überwunden oder noch nicht vorhanden.

Jede wahre Poſition wird dabei auch von ſelbſt zur Oppoſition, ſo mild und ſchonend auch ihre Bewerkſtelligung ſein mag. Der Baum ſtößt die falben Blätter ab, erſt wenn ſich neue Keime angeſetzt haben, dann aber auch unausbleiblich. Müſſen die neuen Keime in den geſchloſſenen und zugleich ſchützenden Hüllen noch einen Winter lang in lebloſer Erſtarrung ausdauern, und uns das ſcheinbare Bild der kahlen Abge-

ſtorbenheit vor Augen laſſen; die junge Frühlingsſonne ſprengt die braunen Panzerſchuppen, regt die Triebe in den erſtarrten Keimen, und macht ſie aufgehen zu ſaftfriſcher Blüten- und Blätterpracht.

Nach einer nordiſchen Sage ſchloß einſt Gott mit dem Teufel einen Vertrag, wonach alle Seelen, die zur Zeit als die Zweige entblättert ſind, dahinfahren, dem Teufel gehören ſollten. Nun hält aber fortan das niedere Gehölz und der kurzäſtige Baum die dürren Blätter feſt, bis neues Laub da iſt; ſie können ſich nicht mit Zukunftsknospen begnügen. Der Teufel iſt geprellt. — —

Alles Leben iſt der ſtändigen Wandlung unterworfen. Es kann in ſeinen Erſcheinungsformen abſterben, in ſeinem innerſten Weſen aber nie.

Iſt es ſchon dem in Formen erſtarrten Staatsleben gegenüber, das nur die äußere That zu ſeinem Bereiche rechnet, nicht möglich, ideell poſitiv zu verfahren, ohne alsbald in Oppoſition zu gerathen, ſo iſt dies auf dem Gebiete der Re-

ligion, die an und für sich nur ideell positiv sein soll, noch weit weniger der Fall. Der nicht an die gewohnte Form gebundene Gedanke gilt hier unmittelbar als Feind.

Hebel, der die humane Anerkennung aller Religionsformen im Auge hatte, ohne dabei auf eine Neugestaltung aus diesem Prinzipe hinzuarbeiten, hielt sich in seinen Volksschriften vom Confessionellen fern. Er tritt in religiösen Dingen rein und allgemein positiv auf, aber auch bei ihm wurde dies zur Opposition, oder mindestens von den an der Besonderheit Haftenden als solche gefaßt.

Aus der Biographie ist bekannt, daß Hebel für den Jahrgang 1814 des Hausfreundes eine Erzählung „Der fromme Wunsch" geschrieben hatte. Diese Erzählung wurde auf Betreiben der katholischen Geistlichkeit unterdrückt und Hebel darüber so verstimmt, daß er den Kalender aufgab. Er war in keiner Weise eine kämpfende Natur, überdies durch Ueberhäufung von Amtsgeschäften mißmuthig und die Erfahrung, daß es nicht möglich ist, positiv in der Religion sich zu

verhalten, ohne unversehens mit einem Kirchenthume in Widerstreit zu gerathen, mochte ihn in sich zurückscheuchen.

Der friedfertige, harmlose Hebel verfiel dem erbitternden oder verschüchternden Einflusse der Censur.

Die Bibel als deutſches Volksbuch. — Der Bibelton in der Volksſchrift.

Es iſt mehr als bloße äußerliche Zufälligkeit, daß mit der Bibel zuerſt ſich die neuhochdeutſche Schriftſprache feſtſetzte. Die Bibel wurde dadurch nach Gehalt und Geſtalt der Codex des neuen Schriftenthums und wirkte beſonders auf den eigenthümlichen Charakter der deutſchen Volksſchrift ein. Der Bibelton iſt der verſtändlichſte und volksthümlichſte, Anknüpfungen an Geſchichten und Bilder aus der Bibel begegnen der allgemeinſten Vorausſetzung.

Ganz abgeſehen von ihrer theologiſchen Bedeutung, rein äſthetiſch betrachtet, bleibt die Bibel noch immer das Muſter eines Volksbuches. Ihre Poeſie kann von der Exegeſe der

Schriftgelehrten, die aus jedem Worte und jeder Wendung ein Dogma herausquälen, nicht zerstört werden. Sie gibt die concrete Anschauung eines Naturvolkes, stellt die Charaktere unmittelbar hin mit all den kleinen Lebenszügen der Individualität, die Lehre ergibt sich von selbst, nicht in kalter Abstraktion oder in überschwänglichen Ergießungen; wo ein theoretischer Satz sich herausstellt, ist er Resultat des Charakters und Ereignisses; die Bibel predigt nicht, sie gibt auch keine Verbildlichung vorher aufgenommener Tendenzen, Alles ist hier noch eins, das Allgemeinste und Höchste stellt sich in dem Besondern dar. Vor allem aber zeigt sich das Walten der höheren, das Individuum beherrschenden Macht in naiver Gegenständlichkeit.

An der Bibel arbeitete eine ganze Nation, durch mannigfache Wandlungen der Geschichte. Das verleiht ihr eine Inhaltsfülle wie kein anderes Buch sie besitzt, und menschlich gefaßt ihre göttliche Bedeutung. Der Geist eines ganzen Volkes liegt in diesem Buche eingeschlossen. Kein Einzelmensch kann ein solches vom Volksgeist er-

zeugtes Buch hervorbringen, wie, mit modernen Ergebnissen verglichen, kein Einzelner eine solche Fülle und Tiefe aus sich entfalten kann, wie wir solche in einer Volksliedersammlung finden.

Die Bibel, dieses älteste Volksbuch in doppelter Bedeutung, das zum Buch der Völker geworden ist, suchte Hebel zu nationalisiren, deutsch zu machen. Waren die „Biblischen Geschichten" zunächst auch blos für Kinder abgefaßt, so ist doch die Grundtendenz, diese Geschichten der deutschen Auffassungs- und Anschauungsweise näher zu bringen, eine höhere volksthümliche. Hebel ging von dem gewiß unbestreitbaren Grundgedanken aus, daß auch die nachbiblische Völkergeschichte und die daraus erwachsene Volksanschauung gleicherweise als heilig betrachtet werden könne und solle. Hierbei muß aber stets bedacht werden, daß die unmittelbare Beziehung aller Lebensäußerungen auf Gott der abendländischen Weltanschauung und Welthätigkeit nicht entspricht, weil hier, im Gegensatz zum Orient, das Individuum in den Vordergrund tritt und erst in der Reflexion die Un-

terordnung des Einzelnen unter das Allgemeine und Ewige sich herausstellt. Im Occident tritt die freie Selbständigkeit des handelnden Individuums hervor, während es in Orient aufgelöst ist in die Staats- und Gottesidee und diese vorherrschend als das Bestimmende in jeglichem Thun sich aufwirft. Es widerspricht z. B. ganz der abendländisch volksthümlichen Empfindungsweise zu sagen: Gott führte die Allemannen, Gott schickte Attila, Gott schlug Napoleon u. s. w., obgleich die Philosophie der Geschichte dies bei den Allemannen u. dgl. eben so gut anerkennen muß, als bei irgend einem jüdischen Stamme oder Fürsten.

Mit dieser veränderten Betrachtung unserer geschichtlichen Thatsachen steht auch die Bildungsgeschichte in genauer Verbindung. Je weiter die moderne Bildung fortschreitet, desto mehr geht sie vom Individuellen aus, das erst aus dieser seiner Besonderheit sich zusammenschließt mit dem Allgemeinen, mit dem Staat, mit der Einheit in Gott. Umgekehrt war es bei den alten Völkern und hier speziell betrachtet bei dem jüdischen: je

mehr ſich die Bildung individualiſirte, je mehr der Einzelne ſich ablöſte und in ſich abrundete, deſto mehr bereitete ſich der Zerfall. Das alte Religionsleben geht von der Offenbarung, das moderne von der Bildung aus. In der modernen Welt ſteigt das Ich auf zum All, in der alten war das All zuerſt geſetzt und umſchloß das Ich. Dort geht man vom Selbſtbewußtſein, hier vom Gottesbewußtſein aus. Dieſes letzte verleiht eben der Bibel ihren vorherrſchend theologiſchen Charakter.

Die Bibel durch Umarbeitung abendländiſch nationaliſiren wollen, führt eben ſo ſehr zur Verletzung des Geiſtes, in dem ſie urſprünglich abgefaßt iſt, als man auch dem modernen Nationalgeiſte, deſſen Gepräge ſie tragen ſoll, nicht gerecht werden kann.

Es mag aber auch noch eine höhere Bedeutung darin liegen, daß die Bibel in den Händen der verſchiedenen Nationen ihre eigene Urſprünglichkeit wahre. Als die Nationalreligionen ihre Endſchaft erreichten und dafür die Religion der Menſchheit und Menſchlichkeit an die Stelle tre-

ten ſollte, als die neue Epoche der Weltgeſchichte anhub, in der fortan, entgegengeſetzt der alten Welt, verſchiedene Nationen neben einander Träger des geſchichtlichen Fortganges ſein ſollten, da ward den Völkern die Bibel in die Hand gegeben. Es wäre in der alten Welt nicht denkbar, daß ein Volk aus einem Buche fremden Urſprungs, fremder Sitte und Anſchauungsweiſe, die weſentlichen Momente ſeiner Weltbetrachtung entnehme. Das iſt aber gerade ein hervorſtechender Zug der neuen Völkerfamilie, daß man das Nationale, was zeitlich und räumlich draußen ſteht, in ſeiner Beſonderheit anerkenne und in ſeinem rein menſchlichen Gehalte in ſich aufnehme. Als die Nationalitäten aus ihrer ſtarren Ausſchließlichkeit und ihrer Misachtung alles Fremden erlöſt wurden, um das allgemein Menſchliche in ihnen zu beleben, da war die Bibel in ihrer ſcharfen nationalen Ausprägung das treflichſte Mittel. Die Bibel iſt nicht nur ein Volksbuch, ſondern ward auch das Buch der Völker; ſie läßt ſich daher auch aus dem Grunde nicht nationaliſiren, weil es ſich mit in ihre Aufgabe ſchloß, den Nationen

ein Buch zu ſein, woraus ſie fremdes, und hier vergangenes, Nationalleben in ſeiner gerechten menſchlichen Bedeutung anerkennen lernen mögen. Hebt man die Originalität der Bibel auf, wird ſie von den Deutſchen deutſch, von den Franzoſen franzöſiſch national u. ſ. w. umgeprägt, ſo verliert ſie eben damit die bezeichnete Bedeutung. —

Daß und wann füglich die neue Volksſchrift den Bibelton anſchlägt, bezeichnet Hebel gar ſchön in der Erzählung: „Einer Edelfrau ſchlafloſe Nacht", indem er dort ſagt: „Ein Gemüth, das zum Guten bewegt iſt, und ſich der Elenden annimmt, und die Gefallenen aufrichtet, ein ſolches Gemüth zieht nämlich das Ebenbild Gottes an, und fällt deswegen auch in ſeine Sprache."

Wie in der bildenden Kunſt das Studium der Antike von unvergänglicher Bedeutung bleibt, weil hier die reinen Formen menſchlicher Erſcheinung zur Anſchauung gebracht ſind, ſo ſind auch in der Bibel die Urformen und Grundlinien

menſchlichen Seelenlebens gegeben; wir werden immer daran zu lernen haben. Die bildende Kunſt kann aber nicht immer blos den Charakter der Antike und die Volksſchrift nicht immer blos die Bibel nachahmen wollen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß es eine sehr wohlmeinende Richtung gibt, die im Unmuth über die zeitgenössischen Verhältnisse die scharfe Lauge des Hohns darüber ausgießt, Spott und Verachtung als Reizmittel der Erweckung betrachtet. Möglich, daß ein derartiges Verfahren nützlich und nothwendig ist — obwohl es noch des geschichtlichen Nachweises bedarf, daß je ein Volk aus Spott über seine öffentlichen Verhältnisse diese anders gestaltete — für die Volksschrift aber dünkt mir ein solches durchaus am unrechten Orte.

Bei einem Volke, das die wahre menschliche Freiheit noch nie besessen, oder wo dem gegenwärtigen Geschlechte die Erinnerung an dieselbe

verloren gegangen, da ist die Verspottung des Knechtssinns und der daran haftenden Zustände meist nur zum Selbstgenügen des sich befreienden Autors.

Wäre es aber auch ein Mittel der Befreiung für Andere, so ist es nur äußerst selten und behutsam anzuwenden.

Wie von der Besserung desjenigen Menschen wenig zu hoffen ist, der sich seine Verderbtheit leichthin ins Gesicht hinein sagen läßt, oder gar selber redefertig solche bekennt, so auch bei einer großen Gesammtheit, einem ganzen Volke.

Aber auch den höher Gebildeten gegenüber, die auf abstraktem Wege die Idee der Freiheit gefunden, stumpft der Spott leicht ab.

Es ließe sich sogar darthun, daß auch in den sogenannten höheren Kreisen die literarischen Brandraketen nur wie eine kurzweilige Feuerwerkerei angesehen werden. Die Verhöhnungen des deutschen Michel*), was haben sie bewirkt?

*) Das Buch von dem tapfern und hochgeistigen Wilhelm Schulz ausgenommen, das aber nicht Spottlust, sondern tiefe Trauer um die Geschicke des Vater-

Haben ſie ſchlummernde Gemüther geweckt? Dieſe halten ſolche Anregungen fern, oder betrachten ſie aus der literariſchen Perſpektive und laſſen ſich davon amüſiren. — Haben ſie wache Geiſter zu lebendiger That geführt? Dieſe begnügen ſich meiſt mit dem Kitzel der Eitelkeit, daß ſie das ſchon längſt gewußt und geahnt, daß aber nicht zu helfen ſei, bis einmal wieder eine große Kriegsnoth oder etwas dergleichen komme, auf das man natürlich warten müſſe. Und wenn am Ende ein Geniebegabter Alles durchweg negirt und verhöhnt, ohne uns je einen ethiſchen Hintergrund erkennen zu laſſen, der zu ſolcher Negation berechtigt und auf dem ſich ein neues Leben auferbauen könnte, ohne für irgend etwas noch Liebe zu empfinden, die zu heiligem Zorn zu entflammen vermöchte; wenn Alles blos dem muthwilligen Spaße geopfert wird, ſo reibt ſich der Philiſter ſchmunzelnd die Hände und ſagt: Er iſt doch eben ein Tauſendſaſa und brillanten

landes kundgibt und erregt und zugleich das Bewußtſein der unverwüſtlichen Kraft des deutſchen Volksthums darthut.

Witz hat er, das ist nicht zu leugnen. Die literarische Kritik lacht sich auch ins Fäustchen und freut sich im Stillen, daß er diesem und jenem, der es allerdings verdient, den hochgetragenen Kopf tüchtig gewaschen.

Und am Ende bleibt Alles beim Alten. Dem Philister ist es zu viel Mühe, zur neuen Gemeinderathswahl seine Stimme abzugeben, die Kritik ist zufrieden die Sache gehörig einregistrirt zu haben.

So weit ist es Gottlob im Volke noch nicht und wird es wol auch nie dahin kommen. Die literarische Genußsucht mit ihrer lahmen Thatlosigkeit hat hier noch nicht Raum gegriffen, man sucht die Mahnungen und Hinweisungen einer Schrift noch mit dem Leben zu vereinbaren.

Was soll nun die Verhöhnung und Verspottung dem Volke? Ist es ja nicht seine Schuld, sondern vornehmlich die der Pfaffen und Büreaukraten, daß das schöne menschliche Leben verunstaltet und fast verloren ist. Himmel und Erde ist gestohlen. Wozu schlägt man den Beraubten?

Aber nicht nur in Rücksicht auf die äußere Anwendbarkeit, sondern auch aus Gründen der

innern Entwicklung ſcheint mir die Stufe der bloßen Satyre, des Hohns und der Verſpottung eine Uebergangsſtufe, deren öffentliche Ausbreitung nur dann allgemein erſprießlich und nicht blos befreiend für das bewegte Individuum iſt, wenn das Endziel ſich bereits kund zu geben vermag.

Wie im religiöſen Leben die Stufe des Zweifels und der Verzweiflung (auf der allerdings Viele ihr Leben lang beharren) folgerichtig zu einer vernunftklaren Erkenntniß oder gläubigen Hingebung fortſchreiten muß, ſo kann und muß auch im politiſchen Leben (in ſeiner umfaſſendſten Bedeutung) die Uebergangsepoche des Zweifels und der Verzweiflung zu einer rüſtigen, frohmuthigen Zuverſicht ſich fort entwickeln.

Wer je die Schmerzen der Welt, die Qual über die immerfort ſich erneuende Verunſtaltung des Menſchenthums im Herzen getragen, der kennt jenes Zittern und Zagen, jenes Bangen und Zürnen, das die Seele mit unendlichem Wehe zu erdrücken droht. Lange kann er todesbetrübt dahin gehen und ihn jammert der Menſchheit — bis er endlich und die Menſchheit in ihm neu

wiedergeboren wird und er gewinnt ein frisches Herz.

Wir sind, trotz äußerer Hinderungen, in unseren Tagen doch zu einer Oeffentlichkeit gelangt, wie sie noch zu keiner Epoche da war. Die flüchtigsten Regungen der Seele gewinnen Wort, die tiefsten Abgründe werden unverhohlen aufgedeckt; wir entwickeln uns vor den Augen der Welt. Trotz mancher lügnerischen Grimassen, trotz mancher Schönthuerei mit erheuchelter innerer Pein, bekundet sich wesentlich darin der Segen der Wahrhaftigkeit und die Wahrhaftigkeit wird uns frei machen.

Wir sind über die Stufe der Zerrissenheit hinaus, da man sich in allgemeinen unbestimmten Klagen ausströmte. Wir haben die Noth bestimmt und klar ins Auge gefaßt. Der in solcher Allgemeinheit mit Unrecht verspottete Weltschmerz verhallt nach und nach zu einer stillen Trauer in den Gemüthern und verleiht ihnen einerseits persönliche Entsagung und Aufopferung, andererseits Muth genug, sich zur gesunden That zu bereiten. Wer es mit sich und der Menschheit

wohl meint, muß ringen und ſtreben, ein friſches Herz zu gewinnen.

Alle diejenigen, die dem Volke einen erlöſenden Gedanken in die Seele legten, von den größten weltgeſchichtlichen Befreiern und Erlöſern bis zu den kleinen in enger Begrenzung, alle dieſe haben den Zerfall mit ſich und der Welt, den Kampf um die Hingebung, um das Vertrauen in die Erlöſung — zuerſt in der Wüſte, in ſtiller Einſamkeit, in der eignen Bruſt ausgekämpft. Erſt wenn ſie hier die Heilung für ſich und andere gefunden, mit friſchem Herzen ſind ſie alsdann hinausgetreten, ſtrafend, richtend, aber auch erhebend.

Widerſtreitet dies aber nicht der Wahrhaftigkeit, in der allein der Segen der Freiheit ruht? Darf man dem Volke den Zwieſpalt und den Zerfall vorenthalten, aus dem die Erlöſung ſich ergab?

Es mag Zeiten geben, und die Geſchichte zeigt uns ſolche, in denen nur aus einem allgemeinen Untergange, und ſei es auch ein ideeller, d. h. eine Zerſtörung der ganzen bisherigen Welt-

anſchauung, die Wiedergeburt kommen kann. Ich glaube nicht, daß unſere Gegenwart eine ſolche iſt. Die Keime des neuen Lebens ſind bereits vorhanden, nur verſchüttet und vielfach verderbt. Das neue Völkerleben hat mit ſeiner Vergangenheit nicht durchaus zu brechen, vielmehr kann und ſoll dieſe in ihrem innerſten Prinzip herübergenommen werden in die Zukunft. Es kann und muß möglich ſein, über den Abgrund eine Brücke zu bauen. Wir bedürfen nicht einer völligen Auflöſung alles bisherigen Zuſammenhangs, um den neuen natur- und zeitgemäßen zu finden.

Mag man indeß auch noch darüber ſtreiten, ob dem Volke die Rathloſigkeit des Zerfalls vorenthalten werden kann, hier iſt weſentlich nur von Bedeutung, daß man bereits ſelbſt die Einigung gefunden haben müſſe, um jenen in Anderen verſuchen zu dürfen.

Wenn ich in Bezug auf volksthümliche Thätigkeit überhaupt und die literariſche insbeſondere ein Beſiegtſein der Verzweiflung und der daraus folgenden Verhöhnung u. ſ. w. erheiſche, ſo will ich damit keineswegs jenes eitle ewige Singen

und Sagen von der Größe und Herrlichkeit der deutschen Nation gut heißen, zumal, da gerade dieses Verfahren von den Staatssophisten, wie von denen, die das Handwerk auf eigne Rechnung treiben, so beliebt ist. Es ist gleich empörend, den überschwänglichen Lobsalm deutscher Volksehre, deutscher Freiheit und Kraft hören zu müssen, wo diese nicht zu finden ist, ein Herausstreichen und Aufputzen anderen Nationen gegenüber zu sehen; wie es auf der andern Seite abstößt, immer von Niedertracht u. s. w. sich vordeklamiren zu lassen.

Es ziemt einem Volke nicht, sich von noch so wohlgemeinter Verehrung hätscheln und mit Zuckerworten speisen zu lassen.

Man kann die innere Kraft hoch achten und dabei doch die unwürdigen Zustände erkennen, ja man muß beides.

Volksschrift und Kinderschrift.

Die Widersinnigkeit, diese beiden so oft neben einander auf dem Titel desselben Buches genannt zu sehen, könnte empören, wenn es nicht allbekannt wäre, daß blos äußerliche Spekulation und kein innerer Gedanke diese Verbindung zu Stande gebracht hat.

So wenig daher auch zu erwarten sein mag, daß durch Darlegung des Sachverhaltes die unnatürliche Verbindung fernerhin vermieden werde, mögen doch einige Andeutungen zur Erkenntniß und Weiterführung durch Andere dienen.

Die Naivetät des Kindes und die des gereiften schlichten Mannes ist durchaus verschieden. Beim Kinde muß die Anschauung erst gebildet

werden, beim Volke aber ist die bereits ausgebildete Anschauung zu Gedanken und Gesammtbegriffen zu erheben. Dort muß die Welt erst erschlossen, hier die theils falsch theils zerstreut erkannte Welt berichtigt und ergänzt werden.

Der erwachsene Mann aus dem Volke bedarf anderer Kost als der eigens für den Kindermagen zubereiteten. Sind schon diejenigen Kinderschriften weniger fruchtreich, in denen Alles plan und platt ist, und die kein wiederholtes Lesen vertragen, so ist dies noch weit mehr bei der Volksschrift der Fall.

Darum stößt es auf einen innern Widerspruch beim Mann aus dem Volke, es beleidigt ihn, wenn man ihn in der Schrift zu den Kindern in die Schule schickt; er ist kein Neuling in der Welt, er kennt sie längst, weiß sie nur nicht immer im Zusammenhange zu fassen und zu deuten. Der Staat ruft ihn zur Soldatenpflicht, fordert Steuern von ihm ein u. s. w. was soll da ein Zurückgehen auf die Uranfänge menschlichen Seins? Das heutige Volk hat die Schule längst verlassen, das jetzige Männergeschlecht hat

in der Regel den ordnungsmäßigen Schulunterricht vollendet, es will über andere Interessen belehrt sein.

Der schulmeisternde oder gar kindliche Ton der Volksschrift bringt es dazu, daß sich der gereifte Mann höchsten Falls lächelnd abwendet und nichts davon wissen will.

Ich kenne eine Volksschrift, in der das Landvolk mit „Lieber Bauer!" angeredet wird; zu solcher süßlicher Schulmeisterei führt ein verkehrter Geschmack.

Wenn auf dem Lande Lesevereine, Leseabende u. dgl. eingerichtet werden, sollte nicht das Schulzimmer, sondern ein Zimmer des Rathhauses dazu gewählt werden. In den Erwachsenen regt sich mit Recht eine Widerspenstigkeit gegen die Anmuthung, sich noch einmal in die Schulbänke einzwängen zu lassen; das Rathhaus ist der Ort für Männer, die sich selbständig am Leben betheiligen. Das Gemeindeleben ist ein sichtbarer Mittelpunkt der Menschengemeinschaft, es wird auch in der Volksschrift seine Bedeutung geltend machen und geht die Kinder nichts an.

Eben so sehr es sich innerlich widerspricht, das Volksleben wieder in die Kinderhaftigkeit hinab zu zwängen, eben so verkehrt ist es aber auch, den Unterricht in der Staatsverfassung ꝛc. zu einem Schulgegenstande machen zu wollen. Was soll den Kindern ein so trockenes Paragraphenwesen, dessen Inhalt sie doch nicht fassen können? Sollen die Kinder in der Schule noch durch eine weitere Langweiligkeit gemartert werden? Solches Ansinnen beruht auf einer innern Verkennung des organischen Lebens, es hängt, trotz seines liberalen Scheines, mit jenem büreaukratischen Schulmonarchismus zusammen, der alles Wachsthum gern mit dem Schulbakel groß ziehen möchte und den dürren Stock zuletzt noch den Waldbäumen zur Stütze in die Erde rammt.

Es muß für die zu erringende Betheiligung am Staatsleben andere Mittel und Wege geben, als die Kinderschule. Laßt nur ein gesundes Gemeinleben aufkommen, einzelne Klänge werden in den stillen Kreis der Familie hineintönen; dem aufhorchenden Kinde braucht nicht alsbald Alles klar sein, um was es sich handelt u. s. w.,

gerade ſolche unverſehens empfangenen halb verhüllten Eindrücke graben ſich am tiefſten in die Seele und werden zu den wurzelfeſteſten Jugenderinnerungen.

Aber nicht nur durch die nothwendigen Elemente des Gemeinlebens, ſondern auch wenn allgemein menſchliche Triebe, Tugenden und Laſter dargeſtellt werden, ſind Volks- und Kinderſchriften verſchieden. In den letzteren kann die Darſtellung in Einer Farbe in idealer Unvermiſchtheit ſich halten, weil es darauf ankommt, ſolche Zuſtände erſt kennen zu lehren; bei der Schrift für das Volk aber, das derartige Erlebniſſe bereits aus Erfahrung kennt, müſſen ſie in der Miſchung, die ihnen die Wirklichkeit gibt, vorgeführt werden, wenn ſie Glauben und Nacheiferung erwecken ſollen. Auch ſind hier Geſchlechtsbeziehungen u. dgl. nicht zu umgehen, die dem Kinde verhüllt bleiben ſollen.

So ſehr nun auch Kinderſchrift und Volksſchrift getrennt ſein müſſen, ſo theilen ſie doch die Bedingung, daß die Zuſtände des Lebens mit ſittlichem Auge aufgenommen ſein müſſen.

Unſere ſchöne Literatur hat ſich vielfach ſo geſtaltet, daß ſie nicht im Familienkreiſe laut geleſen werden kann, weil ſie, für neue Lebenswendungen mitkämpfend, rückſichtslos verfährt, weil die ſtaatliche Bevormundung gerade zu Uebergriffen des Subjekts ſtachelt; die polizeiliche Aburtheilung hat das Richteramt des Nationalgeſchmacks verdrängt. Ohne darum in engliſche Zimperlichkeit zu verfallen, hat man ſich neuerdings, mit wenigen Ausnahmen, eine Selbſtbeſchränkung auferlegt, die zugleich auch der Ausländerei einen Damm entgegenſetzt.

Bei der Volksſchrift tritt ſolche Zurückhaltung von ſelbſt ein. Das Cyniſche wie das Lüderliche darf keinen Raum in der Volksſchrift gewinnen; ſie muß rein gehalten werden. Im Volke gilt noch die heilige Schrift und die Schrift als heilige. Es beleidigt mindeſtens, trotz ſeiner Derbheit, den geſunden Sinn des einſam leſenden Bürgersmannes, wenn er merkt, daß man ihn mit Niedrigem unterhalten will; er ſieht darin eine Geringſchätzung. Eine Weile mag er wol auch darüber lachen, dann aber legt er das Buch

kopfschüttelnd weg. Die Schriften, die in den Fehler des Niedrigen verfallen, wie z. B. die im Dialekte geschriebenen von Weizmann u. A., haben keinen Halt im Volke, und nur etwa bei sogenannten höheren, aber auch frivolen Kreisen.

Dazu kommt als äußerer Umstand hinzu, daß in den Volkskreisen fast nie einsam gelesen wird; man hat selten besondere stille Elternstuben, von Kind und Gesinde getrennt; das Leben ist ein gemeinsames.

Wenn in den gewöhnlichen Stadtbürger- und Bauerstuben ein Bücherbrett vorhanden ist, ist es nicht verschlossen, das Kind muß das Buch zur Hand nehmen können und es wird solches weglegen, wenn es unverständlich ist oder fernliegende Interessen behandelt.

Wie wird dann in den Volkskreisen eine Schrift meist gelesen? Die Familie sitzt nach vollbrachtem Tagewerke Abends bei einander, der Gesprächsstoff ist erschöpft; nun holt der Vater ein Buch oder den Kalender, reicht's etwa einem seiner Kinder, das noch die Schule oder die Christenlehre besucht und sagt: „Lies vor, meine Au-

gen sind nicht mehr an das Lesen gewöhnt ꝛc.“ Durch den Mund des Kindes, in Gemeinschaft mit allen Hausgenossen, wird nun laut, was der Schriftsteller bietet; es ist nicht nöthig, daß dem Kinde Alles verständlich sei (und sogar die Kinder lesen gern solche Schriften, die Vieles enthalten, was ihnen nicht alsbald offenbar ist) aber jedes Ungehörige in Stoff und Form tritt durch den Kindesmund um so auffälliger heraus.

Die volksthümliche Auffassung der Geschichte. — Eine Versündigung.

Früher wurde bereits darauf hingewiesen, daß der Gesammtheit des Volkes die ganze große Vergangenheit wie ausgelöscht ist. Solche kann daher erst nachträglich, aus der Schrift heraus, wieder aufgefrischt oder eigentlich neu verzeichnet werden. Es mag dahingestellt bleiben, ob es möglich ist, die Geschichte des gesammten deutschen Vaterlandes dem Interesse und dem Gesichtskreise der sogenannten großen Masse näher zu bringen; behandle man nun allgemeine oder Spezialgeschichte, ein volksthümliches Geschichtswerk ist heutigen Tages wesentlich unterrichtend und Neues lehrend. Wie der Unterricht z. B. in der Erdkunde heutigen Tages zuerst von der

Heimatkunde ausgeht, so mag dies auch in der Geschichte der Fall sein; die Stammesgeschichte bildet daher den organischen Ausgangspunkt. Wenn nun auch die volksthümlichen Geschichtswerke vorherrschend unterrichtend sind, so gehören sie doch in das Bereich der Poesie, weil sie sich nicht blos an das rein Thatsächliche halten können, sondern daraus neue Lebensbilder schaffen müssen; etwas vom historischen Roman wird hier einfließen.

Hebel hat die Urgeschichte der Allemannen in eigenthümlicher und in ihrer Art musterhafter Weise behandelt. Er fühlte wohl, wie schwer es ist, bei den mangelhaften Quellen und dem mangelnden Zusammenhange mit den Erinnerungen, hier Leben und Interesse zu erwecken. Er hielt sich aber fern von der pathetischen Aufgeblasenheit, die mit hochtrabenden Phrasen Begeisterung erwecken will und solche bei einer Mittelstufe und einem Mittelschlage der Bildung allerdings momentan zu Stande bringt; er wählte ein anderes und glücklicheres Verfahren, indem er sich mit modernem Bewußtsein mitten in diese Ge-

ſchichten ſtellt, ſie wie Familiengeſchichten erzählt, nicht rein objektiv aus ſich heraustreten läßt, ſondern mit heiterm Blick und mancherlei Seitenwendungen ſie deutet. Hier wie immer behielt er ſeinen zierlichen und doch ſchlichten Humor, deſſen tiefer Urſprung auch oft hervortritt. „Denn die Deutſchen — ſagt er z. B. bei dem Kampfe der Allemannen und Franken — wiſſen von nichts anderm, als wenn ſie keinen fremden Feind zu bekämpfen und zu verderben haben, ſo thun ſie einander den Gefallen ſelber. Sie meinen, es ſei beſſer, wenn die Feinde auch mit einander in der nämlichen Sprache reden können.“

Man kann es bedauern, daß Hebel dieſe lebhaften Geſchichten nicht fortgeſetzt und vollendet hat; es fragt ſich aber, ob, wenn auch nicht äußere Verſtimmung eingetreten wäre, dies hätte erreicht werden können. Im weiteren Verlaufe wäre alsbald das Grundübel deutſcher Geſchichte eingetreten, daß ſelbſt die Stammesgeſchichte ihr Einheitliches verliert, theils in verſchiedene Gruppen auseinander fällt, theils zu Fehden und Hausgeſchichten einzelner Herren ausartet.

Die Geſchichte der Gegenwart bot Hebel gleichfalls lebendigen Stoff. Er lebte zu einer Zeit, wo Leben und Tod ſichtbarlich mit einander rangen, wo eine große Schmach das Vaterland niederhielt und nicht wie heute tauſend kleine Schmählichkeiten, gegen die wir nichts haben als halb unterdrückte Worte. Hebel war kein enthuſiaſtiſches Herz, wenigſtens trug er es nicht in ſeine Schriften über, er läßt uns nur ein tiefdeutiges Lächeln und Winken erkennen, wenn er, die Tagesgeſchichte berichtend, ſagt: „Der Hausfreund bildet ſich faſt etwas darauf ein, daß er ſeines Orts mit ſeinem ſchwachen Arm die Weltbegebenheiten fortſetzen kann, wenn er's nur auch könnte nach ſeinem und des geneigten Leſers Sinn.“ Es waren damals trübe und verworrene Zeiten in Deutſchland, es bedurfte ſelbſtändiger und gewaltiger Naturen, um ſich dem thatſächlichen Beſtand entgegenzuſetzen, Hebel war keine kämpfende Natur; aus den angeführten Worten läßt ſich indeß erſehen, daß er manchen Wunſch auf dem Herzen hatte. Ueber das Verhältniß Hebel's zu Napoleon und den Zeit-

läuften überhaupt bedürfte es weitläufiger Auseinanderſetzung, hier mag nur noch auf den trefflichen Humor hingewieſen ſein, der ſich in der Komödie vom Franz und deſſen Frau Victoria in den „Braſſenheimer-Siegesnachrichten vom Jahre 1813“ kundgibt; wie fein lugt da die Schalksnatur Hebel's hervor.

Ein dunkler Fleck trübt die volksthümliche Schriftſtellerei Hebel's, es iſt das, wie bekannt, ſein Aufſatz über Andreas Hofer.

Es iſt empörend, mit einem ätzenden, ſonſt Hebel'n ganz fremden Sarkasmus einen Mann aus dem Volke verhöhnt zu ſehen, der in aufopfernder Pietät Alles für ſeine Liebe in die Schanze ſchlug. Wol ſagen die Freunde Hebel's, daß er durch jenen Spott die oberrheiniſchen auch ehemals zu Oeſterreich gehörigen Ortſchaften von ähnlichen vorausſichtlich nur unglückbringenden Verſuchen abhalten wollte. Mag er auch die häusliche Wohlfahrt über alles geſetzt, das Gemeinſame als in zweiter Reihe ſtehend betrachtet haben, nie hätte er diejenigen, die dieſes voraufſtellen, mit ſo bitterm Hohne verfolgen dürfen,

und noch dazu, weil ihr begeistertes Herz unter'm Bauernkittel schlug.

Wenn auch der tapfere Adjunkt, Kölle, (Biogr. S. 116) berichtet, daß Hebel zu diesem Aufsatze „von Oben veranlaßt war", so ist das nur ein Erklärungsgrund und wird auch nur als solcher angeführt.

Leider paßt hier auf Hebel, was er schon früher so tief als wahr ausgesprochen: „Langsam und Schritt für Schritt steigt man eine Treppe hinauf, aber in einem Augenblick fällt man hinab, und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde."

Jene Pietät, die aus Hofer einen Helden macht, der sich kecklich neben die glänzendsten Heroen des Alterthums stellen darf, ist ein Denkmal der unverwüstlichen Innigkeit und Treue des deutschen Volksgeistes. Es wird, mit und ohne Willen, daran gearbeitet, sie mit Stumpf und Stil nach dieser Seite hin auszurotten, sie hat schwere Geschicke gebracht und lange erdulden gelehrt; dennoch aber liegt in ihr ein tief ehrwürdiger Grundzug, der die Zuversicht gibt, daß

das, was der deutsche Volksgeist erfaßt, eine Ausdauer und Lebenszähigkeit erhält, die wir für die neuen naturgemäßen Zustände erringen und erhalten müssen.

So offen es nun auch zu Tage liegt, daß Hebel's Verfahren gegen Hofer ein Abfall von seiner Sendung und eine Versündigung an seiner eigenen Natur und der des Volkes war, so dürfen wir darum doch nicht vergessen, was er gethan, wie er so lange und innig all sein Sinnen der Freude und der Wohlfahrt des Volkes zuwendete. Es war damals eine trübe Zeit, die oft die Klarsten verwirrte und verschüchterte. Nur Wenige können sich davor retten, nicht den Fehlern ihrer Natur und ihrer Zeitumgebung anheim zu fallen, jeder trägt mehr oder minder ihre Schatten. So betrübend dies auch für den ersten Anblick erscheinen mag, so liegt darin doch wieder eine höhere Ausgleichung. Wir sind dadurch allein frei von der starren Macht des Autoritätsglaubens, wir legen bei jedem Charakter ohne Scheu den Maßstab der Kritik an, nichts gilt blos deshalb, weil es von ihm ausging;

wir geben uns nie gefangen an die Aussprüche und Thaten eines Einzelnen. Bei aller Verehrung verkennen wir die Schatten nicht und lassen sie mit Wehmuth oder in Erkenntniß der Mangelhaftigkeit alles Endlichen dahingestellt.

Hebel war der Hausfreund des Volkes, er war eine friedliche, dem Patriarchalischen zugewendete Natur, nicht zum Kampfe geboren; er arbeitete für die Begründung des Menschenwohls auf dem Boden der Privattugend, der häuslichen Umfriedung, für die Kämpfe „draußen in der Welt" war er nicht geartet.

Für das Kleinste im Privat- und häuslichen Leben hat Hebel ein sorgfältiges Auge, sein „Guter Rath", der Manchem „geringfügig und vielleicht lächerlich scheinen" wird, erstreckt sich mit eindringlichen Worten selbst darauf, wie man die Strumpfbänder knüpfen soll. Die angeführte von Hebel selbst erkannte Besorgniß könnte aber nur durch einen Misverstand in Erfüllung gehen.

Die Sorge für das Kleine, oft kleinlich ſcheinende, iſt die zur echten Wirklichkeit gewordene Liebe; das Leben wie es iſt ſetzt ſich aus tauſenden von kleinen Zuſtänden zuſammen, die alle durch einen gemeinſamen Gedanken gehalten ſind, der nichts zu geringe achtet, um ſich daran zu bethätigen. Die Hochpunkte, in denen die lebendige Idee als ſolche heraustritt, ſind ſelten. Kann man ſeine Mitmenſchen nicht von den großen Feſſeln und Banden befreien, ſo achtet es die wahre Liebe, die immer zugleich demüthig iſt, nicht zu geringe, ſie einſtweilen zu lehren, einen Bändel naturgemäßer zu knüpfen.

Die Sorglichkeit für das Kleine, die ſich in Hebel bekundet, iſt daher keineswegs geringfügig oder lächerlich.

Dabei müſſen wir es aber als einen Mangel erkennen, daß er ſo ſelten auf umfaſſendere Beziehungen hinleitet; für das Bürger- und Gemeinleben zeigt und bewirkt er faſt gar kein Intereſſe.

Wir dürfen Hebel hieraus keinen beſondern Vorwurf machen.

Das ſeit dem dreißigjährigen Kriege ſtockende und unterbundene Nationalleben hat vielfach die traurige Verirrung zur Folge gehabt, daß man bei uns Deutſchen aller nachdrücklichen Betheiligung an den öffentlichen Zuſtänden ſich entwöhnt hat. Noch heute wird es daher vielfach bedauert, wenn ein wiſſenſchaftliches oder künſtleriſches Talent nicht gleichgültig an den Gemeinzuſtänden vorübergeht, weil man — und oft mit Recht — fürchtet, es müſſe ſich an den Kleinlichkeiten zerreiben oder in Schwermuth und Bitterkeit ſich ſelbſt auflöſen; ſo ſehr fehlt es uns an jedem großen friedlichen Zuge des Gemeinlebens, in dem jede Kraft ſich gehoben und geeinigt fühlte. In viele Kreiſe iſt daher auch die Anſicht gedrungen, daß man um ſo vornehmer erſcheint, je weniger man ſich — ſo weit es nicht nothwendig das Amt verlangt — in die Staats- und öffentlichen Angelegenheiten miſcht. Die Vornehmen, die nichts gelernt haben und alle Mühe ſcheuen, etwas zu lernen, und die Studirten, die viel gelernt haben und unverdroſſen Alles lernen möchten, wetteifern darin, alle Bethätigung am öf-

fentlichen Leben abzulehnen. Und wer nun gar in den Kämpfen und Fragen des Tages öffentlich Wort ergreift oder Hand anlegt, über den rümpft man gar hochmüthig die Nase.

Das hat sich nun — Dank dem erwachten Volksbewußtsein — vielfach geändert. Die besten Namen der Wissenschaft und Kunst sind auch Herolde im Leben. Es ist kein Ehrentitel mehr, wenn man von einem sagt: „Er kümmert sich nichts um Politik" und wird hoffentlich bald eine Schande werden. Die falsche Abstraktion von Idee und Wirklichkeit, von Denken und Thun, muß in allen Gebieten sinken.

Aus der in das Privatleben zurückgedrängten Thatkraft, deren Schattenseiten sich in obiger Bemerkung herausstellten, hat sich in den von Wissenschaft und Kunst entfernteren Lebenskreisen, eine Blüthe gebildet, die wir wahren und hegen müssen: die Ausbildung des persönlichen und Familienlebens.

Die deutsche Volksschrift wird daher hiervon ausgehen und hierauf zurückkehren müssen.

Es ist unstreitig, daß alles öffentliche Leben,

alle Ausbildung der Gemeinverhältniſſe bodenlos und in die Luft geſtellt iſt, wenn ſie nicht die Privattugend, die Veredlung des Menſchen zur Unterlage hat, wie dies, von andrer Seite geſehen, auch wiederum Endziel iſt.

Erſt dadurch wird die Freiheit ein wahres unentwendbares Beſitzthum, wenn ſie ihre lebendige Wurzel in den Charakteren der Einzelnen, und nicht blos in gegebenen Inſtitutionen hat. Ein Hinwirken auf dieſe allein, ohne tiefere allgemein menſchliche Ausbildung, wäre daher hohl und halb. Die politiſche Tugend iſt die Frucht der Privattugend, der Zweck an ſich, der aber wiederum neue Lebenskeime in ſich hegt zu neuer Pflanzung.

Wie die freien Charaktere aber nothwendig freie Inſtitutionen erzeugen, ſo auch umgekehrt. Das Bewußtſein der innern Würde, das Streben nach menſchlicher Veredlung gewinnt eine frohe, friſche Triebkraft, wenn Inſtitutionen daſtehen, in deren Geſetzen die Anerkennung der Menſchenwürde Aller Geſtalt und Leben gewonnen hat. Es iſt wohl möglich, die innere

Ehre bis zu einem gewiſſen Grade auszubilden, ohne daß noch die äußeren Lebenseinrichtungen ihr entſprechen, dann aber entſteht Zwieſpalt und Mißmuth in den Herzen. Innere und äußere Ehre müſſen daher einander entgegenkommen. Da regen ſich wohlig die Keime in der jungen Erde, wenn die warme Sonne draußen wartet und lockt; da ſchaut man mit Herzensluſt die friſchen Triebe, wenn man nicht zu bangen und zu zagen hat, daß ſie im ſchnell umſchlagenden Froſte erſtarren.

Die heutige thatſächliche Staatskunſt macht ſich weſentlich dadurch geltend, daß ſie alle und jegliche Conſequenz des geſchichtlich Gewordenen oder ſogar des von ihr ſelbſt Gegründeten abzuwenden trachtet, ſei es, um den Schein zu retten, mit feinen Sophismen, oder einfacher und mummwundener mit Dekreten und Bajonetten. Man hat im Geſetze die Tortur abgeſchafft und will nicht zur Conſequenz der Geſchworenengerichte vorſchreiten, oder vielmehr darauf zurückgehen, was doch ſchon Juſtus Möſer bis zur Unwiderleglichkeit als unbedingte Folgerung nachgewieſen

hat. Das heutige Männergeschlecht im Volke hat eine Schulbildung genossen, wie sie noch zu keiner Zeit da war; nun aber soll überall gestaut und gestopft werden, da diese Bildung ihre natürliche Frucht in der Betheiligung am Religions-, Staats- und Rechtsleben in Anspruch nehmen will. Die alte Ordnung der Dinge mit dem Prinzipe des Patriarchalismus stützte sich wesentlich auf die Autorität in staatlicher, kirchlicher und gesellschaftlicher Hinsicht; das Prinzip des neuen Welt- und Völkerlebens ist die freie Bildung, das Individuum muß in sich seinen Schwerpunkt finden, nicht blos durch Anlehnung an ein außer ihm gesetztes Feststehen, und so müssen sich die Selbständigkeiten zu einem lebendigen Ganzen zusammenfugen.

Nun aber will man die freie Bildung wieder in die alte Autorität zurückbannen, statt sie zu ihrem nothwendigen Endziele zu führen, in der sie aus sich das Gesetz mit neuer Autorität erzeugt. Daher jene fieberhafte Aufregung, die man gerne eine Krisis nennt und durch allerlei Heiltränklein zu beschwichtigen trachtet.

Wie ſtellt ſich nun inmitten aller dieſer Zuſtände die Volksſchrift?

Eine Bibelſtelle mag als Anhaltpunkt und Antwort dienen. „Mit der einen Hand thaten ſie die Arbeit, mit der andern hielten ſie die Waffen" heißt es. Nehemiä 4, 17. Wie einſt, nach dieſem bildlichen Ausdrucke, die alten Juden kämpften und bauten, wie heute die nach innerer und äußerer Emanzipation vorſtrebenden Juden die innere Veredlung ihrer Glaubensgenoſſen und zugleich die gerechte äußere Stellung derſelben zu erringen trachten — ähnlich ſtellt ſich die Aufgabe des Volksſchriftſtellers. Wir müſſen das Ueberlebte und Abgeſtandene in den Gemüthern zu entfernen und dafür das ſchlummernde Gute zu erwecken trachten; wir müſſen dagegen andrerſeits die äußeren Hinderniſſe wegzuräumen und dafür die entſprechenden Lebensformen an die Stelle zu ſetzen ſuchen. Der reiche Inhalt des Menſchengeiſtes ſoll die Form der Geſetze erfüllen, mit ihnen eins werden; dies iſt aber nur möglich, wenn die Geſetze ſich organiſch aus Geiſt und Leben herausbilden.

Wohl werden die Feinde der Volksfreiheit die gerügten und aufgedeckten Mängel des Volksgeistes als Zeugen der Unmündigkeit, als nothwendige Stützen ihrer Willkürherrschaft zu verwenden suchen; das darf aber nicht abhalten der Wahrheit die Ehre zu geben und die Wahrheit wird bekunden, daß die Mängel u. s. w. wesentlich Folgen der aufgenöthigten und widernatürlich festgehaltenen Lebens- und Staatsformen sind.

Es ist ein verkehrtes, verderbliches Verfahren, einseitig die Menschen bereden zu wollen, daß durch veränderte Staatsformen allein die Freiheit festbegründet würde, daß die Naturwidrigkeit jetziger Gestaltungen allein die Schuld der Unfreiheit trüge. Vielmehr muß zugleich darauf hingewirkt werden, daß das Verrottete und Veraltete in den Gemüthern sich auflöse, damit die Freiheit nicht nur errungen, sondern auch erhalten werde.

Ebenso verkehrt als jenes blos auf Staatsformen u. dgl. gerichtete Streben wäre aber auch das, einseitig nur auf die Charaktere wirken zu wollen.

Es klingt faſt wie Hohn, ein freies Menſchenthum in unfreien Verhältniſſen zu fordern.

Darum muß nach beiden vereint gewirkt werden, nach innerer Veredlung und entſprechender äußerer Freiheit. Menſchenbildung und freies Bürgerleben ſollen Hand in Hand gehen.

Warum ſind ſo viele nach Freiheit ſtrebende Männer aus dem Volke, alsbald nachdem ſie zur Herrſchaft gelangt waren, von ihren Anhängern angefeindet und verläſtert worden? Es iſt nicht immer Abfall von der früheren Richtung, ſondern meiſt etwas Anderes. Jene Männer ſuchten vor Allem ſich die Liebe und Gunſt des Volkes zu erwerben, um jeden Preis; ſie ignorirten die Vorurtheile, Mängel und Laſter, ja ſie ſchmeichelten ihnen oft, nur um mit allerlei Mächten eine Aenderung zu bewirken. Iſt dieſe zu Stande gebracht, ſo muß die neue Ordnung der Dinge natürlich mit den alten ignorirten oder gehätſchelten Fehlern in Widerſpruch und Kampf gerathen; die alte Verehrung iſt von beiden Seiten dahin. Man klagt hier über Tyrannei, dort über Unverſtand; beides mit Recht.

Die Volksschriftsteller müssen dem Volke seine Mängel vorhalten und sie zu berichtigen suchen, andererseits das Bewußtsein seiner Würde und Kraft und der entsprechenden Lebensformen in ihm auferbauen.

Wer wahrhaft gute Menschen bilden will, muß sie zu freien Menschen bilden.

Wie es Aufgabe der religiösen Bildung ist, die Selbstüberwindung und die daraus erstehende Wiedergeburt zu schaffen, so ist es Aufgabe der politischen Bildung im weitesten Sinne, das freie Selbstgefühl des Menschen in persönlicher, gesellschaftlicher und staatlicher Hinsicht zu erwecken und zu festigen. Religiöse und politische Bildung widersprechen sich demnach nicht, sie sind vielmehr in dem geläuterten Individuum wiederum geeint.

Es gibt eine Richtung, die weiter nichts will als Selbstüberwindung ohne den Fortgang zu dem freien mit dem Gesetze eins gewordenen Individuum, und die demzufolge alles Selbstgefühl als sündhafte Ueberhebung und eitle Weltlust verdammt; dieser Richtung gegenüber steht die andere, die alle Selbstüberwindung für eitel Knechts-

ſinn anſieht. Beide Richtungen ſind Extreme, von denen die letztere das Menſchengeſchlecht in Subjektivitäten zerſpaltet, die erſtere die Menſchheit als Ganzopfer einem abſtrakten Geſetze darbringt.

Für die Volksſchrift kommt hier nur noch in Betracht, daß ſie ſtets zugleich poſitiv und negativ wirken muß, ſowohl rückſichtlich des innern als des äußern Lebens.

Wie ſchwierig dies ſich nach jeder Seite hin ſtellt, leuchtet von ſelbſt ein.

Hebel ſtand hauptſächlich auf der einen, innerlich poſitiven Seite. Wer möchte ihm daraus einen Vorwurf machen, daß er that wozu Natur und Geſchick ihn berufen hatte? Er iſt ein Vertreter der Humanitätsrichtung, die noch vom vorigen Jahrhunderte herüber die allgemeine Menſchenbildung, unbekümmert um die Kolliſionen des Staatslebens und unbehindert von denſelben, in's Werk zu ſetzen trachtete. Er führte dieſe mehr oder minder abſtrakte Richtung dem unmittelbaren Leben näher und ward dadurch ein Vertreter des Patriarchalismus.

Ich weiß wohl, daß Manche, die mit Hebel

am runden Tiſche des Karlsruher Muſeums geſeſſen, die ihn allerlei Schwänke erzählen hörten oder gar manche mit ihm ausführten, darüber lächeln werden, wenn ich Hebel etwa als Patriarchen bezeichnen wollte; ſie werden darüber lächeln, wie über ſo manchen in dieſen Blättern unternommenen Verſuch, den Charakter und die Wirkſamkeit Hebels aus allgemeinen Urſprüngen abzuleiten und damit zu verknüpfen. Aber das Weſen eines Schriftſtellers in ſeinen eigentlichen Grundzügen liegt in ſeinen Schriften vor. Es kann hier Beziehungen geben, die dem Manne ſelber nicht deutlich vor Augen ſtanden, die aber ein ſpäteres Geſchlecht erkennt, nicht weil es höher ſteht, ſondern weil es das ſpätere Geſchlecht iſt.

Hebel vertritt darin den Charakter des Patriarchaliſchen, daß ſein vornehmſtes Augenmerk auf die Ordnung des innern Menſchen und des häuslichen Lebens gerichtet war. Die Aufgabe des Bürgerlebens ſtand ihm fremd, er hat es nie völlig ausgeſprochen, aber es iſt, als ob im Hintergrunde ſeiner Seele der Gedanke lebte: Seid

brav und fröhlich, und überläßt alles Andere Gott und den vorgesetzten Behörden. Das läßt sich füglich als Patriarchalismus bezeichnen. Dazu kommt in Betracht, daß Hebel hauptsächlich lebte und schrieb unter der Regierung Karl Friedrich's, den man als den letzten Patriarchen bezeichnen kann. Die Nothwendigkeit, daß die Bürger selber durch Theilnahme am Staate für ihr Wohl sorgen, trat unter der Regierung jenes menschenfreundlichen Fürsten für Hebel nicht so scharf und bestimmt heraus. Zu diesen allgemeinen Erklärungsgründen kommt bei Hebel noch ein durchaus persönlicher, der mir von besonderer Bedeutung scheint. Wie in seinen Dichtungen aus dem Volke, so versetzte er sich auch in seinen Schriften für das Volk in seine eigene Jugendzeit zurück. Ich habe oben dargelegt, daß das Jugendleben eines Dorfkindes die wesentlichen Merkmale des Patriarchalischen trägt. Alles gestaltete sich daher für Hebel vornehmlich zu einem Haus- und Familienleben, in das die Bewegung des Gesammtlebens nur einzelne Klänge dringen läßt. Hätte Hebel als gereifter Mann später wieder

ganz und fortdauernd unter dem Volke gelebt, so hätte er nothwendig auch das Gemeinleben in sich verarbeiten und darstellen müssen. Die Verhandlungen in der Gemeindestube und was da von allgemeinen Interessen in dieses kleine Forum hereinragt, Alles dies hätte mindestens ebenso zur Aussprache kommen müssen, als was zu Hause am Herde laut wird.

Der Hausfreund wußte in der Familienstube, oder auch im Wirthshause beim Schoppen, manches gute Wort anzubringen und manchen Schwank zu erzählen; er will sich aber nicht recht dazu schicken, ein Führer und Wegweiser auf der offenen Heerstraße zu sein, ein Fahnenträger mitten unter den Kämpfern, oder ein Herold, der verkündet und erweckt, was man außer dem Hause zu erwarten und anzusprechen habe.

Mitten in der Kriegszeit wandelt der Hausfreund von Hütte zu Hütte, nöthigt mit heiterm Sinn ein Lächeln auf das verstörte, kummervolle Antlitz der Inwohner, heilt und tröstet und lenkt die Geister in sich zurück.

Wer möchte die Schönheit dieses Berufes

und seine treue Erfüllung verkennen? Müssen wir auch heute noch Weiteres erheischen, so darf sich das doch nicht zum Vorwurf für den Hausfreund gestalten.

Hebel hat sich auf einen ähnlichen Standpunkt gestellt oder sich auf demselben erhalten, wie sein größter Zeitgenosse: Göthe, er hatte das gleiche Bestreben, nur dem ewig Menschlichen in sich und anderen zu lauschen.

Wol müssen wir es noch heute beklagen, daß jener gewaltige wie dieser sinnig tiefschauende Geist darauf bedacht sein konnte, sich zu „salviren"; wenn aber einst der Kampf mehr ausgeglichen sein wird, wenn wir nicht mehr blos um die Ehre und das Dasein der Nation und die nothwendigen Bedingungen der freien Entfaltung zu ringen haben, dann wird man die bescheidenen Gebilde Hebel's wie die großen, gewaltigen Göthe's ohne Rückhalt und störende Nebenbetrachtung frei genießen können.

Der Kampf, die Opposition ist nicht Zweck, die Aufgabe der Presse z. B. hat, wenn die Schranken der Censur gefallen sind, noch kein

Ziel erreicht; es ſtellt ſich dann erſt die eigentliche heraus, den befreiten Menſchengeiſt die Fülle des in ihm ruhenden Guten und Schönen inne werden zu laſſen.

Jetzt, da wir noch inmitten der Arbeit des Kampfes ſtehen, mitten in den Staubwolken des hinwegzuräumenden Schuttes, können wir noch nicht harmlos die Feſtesfreuden des Geiſtes ſchaffen und entgegennehmen. Eine Weile können wir die Beengungen des Lebens vergeſſen oder hinwegdenken, dann aber bringt ſie der Tag uns ſtets wieder nahe; nur eine Weile laſſen wir uns das Spiel des Menſchenlebens in heiterer Sorgloſigkeit deuten und erklären.

Wol iſt das Leben ein ſtetiger Kampf und es iſt auch eine Freude, wenn wir alle Kraft ſich darin ſpannen fühlen; es gibt Naturen, die ſich in dieſer unausgeſetzten Spannung wohl fühlen; darf man aber Diejenigen der Mattherzigkeit zeihen, die ſich nach Frieden ſehnen, in dem die beſten Kräfte nicht mehr zur Gegenwehr und Vernichtung, ſondern zu freien Schöpfungen aufgebraucht werden?

Hebel war eine friedfertige, zum Frieden geborne Natur, er erhielt ſich zeitlebens jene Stimmung, die des Kampfes vergeſſend oder nicht inne geworden, dem Wechſel des Daſeins mit Lächeln und milder Weisheit zuſchaut.

Fühlen wir darum auch nicht den großen Pulsſchlag der Zeit in den Schöpfungen Hebel's, ſo können wir uns doch an der menſchenfreundlichen Regung erfreuen, die ſie durchzieht und ſolche ſelbſt da erkennen, wo ſie — wie bei Andreas Hofer — ungerecht gegen einen mächtigen und großen Zug des Lebens wird.

Einzelnes zur Charakteristik Hebel's. — Deutsche Herrenfurcht. — Nachwirkungen des Jugendlebens. — Das Nachgiebige. — Staatsdienst und Schriftstellerei.

Hebel, ein Mann aus dem Volke, hat später, da er als Prälat in der ersten Kammer saß, nie ein kräftiges Wort für die Sache des Volkes gesprochen. Abgesehen davon, daß das Verfassungsleben kaum erst gepflanzt war, gibt uns Hebel dafür einen persönlichen Aufschluß. In der Biographie wird nach seinen eigenen Aussagen berichtet, wie ihm seine Mutter schon frühe die Ehrfurcht vor jedem Schreiber einflößte *).

---

*) Ihr habt gut reden," sagte er zu mahnenden Freunden, „Ihr seid des Pfarrers N. Sohn von X. Ihr wart noch nicht zwölf Jahr alt, so hat schon Mancher euch Herr Gottlieb geheißen, und wenn Ihr mit

Man kann wol ſagen, daß eine Ermannung viel vermocht hätte und hätte vermögen müſſen, aber es kann hier nur um Erklärungsgründe zu thun ſein. Da eröffnet ſich uns nun ein gewaltig Stück deutſchen Lebens. Dem Volke gegenüber ſtehen die Beamten, die tauſend und aber tauſend kleinen Majeſtäten, oft noch geſchiedener als ehe-

---

Euerem Vater über die Straße ginget, und es begegnete euch der Vogt oder ein Schreiber, ſo zogen ſie den Hut ab und erſt, wenn Euer Vater den Gruß zurückgab, habt auch Ihr Euer Käpplein gelüpft. Ich aber bin, wie Ihr wißt, als Sohn einer armen Hinterſaſſenwittwe zu Hauſen aufgewachſen und wenn ich mit meiner Mutter nach Schopfheim, Lörrach oder Baſel ging und es kam ein Schreiber an uns vorüber, ſo mahnte ſie: «Peter, zieh 's Chäppli 'ra 'schumt a Her»; wenn uns aber der Herr Landvogt oder der Herr Hofrath begegnete, ſo rief ſie mir zu, ehe wir ihnen auf zwanzig Schritte nahe kamen: «Peter, blieb doch ſto, zieh gſchwind di Chäppli ab, der Her Landvogt chummt.» Nun könnt ihr euch vorſtellen, wie mir zu Muthe iſt, wenn ich daran denke — und ich denke noch oft daran — und in der Kammer ſitze mitten unter Freiherrn, Staatsräthen, Miniſtern und Generalen, vor mir die Standesherren, Grafen und Fürſten, und die Prinzen des Hauſes und unter ihnen der Markgraf Leopold, — faſt mein Herr."

dem die unmittelbaren Herren. Man muß es wissen, welch eine Scheu oft den unschuldigsten Bürger, ja selbst das Kind durchzuckt, beim Anblick eines Beamten. Gewiß, manche Beamte haben da und dort durch ihre Individualität ein besseres Verhältniß erzeugt, aber im großen Ganzen wird es so lange nicht sein, so lange die Staatskunst wesentlich Polizei ist, so lange ein organisches Staatsleben nicht das Selbstgefühl in den Bürgern erzeugt hat, das bei allem Gehorsam gegen die Obrigkeit bestehen kann, ja durch sie gestützt werden soll, so lange nicht die besten Bürger zu Beamten werden.

Wir sehen an Hebel, daß seine bescheidene und stille Natur sich von den empfangenen Jugendeindrücken nicht frei machen konnte.

Noch ein Anderes steht hiemit in Verbindung.

Nur Wenige können ermessen, welche unergründliche Nachwirkung ein gedrücktes Jugendleben auf ein zartes Gemüth ausübt. Jung-Stilling hat dies mit feinem Tiefblicke in seiner Lebensbeschreibung dargethan, oft fast unwillkür-

lich, manchmal aber auch mit hellem Bewußtſein. Er berichtet einmal, daß bei widerfahrener Unbill und Beleidigung ihm immer erſt das Weinen näher ſtehe als der Zorn. Ein tief pſychologiſcher Zug bekundet ſich hierin. Ein ſtrebſames, feinfühlendes Kind, von Jugend auf darauf hingewieſen, die Güte Anderer zu empfangen, ſich manchen Unbilden zu fügen, ſtatt gegen ſie anzukämpfen, erhält dadurch leicht etwas Nachgiebiges, Fügſames, das zur Weichheit werden kann. Was ſich mit der Zeit zur mannhaften Gegenwehr entwickeln ſollte, zur rückſichtsloſen Wahrung ſeiner ſelbſt, erhält dafür etwas Unentſchiedenes, Rückſichtsvolles, das den Moment nicht keck und zuverſichtlich erfaſſen läßt; das Kind iſt oft wie in einen Garten voll Früchte und Blumen geſtellt, der einem Fremden angehört. — Wie ganz anders ein Kind, das in höheren, freien Verhältniſſen ſeiner ſelbſtändigen Familie aufgewachſen iſt, das von frühe an gewohnt iſt, ſich nichts gefallen zu laſſen, der Welt die Selbſtändigkeit ſeiner Individualität entgegenzuſetzen, ſich nicht von Wohl-

thätern da und dorthin ſtellen zu laſſen, oft mit dem Widerſpruch des innerſten Weſens.

Selbſt dem Manne kann etwas von dieſer Vorgeſchichte anhaften, wenn auch nicht im ganzen Charakter, doch in einzelnen Momenten.

Hebel war weit entfernt von der Weichheit Jung-Stillings, der ſo zu ſagen mit empfindſamer Haut durch's Leben ging und den die leiſeſte Berührung elektriſch durchzuckte, aber auch Hebel behielt noch lange eine Nachwirkung ſeiner früheſten abhängigen Stellung, ſo ſehr er auch mitunter ſchon mitten in derſelben ſeine ungebändigte Natur geltend machte, wie in der Biographie (S. XIV) ein Schalkſtreich berichtet wird.

Ein älterer Schüler Hebel's, der jetzt mit einem der höchſten Staatsämter betraut iſt, erzählte mir einmal, daß er von Hebel einſt im Lyzeum hart angelaſſen wurde; auf eine Auseinanderſetzung hierüber wurde Hebel heftiger und behielt fortwährend eine Abneigung gegen ſeinen Schüler. Später, als dieſer ein Freund Hebel's geworden war, wurde die Sache in

trauter Stunde erörtert; Hebel gestand sein Unrecht, das dadurch veranlaßt war, daß Hebel glaubte, der Schüler wisse, wie der Lehrer ehedem Unterstützung von dessen Vater genossen und habe sich deshalb etwas gegen ihn herausgenommen.

So geringfügig dies auch an sich ist, zeigt es doch, daß in Hebel mitunter die Erinnerung an seine ehemalige Abhängigkeit störend auftauchte. Solches konnte aber nur in seltenen Momenten zur äußerlichen Kenntlichkeit hervortreten, im Ganzen schlug der heitere Lebensmuth und die Laune in Hebel's Charakter vor.

An die Erkenntniß der bezeichneten Fügsamkeit schließt sich noch ein weiteres Merkmal in Hebel's persönlichem und literarischem Charakter: der jeweilige Mangel an entschiedener Selbstbestimmung.

Mit welcher tiefquillenden Sehnsucht verlangte es ihn nach der Rückkehr in das Landleben, nach einer Dorfpfarrei, und er konnte sich nicht entschließen und entscheiden und war endlich froh, als ihm die Möglichkeit der Selbstbestimmung ab-

genommen, und ihm, wie man es nennt, „von oben" zu erkennen gegeben ward, er möge in seinem nunmehrigen Bestimmungsorte und Wirkungskreise verbleiben.

Diese hin und her schwankende Zaghaftigkeit ist aber nicht immer, und auch hier nicht, ein Zeichen der Unentschlossenheit, vielmehr wirkt eine vorherrschende rücksichtsvolle Beachtung Anderer dabei mit. Man läßt seine Natur nicht frei gewähren, weil man sich dankverbunden fühlt und weil man früher in gedrückten Zuständen erfahren hat, wie leicht ein Eigenwille verletzend in den andern eingreift; man ist daher eher geneigt, eigene Wünsche aufzugeben, als die Freude und den Wunsch Anderer zu stören. —

Das Staatsdienerleben benimmt gar Manchen die innere Machtvollkommenheit und Selbstbestimmung des Individuums. Da betritt man die untere Stufe als Accessist, Vikar u. s. w. und nach und nach, ohne weitere fortgesetzte Selbstbestimmung, und nur mit gewissenhaftem regelmäßigem Arbeiten wird man von Stufe und Stufe hinaufgewunden, bis man endlich auf einer ho-

hen Stelle oder im friedlichen Penſionszuſtande endet. Da iſt es nicht nöthig, daß man jeden Tag ſeine Arbeit ſchaffe und ſuche; wie durch unſichtbare Macht treibt die Staatsmaſchine den Stoff heran, der aufgearbeitet werden ſoll; da iſt nicht nöthig, daß man jeden Tag die ganze Kraft der Selbſtbeſtimmung wach rufe, täglich das Leben neu ſchaffe, mit Daſein und Erwerb und Stellung ringe, Alles geht, wie man ſagt, ſeinen geweiſten Weg.

Wie viele Selbſtändigkeiten werden da geopfert, müſſen geopfert werden.

In der Staatsdienerſchaft gewöhnt ſich auch die Seele leicht daran, gewiſſermaßen nur peremtoriſchen Urlaub zu nehmen, ſich blos bis zu einer vorgeſetzten Grenze zu entfernen, wenn ſie ſich aus der gewohnten Lebens- und Denkweiſe herausbegibt.

Es gehört eine unbeugſame Individualität dazu, da, wo man aus dem Schulleben mit ſeinen Vakanzen unmittelbar in die Staatsdienerſchaft mit ihren zeitweiligen Ferien und Beurlaubungen eintritt — ſich da noch die Vollkraft

und das ungeschmälerte Bewußtsein der individuellen Freiheit zu bewahren und sich darnach ein inneres oder äußeres Leben zu schaffen, das rein auf sich selbst gestellt ist. Es erforderte daher eine große Energie, sich plötzlich zusammenzuraffen, aus dem gewohnten Kreislaufe herauszutreten und ein Leben zu erobern, das den innersten Regungen gemäß wäre.

Wir gelangen hier an einen Punkt, der neuerdings zu vielfacher Erörterung Anlaß gegeben hat, es ist dies, dem besoldeten Staatsdienst gegenüber: die Schriftstellerei als Stand- und Lebensberuf. Niemand wagt es zu bestreiten, daß auf den Frieden gestellte Künste, wie Malerei, Musik, ein volles Menschenleben in Anspruch nehmen und nicht blos als Nebenbeschäftigung gelten dürfen; von der Schriftstellerei dagegen will man es noch nicht annehmen. Man kann sich auch noch nicht drein finden, daß es studirte Menschen, Gelehrte geben soll, ohne Titel und Amt.

Man will es noch nicht erkennen, welch ein neues Verhältniß die immer höher steigende Thei-

lung der Arbeit in der modernen Welt hervorgerufen. Man weist mit Jammer und Klagen auf die verlorenen Subjekte hin, ohne zu bedenken, daß es mindestens eben so viel im Staatsdienste gibt, nur daß diese nicht so herauszutreten haben, sich nicht jeden Tag Stellung und Unterhalt erringen müssen. Der Staatsdienst fordert vielfach das Opfer der Individualitäten, die Schriftstellerei vielfach die Opfer gesicherter äußerer Existenz; was ist mehr?

Wer sich in der Welt umsieht, wird viele in den Staatsdienst versetzte hochherzige und kraftvolle Geister finden, die in den endlosen Arbeiten der Büreaukratie ihre Kraft in anstrengenden Thätigkeiten aufbrauchen müssen, die sie großen Theils nutzlos oder naturwidrig erachten. Diese Seite muß auch hervorgehoben werden. Man findet solches aber nicht des Aufhebens werth, man scheint fast nur ein Auge dafür zu haben, wenn einmal ein Mensch sich unabhängig gestellt, sich über sich selbst getäuscht hat und verkommt.

Ich weiß wohl, daß sich Vieles gegen die Schriftstellerei als ausschließlichen Beruf sagen

läßt — von der Entfernung von der wirklichen Welt und ihren Bedingungen, von den Fährlichkeiten des Daſeins, die aber jeder nach ſeinem Berufe willig auf ſich nehmen muß — ich will hier blos noch entgegenhalten, daß eine unmittelbare Beamtung leicht am Detail haften macht, ſchöpferiſch neu geſtaltende Ideen erdrückt. Selten gehen organiſatoriſche Gedanken von den Kanzleien aus und ſie werden auch leicht aufgegeben, weil der erſte Eindruck, den ſie hervorbringen, der iſt, daß ſie das Bewußtſein der Mühſeligkeit und einbrechenden Verwirrung bei ihrer Durchführung erwecken. Man ſieht hier vor Allem und zunächſt die über einander rumpelnden Aktenſtöße in den wohlgeordneten Regiſtraturen, denen der neue Gedanke das Brett wegzieht, man denkt, wie neue Charaktere und Talente erforderlich ſeien u. ſ. w. Die noch ſo feſt ſtehende Wahrheit wird durch einen praktiſchen Handgriff bei Seite geſchoben, die unmittelbare Ausführbarkeit mit Schonung aller Verhältniſſe gilt als Maßſtab; was ſich nicht darnach fügt, iſt Ideologie.

Je weiter den Universitäten ihre körperschaftliche Unabhängigkeit entzogen wird und sie in die Staatsmaschine eingefugt werden, desto mehr gehen alle neuen Lebensgestaltungen von der freien Literatur aus, die widerruflich auf die jeweilige Anerkennung in der öffentlichen Meinung angestellt ist.

Es mag sonderbar erscheinen, dünkt mich aber doch bemerkenswerth, daß für einen Mann wie Hebel das Angemessenste gewesen wäre, wenn man ihn aller Amtsgeschäfte entledigt und ganz seinem schriftstellerischen Wirken für das Volk überlassen hätte. Es ist betrübend, wenn man liest, wie niedergedrückt sich Hebel — gleich dem kernmuthigen Voß — von den vielfachen Obliegenheiten fühlte: Akten lesen, ebräisch lehren, die Schulen visitiren u. s. w. u. s. w. hätte wol auch ein anderer gekonnt, das was Hebel's Beruf war, aber nur er *).

*) Neben dem bereits in der Biographie Mitgetheilten geben uns zwei in Schreibers Taschenbuch für Geschichte (1846) mitgetheilte Briefe weitere Belege. Diese

Es wird wol eine Zeit kommen, wo man nicht mehr alles Schreiben auf ungeſtempelte Bogen für halben Müßiggang anſieht, wo man, auch von Beamten-Standpunkte aus, einſehen wird, daß ein Wirken auf den Geiſt mehr regieren hilft als eine ganze Schaar von Menſchen, mit der Amtsgewalt angethan; daß die beſte Präventiv-Polizei, ja die einzig anwendbare,

---

Briefe ſind ſcherzhafter Weiſe in lateiniſcher Sprache an Ittner gerichtet, der (1812) zum Direktor des (katholiſchen) Seekreiſes ernannt worden war. Hebel ſchreibt: Deleo tamen meam caussam, qui ex urbe evolare cupio, quod haeretico mihi homini provincia tua occlusa est. Quod ni ita esset, rogarem abs te, ut me in circuli tui angulo quodam reciperes, in quo *pastoris* muneribus fungerer, certe *pastoritia carmina canerem.* In dem Briefe vom Januar 1817 heißt es: Ego, quam parum absim a boeotico homine, ipse ex eo audies; qui, nisi quod in *Museo* potius quam in alia quadam caupona cerevisiam meam bibo, nullo fere amplius cum *Musis* commercio utor, sed in *Acta* quae dicunt, imo ipsis Actis incumbo et in ludimagistros, qui meo respiciatui subjecti sunt, saevissimam tyrannidem exerceo. *Peream, ni in hoc injuncto mihi officio brevi tempore perituras sum.*

ein Wirken auf den Charakter und die Erkenntniß ist.

Man schätzt die Kunst des Arztes sehr hoch und weiß ihr vielen Dank, wenn sie eine ausgebrochene lebensgefährliche Krankheit heilt; man übersieht aber leicht die viel höhere Bedeutsamkeit, wenn sie dem Ausbruche zuvorkommt, einen naturgemäßen Zustand ohne Krisen herstellt und erhält.

Aehnlich stellt sich das Verhältniß von Staatsgewalt und Literatur.

Staatsleben und Sittlichkeit sollen vereint werden, die Gesetze des Innern dogmatisch äußerlich Gestalt gewinnen, das Individuum soll mit Liebe aufgehen in die Gesammtheit, die allgemeinen Bestimmungen müssen das Zusammenfassen der Selbstbestimmungen der Mehrheit sein. Die Poesie ist es dann, die die Menschen sittlich und frei zu machen strebt, sie mit sich und der allgemeinen Vernunft vereinbart, nicht auf dem äußerlichen Wege der Verordnungen, sondern durch innerliche Klärung.

Ich will damit durchaus nicht das unmittel-

bare Wirken des Geistes in Dienst und Sold des Staates gestellt wissen; der Staat, auch der höhere, sittlich durchdrungene, nicht blos thatsächliche, kann und darf doch sein Augenmerk vor Allem nur auf Thaten richten. Die Nation allein kann durch freie Theilnahme und Aufmunterung dem geistigen Wirken durch die Presse ihre Anerkennung und Förderung verleihen.

Indem aber Hebel längst im äußern Dienste des Staates stand, hätte dieser wol sein Wirken für den Geist als solches anerkennen dürfen.

Eine Verkennung alles innern Dranges und echt philisterhaft wäre aber die Annahme, Hebel hätte, äußerlich ganz frei gestellt, weniger für das Volk geschaffen.

Hebel hat erst als gereifter Mann sich der Volksschriftstellerei gewidmet, weil man erst in vorgerückten Jahren sich der wirklichen Welt und der realistischen Literatur zuwendet, während man in früheren Jahren, die Welt aus sich schaffend, mehr oder minder freien Phantasiegebilden nachgeht. Der Hausfreund folgte erst auf die allemannischen Gedichte. Was nun so

aus feſter Lebenskunde mit innerer und äußerer Nothwendigkeit hervorging, dem konnte man nicht ſo leicht abwendig gemacht werden, als dem, was etwa eine zeitweilige Stimmung mit ſich brachte.

Die Lebensfrage der Civiliſation. — Der Pauperismus und die Volksſchrift. — Die freien Vereine.

„Im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du dein Brod eſſen," ſo lautet der uralte Spruch, und eben darin liegt zugleich auch die Bedingung der menſchlichen Beſonderheit, gegenüber allem individuell unfreien, bloßen Naturleben.

Arbeit iſt das Loos des Menſchen, ihm iſt die ſtete Neugeſtaltung der Welt anheim gegeben, und der Inhalt ſeines eigenen Daſeins erſcheint nur als Folge der vorausgegangenen Arbeit.

Je höher die Civiliſation ſteigt, um ſo mehr ſcheint ſich jener uralte Spruch erſt zum Fluche auszubilden, einerſeits durch Trennung ſeines Vor- und Nachſatzes — Arbeit ohne Brod, Brod ohne Arbeit — andererſeits durch negative

Wiedervereinigung: Mangel an Arbeit und an Brod.

Hier ſind die glühenden Fragen des Tages, die ſich ſchwer anfaſſen und ſchmieden laſſen. Feige Bequemlichkeit wäre es indeß, auf ihre von ſelbſt erfolgende Verkühlung zu harren, in der es dann aber auch zu ſpät wäre, das Eiſen zu biegen.

Noch iſt für die Frage, die den Grund unſeres ganzen Geſellſchaftslebens erſchüttert, keine entſcheidende Löſung gefunden, um ſo mehr iſt daher Jeglicher berechtigt und verpflichtet, ſeine wenn auch mangelhaften Anſichten preiszugeben.

Hier mag ſogleich darauf hingewieſen werden, wie kindiſch oder wie aberwitzig diejenigen handeln, die, weil ſie ſich vorzugsweiſe mit der Frage des Pauperismus beſchäftigen, mit beſonderm Behagen die Beſtrebungen der von der Gewalt ihnen gerne überlieferten Liberalen verſpotten oder zu untergraben trachten. Und doch kann nur vermittelſt der freien Staatsformen eine Löſung der Privatnoth gefunden werden.

Wir wiſſen es ſo gut wie ihr, daß mit

Rechtsgleichheit, mit den Garantien der Rechtszustände, daß mit Preßfreiheit, Geschwornengerichten, Ausdehnung des Wahlrechts, freien Volksversammlungen, noch kein wesentliches Ziel erreicht ist, aber nur vermittelst dieser läßt sich eine lebendige Wiedervereinigung der Gesellschaft bewerkstelligen.

Freilich scheinen England und Frankreich, die mehr oder minder im Besitze jener Formen sind, solchem zu widersprechen; aber noch hat, wie selbst von communistisch-socialistischer Seite zugestanden wird, in Deutschland der Pauperismus und das Proletariat die „classische Höhe" jener Länder nicht erreicht, und noch darf man hinzusetzen, ist so viel sittlich religiöses Gefühl in deutschen Herzen, daß wir die Freiheit nicht blos zu selbstsüchtigem Behagen sondern zum Wohle Aller zu erringen trachten. Ist das Streben nach Freiheit sich seines sittlichen Endzweckes bewußt, so kann es nicht in eitle Selbstsucht zurücksinken. Der Kampf um politisch-religiöse Freiheit, der Deutschland bewegt, wird und muß in seinem Siege, eben durch seine Verbindung mit

dem wahrhaft Religiösen, sich in aufopfernder Liebe bethätigen. Der auf sittlichem Boden erwachsene Staat kann sich nicht mehr blos im unbehinderten Gewährenlassen jedes Einzelnen begnügen, im ruhigen Zuschauen, wie er sich durchschlage; inwieweit er aber durch Fürsorge, durch lebendiges Eingreifen sich geltend machen müsse, ohne die individuelle Freiheit aufzuheben, das eben erscheint als noch nicht gelöste Frage.

Ich behalte hier wesentlich das Verhältniß der Volksschrift zu diesen Fragen im Auge.

Zwei Gruppen, die sich zu Gegensätzen bilden, treten uns hier entgegen.

Die einen erwarten Alles von der Erziehung und Bildung des Einzelnen, innere Klärung und Hebung des Menschen soll ihm Sicherheit in sich geben und zu entsprechenden äußeren Zuständen führen. Man will eine „Hebung der unteren Klassen", indem man den Einzelnen durch sittliche Bildung zu erkräftigen trachtet, und eine ökonomische Hebung damit verbinden will; man will eine Urbarmachung brachliegender Gebiete, im eigenen Geiste sowohl wie im eigenen Lande.

Wesentlich aber läßt man hier den Einzelnen in seiner isolirten Stellung; durchaus an das bestehende Staatsleben anknüpfend, sucht man im Einzelnen zu verbessern und Maßregeln zu erweitern. Diese rein humanistische Richtung steht auch noch zum Theil vereint mit dem kirchlichen Transscendentalismus, wenn sie auch mit aller Macht gegen jene empörende Lügenhaftigkeit kämpft, die mit ihrem ewigen Singen und Sagen von Liebe und Verbrüderung der Menschheit, es gleichgültig mit ansieht, wie der Arme hülflos im Elend verkommt. Als Extrem der zum Theil auf humanem Boden ruhenden „innern Mission" zeigt sich jenes Bestreben, die Armuth und die Weltübel zu heilen, indem man die Massen in längst erstorbene Religionsformen zurückbannen will, es zeigt sich jene empörende Betbrüderei hartherziger Fabrikherren, die ihre ausgemergelten Fabrikarbeiter allabendlich zu Betstunden versammeln und sie in ihrem zeitlichen Elend an das himmlische Jenseits verweisen.

Sogar der rein humanen Richtung läßt sich entgegnen, daß es fast wie Hohn klingt, dem

mit ſtündlicher Angſt um ſein Daſein Ringenden die Hoheit ſeiner Menſchenwürde entgegenzuhalten, daß er ſich daran erhebe und ſie heilig achte. Sprecht dem, dem es im leeren Magen knurrt, von den Wonnen im Reich der Töne, ihr thut daſſelbe wie der Religionsheuchler, der beim Gejammer der hungernden Kinder den Vater auf das Halleluja der himmliſchen Sphärenmuſik vertröſtet.

Gegenüber der vorherrſchend geiſtig humanen Richtung ſtellt ſich die materialiſtiſch-communiſtiſche. Sie will nichts von einer ſittlichen oder auch ökonomiſchen Hebung des Einzelnen, ihr Augenmerk iſt die Geſammtheit, nur von einer vollſtändigen Umſtellung der ganzen menſchlichen Geſellſchaft erwartet ſie die gründliche Heilung des Uebels. An kein Gegebenes ſich anſchließend, ſich aus der abſtrakten Idee aufbauend, ſteift ſich dieſe Richtung auf eine unbeugſame Conſequenz.

Da die idealiſtiſche Löſung der Weltübel bis jetzt getrogen hat, wird das ſchnurſtracks Entgegenſtehende zum Prinzipe erhoben. Dieſe prin-

zipielle Ausbildung bis zum Extreme verdankt die materialiſtiſch-communiſtiſche Richtung aber dem gegentheiligen Extrem. Der hündiſchen Unterwürfigkeit gegenüber die ſich im Namen der Religion geltend macht, dem Zertreten der Menſchenwürde, das ſich damit brüſtet, das Leben überwunden zu haben, indem es ſolches vernichtet, das ganze Dieſſeits als bloße Candidatur oder Verweſung betrachtet — als Gegenſatz zu allem dieſem mußte ſich das materialiſtiſch-communiſtiſche Extrem ausbilden. Ihm zufolge ſoll der Menſch hier allein auf das Aeußere, auf den Genuß hingelenkt werden, er bedarf keiner Klärung, keiner Selbſtüberwindung und Erhebung mehr. Man beredet die Menge, alle Verruchtheit der Zuſtände komme nur daraus, daß die äußeren Verhältniſſe des Beſitzes u. ſ. w. nicht gehörig geordnet ſeien. Wir ſehen hier daſſelbe Moment, nur erweiterter, was wir oben bei manchen blos auf politiſche Formen Hinſtrebenden bemerkt haben; man ignorirt die Verderbtheit der Gemüther, man ſchmeichelt den Leidenſchaften und nimmt ſie gar zu

Bundesgenossen. Dies Extrem ist eben so verwerflich als das vorher betrachtete.

Hier kommt ein Punkt in Betracht, den ich bereits früher berührt und der für die Volksschrift von besonderer Bedeutung ist. Man wird von diesem Standpunkte aus leicht geneigt, alles Verbrechen und alle Sünde, alle Verschuldung, die in der selbst erzeugten oder festgehaltenen Niedrigkeit ihre Wurzel hat, als Folge der Zustände darzulegen, alles Uebel den socialen Mißständen in die Schuhe zu schieben, mit einem Worte: das Laster als Unglück darzustellen und mit einer ruchlosen Sentimentalität aufzuputzen.

Es ist bekannt, wie gerne Hoch und Nieder geneigt ist, eigene Verderbtheit durch die Verkettung der Umstände zu beschönigen. Dabei ist auch unbestreitbar, wie oft eine Missethat und sogar ein fortgesetztes Lasterleben ihren Ursprung in einer drängenden Verwicklung der Umstände, in dem Jugendleben u. s. w. hatten, wie namentlich die groben Laster und Vergehen, die sich im sogenannten niedern Volke finden, mit den

Verhältnissen und Zuständen desselben eng verbunden sind. In dem Strafverfahren besonders muß daher die Psychologie des Verbrechens und des Lasters immer mehr hervorgehoben werden, jene Umnachtung des Geistes, wo ein urgewaltiger Zug das Individuum wie mit dämonischer Macht in einen engen Kreis festbannt, die Rettung und Erhebung abschneidet. Dieses muß namentlich dem starren Gesetze gegenüber geltend gemacht werden, dessen nothwendige Unbeugsamkeit eine momentane Besonderheit und selbst eine allgemeine Milderung erfahren muß. Aber es heißt allen sittlichen Boden unterhöhlen, eine unabsehbare Corruption vorbereiten, wenn man diesen Standpunkt zum ausschließlichen macht, alle Verantwortung von dem Gewissen und dem freien Willen ab auf die Zustände wälzt. Wer kennt nicht die Zustände der Armuth? Alles aber einzig und allein auf die Armuth zu wälzen und dabei eine grimmige Aufreizung gegen die Bourgeoisie (wie man das freie Bürgerthum zu nennen beliebt) anzufachen, das ist sicherlich nicht wohlgethan.

Es kann nicht genug gegen diese Richtung gekämpft werden, die sich unter allerlei einschmeichelnden und verdeckten Formen geltend zu machen strebt.

Eine Vermittlung zwischen den beiden genannten Richtungen, zwischen der Wirkung auf den Geist und auf die äußeren Zustände zu versuchen, ist unendlich schwierig, und doch ist sie eben so unumgänglich wie wir sie bei den vorherrschend politischen Strebungen bezeichnet haben.

Ein noch so fein gefugter neuer Gesellschaftsplan ist ohne ein heiligendes, sittliches Prinzip nicht haltbar. Der Egoismus muß durch den Geist, durch Erziehung und Bildung überwunden werden, und nicht blos durch äußern Vortheil und Berechnung, die allerdings mächtig mitwirken können.

Die äußeren Zustände sollen naturgemäßer gestaltet werden, weil das Bewußtsein der in den Menschen auferbauten Würde es verlangt, und weil sie nur in derselben zur freien Entfaltung des Menschenthums gelangen können. Steht dies im Hintergrund, so ist das materielle Streben zu-

gleich auch ein sittliches, in sich gefestigt, auf das Ewige abzielend.

Kann es einen gerechteren Anspruch geben als den auf Arbeit und auf entsprechende Wohlfahrt in ihr und aus ihr? — Dieser naturrechtliche Anspruch stellt sich zu einer Anforderung an die Gesellschaft und weiter hinauf an den Staat, der die naturrechtlichen Beziehungen in sich aufgenommen und fest gestellt hat.

Und doch ist das „Recht auf Arbeit" und daraus folgende Wohlfahrt kein so unbestrittenes.

Der Polizeistaat kann und will es nicht anerkennen, weil er aufhören müßte Polizeistaat zu sein. Er weiß von seinen Bürgern nur etwas, wenn sie Steuern zu bezahlen oder Kriegsdienste zu leisten haben, oder er kommt nur zum Bewußtsein seiner Glieder durch deren Krankheit, wenn ein Bürger als Verbrecher u. dgl. verfolgt wird, oder prophylaktische Maßregeln zu geben sind. Was kümmert den Polizeistaat die Noth und das Elend des Gesunden, der sich noch durch kein Verbrechen der Fürsorge würdig gemacht hat? Der Polizeistaat hat seine Verordnungen

gegen das Betteln, hat seine Gefängnisse, durch deren Verbesserung er sich einen humanen Anstrich zu geben sucht.

Der Polizeistaat will nicht sehen, welch eine gewaltige Umwälzung hereinzubrechen droht, er sucht sich zu helfen, indem er Schweigen auferlegt und wer ein ungenehmes Wort davon verlauten läßt, für den hat man alsbald das nagelneue Ketzerwort Communist in Bereitschaft und er ist gerichtet. Der Polizeistaat sieht sich nicht einmal gemüßigt, Vorschläge, die nicht entfernt die Verletzung eines bestehenden Rechtes mit sich führen, zu berücksichtigen*).

*) Ich erinnere hier nur an den vortrefflichen, bis ins Detail ausgeführten Vorschlag von Karl Weil (Constitutionelle Jahrbücher 1844. 3. Bd.): Wie kann der Bau der großen Eisenbahnen als Mittel zur dauernden Verbesserung des Schicksals einer großen Zahl von Arbeitern benutzt werden?" Was ist darauf geschehen? Man hat keinerlei Organisation getroffen. Man hat sich begnügt, den Arbeits- und Nahrungslosen entgegen zu halten: wenn euch Arbeit und Lohn nicht gefällt, könnt ihr gehen. Man hat jeglicher Erörterung der ungeordneten Massen mit Bajonetten und Kugeln oder mit Einfahndung geantwortet. Der

Ein anderer Einwand, der das Recht auf Arbeit und die entsprechende Pflicht des Staates in Frage stellt, stützt sich auf die tieferen Grundlagen des Lebens.

Der Staat kann nur die Gewähr für die Möglichkeit der freiesten Entfaltung feststellen und schirmen, die Verwirklichung aber muß jedem Einzelnen vorbehalten bleiben, Jeder muß selber seines Glückes Schmied sein. Aber man kann nur schmieden, wo Eisen ist, ein bloßes leeres Geschehenlassen erscheint als illusorische Freiheit.

Hier zeigt sich wieder die schwierige Aufgabe

Friedensbau der neuen Zeit, die Bahn der Völkereinigung ist blutunterlaufen!

Man erschrickt vor der kommenden Zeit, da die Eisenbahnbauten vollendet sein werden, und doch ist nirgends eine Spur davon, daß man Veranstaltungen zur Verhütung der hereinbrechenden Noth trifft.

Die Erschwerungen der Ansässigmachung, aus Furcht der Gemeinden vor gesammter Verarmung, zeigt schon jetzt einen sittlichen und ökonomischen Zerfall, den auch der Polizeistaat sich nicht länger wird verhehlen können. Eine Hebung des erstarrten Staatslebens kann nur von der freien Gesellschaftung ausgehen.

die individuelle Freiheit in der gesammten und durch dieselbe zu erhalten, eine weltliche Vorsehung zu gründen, die der göttlichen nachstrebend, eben so viel Freiheit als Nothwendigkeit in sich schließt.

Das aber läßt sich wol als ein Ergebniß des eben Angeführten entnehmen, daß der consequente Communismus blos eine Umkehr der jetzigen Zustände ist und der innersten Menschennatur, deren Wesen die Freiheit und Selbständigkeit ist, widerspricht.

Der früher festgehaltene Dualismus von Arbeit und Genuß — wodurch dieser letztere als ein jenseitiges betrachtet und die Arbeit als das schlechte Diesseits entweiht und aller inwohnende Geist ihr entzogen wurde — ist selbst von communistischer Seite überwunden, und weil der Lohn als vermittelndes zu jenem Dualismus führte, und in der Bestimmug des Lohnes sich die Zerwürfnisse des Arbeitslebens aufthun, soll es gar keinen Einzellohn mehr geben, sondern Alles Gemeingut werden. Weil der Egoismus die Menschheit spaltete, soll alles Einzelleben sich in das gemeinsame auflösen.

Weil die Individuen sich so sehr vereinzelten, soll jetzt alles Individuelle aufgehoben werden. Weil der Einzelne sich nicht selber helfen konnte, soll jetzt die ganze Gestaltung seines Daseins nicht mehr von ihm, sondern von der Gesellschaft ausgehen; diese soll nicht mehr blos gewähren lassen, sondern auch Alles vorbereiten, anordnen und schaffen; weil die Maschinen dem Einzelleben Unheil gebracht haben, soll jetzt die Menschheit eine Maschine werden.

Der moderne Staat löste den auf Ständewesen und Zunftgliederungen gegründeten auf und ist — trotz vielfacher Restaurationsversuche — noch in der Auflösung des Ständewesens begriffen. Freie Konkurrenz nach allen Seiten, gleiche Berechtigung Aller und daraus folgende allseitige Freiheit des Individuums, ist Prinzip des neuen Staats- und Gesellschafts-Lebens.

Im heutigen Staate nun wie er ist, hat nichts eine Gliederung und innere Verbindung als die Herren Beamten und Offiziere. Sie bilden auch den Einband und die Klammern, um

die losen aus einander fallenden Blätter zusammenzuhalten. Das Bürgerthum, als Träger der neuen Geschichte — von einem vierten Stande zu reden erscheint als willkürliche Anomalie — das Bürgerthum zerfällt wesentlich atomistisch in Individuen. Ruht auch der Begüterte auf der breiten Unterlage seines Besitzes, so ist er doch nicht minder isolirt als der von seine Hände Arbeit Lebende oder dabei Darbende, wenn er solches auch nicht so unmittelbar schwer empfindet.

Das neue Leben ringt daher nach neuen Formen, in denen es gilt, die Eroberungen der Neuzeit, die freie Concurrenz, das freie Individuum zu wahren und dabei eine Gemeinsamkeit herzustellen, in der jene geregelt und dieses in organische Verbindung mit anderen gebracht werde.

Der letzte Zweck des staatlichen Gemeinlebens ist das freie Individuum, dieses soll und muß erhalten werden bei der organischen Verbindung der Einzelnen.

Das freie Vereinsleben erscheint daher als

nothwendig, das allerdings zunächst denen zu ſtatten kommt und kommen ſoll, die ihre Arbeitskraft zu vereinen haben, das aber auch in ſeinen weiteren Folgerungen die geſammte Geſellſchaft zu einem neuen lebendigen ſich in allen ſeinen Theilen hebenden und tragenden Organismus verbinden wird.

Es hieße aber, die Aufgabe über's Knie abbrechen, wenn man einerſeits — in die alte Büreaukratie zurückfallend — die freie Concurrenz an die Allmacht des Staates ausliefern, ſich vor der Freiheit unter den Schutz der Polizei begeben wollte, oder wenn man andererſeits communiſtiſch den Stil umkehrte und das freie Individuum in eine Kaſernenwirthſchaft einzuſperren trachtete.

Die neue Zeit hat hier ſchwere Fragen und Aufgaben vorgelegt, würdig, daß ſich die Beſten an deren Löſung verſuchen.

Die Volksſchrift darf ſich — meiner Anſicht nach — nicht verleiten laſſen, ſich hier auf das weite Meer der Hypotheſen hinauszuwagen; das muß der Wiſſenſchaft überlaſſen bleiben. Man

nimmt zu Entdeckungsreiſen nicht alsbald die ganze Nation an Bord.

Die Volksſchrift muß ſich möglichſt an ſichere Errungenſchaften halten.

Kein noch ſo abenteuerlicher Organiſationsplan ſoll durch eine Gedankenpolizei zurückgehalten werden, denn nicht immer rettet ſich der erlöſende Geiſt aus dem verhängten allgemeinen Kindermorde. Nur ſoll nicht das lallende Kind ſchon Führer und Heiland ſein wollen, es muß erſt zum Manne reifen und erſtarken.

Es gibt heut zu Tage Viele, die nicht ſchnell genug zu dem Ruhme gelangen können, Erfinder einer neuen Weltordnung zu ſein, und was ſie geſtern gefunden, ſoll heute ſchon der ganzen Menſchheit einziges Heil werden. In einer guten Wirthſchaft verbraucht man aber nicht alsbald die neue Ernte, man füttert nicht neuen Hafer, der nur den Bauch auftrommelt und nicht ſättigt — man hält für Nahrung und Ausſaat einen guten Vorrath.

Die Vorrathskammern des Geiſtes ſind ſo voll geſpeichert, es erſtickt ſo viel geſunde Frucht,

daß wir wol zu thun haben, das Alte zu verbrauchen.

Neben vielem andern hat daher die Volksschrift den Beruf und die Aufgabe, der freien Vereinigung der Menschen zu gegenseitiger Aushülfe und gemeinsamer Förderung ihrer Interessen vorzuarbeiten, die Gemüther zur Benutzung des Vorhandenen anzuregen und Wege zu Neuem zu bezeichnen und anzubahnen. Schon haben einzelne wenn auch unscheinbare Veranstaltungen genannter Art im Volke Platz gegriffen, es gilt nun, der Zerfahrenheit und Rathlosigkeit immer mächtiger entgegenzuarbeiten, vielleicht daß dann auch der Polizeistaat eine Rettung anerkennen und gewähren lassen wird, die nicht aus ihm gekommen ist.

Ich will mit einem freudigen Aufblicke ſchließen.

Hebel wollte in ſeinem letzten Willen die Beſtimmung feſtſetzen, daß aus einer Stiftung von ſeiner Hinterlaſſenſchaft: den Greiſen zu Hauſen (ſeinem Geburtsorte) jeden Sonntag ein Schoppen Wein verabreicht, den armen Schulkindern aber die nöthigen Bücher angeſchafft werden ſollten.

Dieſe letztwillige Verfügung blieb leider unausgeführt, ihre beiderſeitige Abſicht zeigt aber Hebel's vorherrſchende Beſtrebung. Nicht ausſchließlich der Noth, ſondern weit mehr der Lebensfreude zugewendet; die Alten ſollten Wein zu trinken bekommen und fröhlich und guter Dinge ſein.

Ich habe in dieſen Blättern bereits mehrfach Stellen aus der Bibel angeführt, weil dieſe in friſcher Anſchaulichkeit oft ausgebreitete Ergebniſſe des Denkens und Fühlens zuſammenfaßt. Auch hier paßt wieder eine Bibelſtelle. In den Sprüchen Salomo's Cap. 31, V. 4—10 heißt es: „O nicht den Königen, gib den Königen nicht Wein zu trinken, noch den Fürſten ſtarkes Getränk. Sie möchten trinken und die Rechte vergeſſen, und verändern die Sache irgend der elenden Leute. Gebt ſtarkes Getränk denen, die umkommen ſollen, und den Wein den betrübten Seelen. Daß ſie trinken und ihres Elendes vergeſſen, und ihres Unglücks nicht mehr gedenken. Thue deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache Aller, die verlaſſen ſind. Thue deinen Mund auf und richte recht, und räche den Elenden und Armen."

Nicht blos um ihres Elendes zu vergeſſen ſoll den Armen und Verlaſſenen der Freudentrunk bereitet und gereicht werden, ſondern auch damit ſie inne werden der Herrlichkeit und der Segnungen des Daſeins.

Der Noth und dem Mangel ſoll mit aller Macht geſteuert und neue Lebenseinrichtungen zu ihrer Verhinderung geſchaffen werden. Um Menſch zu ſein, zur Schönheit des Menſchendaſeins, genügt aber die knappe Befriedigung des bloßen Bedürfniſſes nicht; das erheiſcht einen gewiſſen Ueberfluß, eine Feſttagsfreude, ein Huhn im Topfe, wie jener wohlmeinende König ſich ausdrückt, ein flatterndes Band am ſchützenden Kleide.

Wir müſſen unabläſſig darauf dichten und denken, dem Volke, das mit des Lebens Laſt ringt, die Möglichkeit zu bereiten, aus dem reichen Quell des Lebens nicht nur ſeinen Durſt zu ſtillen, ſondern auch Freude zu trinken.

Der ewige Quell des Geiſtes iſt noch unſer, ſo ſehr auch die modernen Unholde ihn abwehrend umſtehen; mit Muth und Liebe können wir vordringen und manchen Labe- und Freudetrunk daraus ſchöpfen.

Vorerſt iſt es unſere Pflicht, dem Volke durch die Schrift, durch Poeſie und Lehre Erhebung und Freude zukommen zu laſſen. „Nicht den Königen, — nicht denen, die auf die Höhe des

Lebens gestellt sind — gebt Wein den betrübten Seelen."

Wol aber mögen wir hoffen, daß der Geist und die Hoheit des Daseins nicht mehr blos aus dunkeln Lettern auferstehe, sondern daß Schönheit und Freude einst wieder inmitten des Lebens wohne, daß Blumen die Fenster der niedersten Hütte umranken, aus denen in Freiheit und Wohlfahrt begnügte Menschen schauen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

14 DAY USE
'URN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

s book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
enewed books are subject to immediate recall.

19Apr'63PS
RECD LD
MAY 15 1963

NOV 21 1982

REC. CIR. SEP 1 5 '82

31A–50m-11,'62
3279s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

M323267 PT2298 H3Z63

Auerbach, B.
Schrift und volk

M323267

PT2298
H3Z63

YC149044